Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

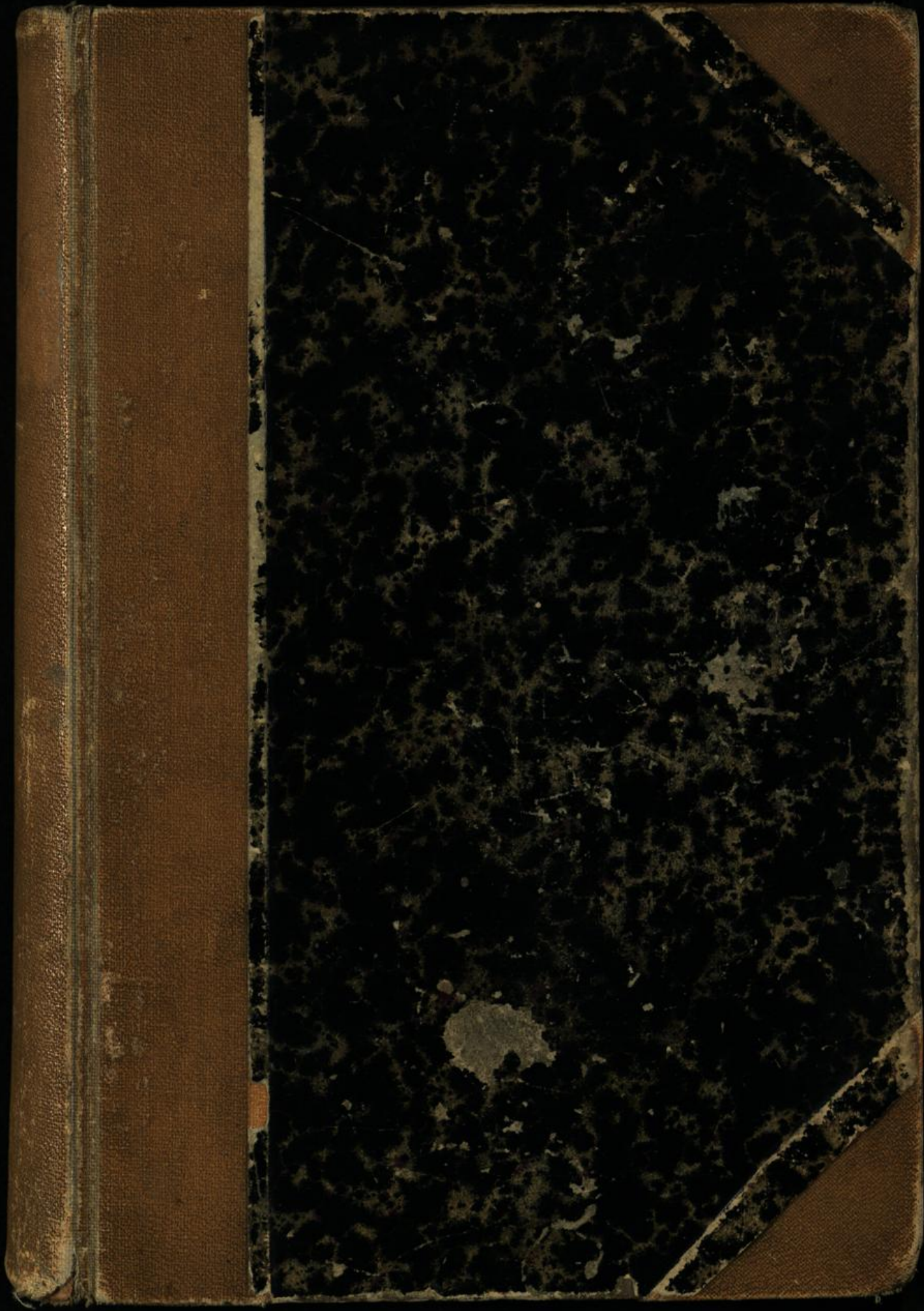
Eine ungekannte Welt

Judäus

Frankfurt a. M., 1907

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-2077

Visual Library



866
4

Verein für jüdische Geschichte u. Literatur
Ludwigshafen a. Rh.

1. Lesezeit: 8 Tage.
2. Will der Leser das Buch länger als 8 Tage behalten, so hat derselbe für jede weitere Woche 20 ₰ Leihgebühr in die Bibliothekkasse zu entrichten.
3. Die Bücher sind in demselben Zustande, wie sie der Leser empfangen hat, dem Bibliothekar wieder zurückzugeben.
4. Sollte dem Leser ein Buch abhanden kommen oder sollte dasselbe bei ihm derart beschädigt werden, daß es für die Vereinsbibliothek unbrauchbar geworden, dann hat der Leser den Anschaffungswert des betreffenden Buches der Bibliothekkasse voll zu ersetzen.

№ 56

65

Eine ungekannte Welt.

Erzählungen

aus dem jüdischen Familienleben.

Von

Judäus.

5667.

Frankfurt a. M.
Verlag von Sänger & Friedberg.
1907.

Universitäts-
bibliothek
Inventarnr.
96002150

Inhaltsverzeichniß.

		Seite
I.	Späte Sühne	1
II.	Träume	123
III.	Beim Minister	145
IV.	Kurirt	225
V.	Sabbatruhe	277
VI.	Es schläft und schlummert nicht der Hüter Israels	299
VII.	Was ein Esrog werth ist	321
VIII.	Der Rabbi als Geldverleiher	345
IX.	Der König und sein Rathgeber	367
X.	Christine von Wanfried	391
XI.	Ein Sedermahl vor fünfzig Jahren	409
XII.	Ein curioser Rechtsfall	425
XIII.	Elijohu Hanowi	437
XIV.	Rabbiner und Priester	455
XV.	Mein Fliegenglas	485
XVI.	Das Chanuka-Trendelchen	495
XVII.	Zu Neïla	507

I.

Späte Sühne.

I.

Vor genau dreihundert Jahren lebte in Frankfurt a. M. Rabbi Jesaja Hurwitz. Er war einer der bedeutendsten Männer seiner Zeit und das wollte damals viel sagen, wo Kenntniß der Thora und gewissenhafte Erfüllung ihrer Gebote Gemeingut der jüdischen Zerstreuten in allen Ländern ihrer Zerstreuung war. Rabbi Jesaja überragte seine Zeitgenossen durch seinen tiefen, hellen Geist, der alle Gebiete der Thora mit wunderbarer Vertrautheit beherrschte. Auch in die Wissenschaft der Kabbala war er tief eingedrungen. Mit seinem durchdringenden Verstand verband er ein edles Herz und eine innige, aufrichtige Frömmigkeit, welche die Gedanken des hohen Geistes und die Regungen dieses guten Herzens in herrliche Thaten umsetzten. Was außer diesen Vorzügen des Geistes und Herzens Rabbi Jesaja noch vor anderen Rabbinen vortheilhaft auszeichnete, war der Besitz irdischer Reichthümer. Er verwandte diesen Wohlstand in einer Weise zum Wohle seiner Mitmenschen, die uns geradezu unglaublich klingen würde, wenn wir nicht zuverlässige Zeugnisse darüber hätten. Rabbi Jesaja setzte sich nie zu Tische nieder, ohne daß wenigstens achtzig Gäste an seinem Mahl theilnahmen!*)

*) Bezeugt von seinem Sohne Rabbi Scheftel in der Vorrede des Buches: „Wowe Hoamudim."

Dieser einzige Zug gibt uns einen Maßstab für die ungewöhnliche Wohlthätigkeit, die im Hause des Frankfurter Rabbiners geübt wurde. Dieses Haus und das Leben seiner Bewohner gehörten der ganzen Welt. Hunderte von Schülern hatten sich um den weltberühmten Lehrer aus aller Herren Länder zusammengefunden. Ihre Ausbildung und Versorgung galt Rabbi Jesaja unter den zahlreichen Liebesthaten, die seine Wirksamkeit auszeichneten, als Gegenstand besonderer Fürsorge.

Unter den Schülern, die zum großen Theil schon im gereiften Mannesalter standen, befand sich ein junger Mann, Namens Proßnitzer, der erst siebenzehn Jahre zählte und trotzdem von Rabbi Jesaja mit besonderer Auszeichnung behandelt wurde.. Er hatte ein großes Wissen, und führte einen für seine Jugend so frommen Lebenswandel, daß er in dem Hause des Rabbiners als sogenannter Haus-Bochur Aufnahme gefunden hatte, also wie ein Hauslehrer als zur Familie gehörig betrachtet wurde.

Rabbi Jesaja hatte mit seinem Hausbochur eben das Pensum durchgesprochen, das er mit den Kindern im Talmud durchnehmen sollte, als die Rabbinerin ganz erregt ins Zimmer trat.

„Lieber Mann, Dein Pelz fehlt, ebenso Deine sämmtlichen Schabboskleider, und der schöne, blaue Jomtofrock mit den goldnen Knöpfen! Die hat Niemand anders genommen, als —"

„Sprich nicht weiter, liebe Frau," unterbrach mit sanftmüthiger Bescheidenheit Rabbi Jesaja die Aufregung seiner würdigen Ehehälfte. Dieselbe war in der That die würdige Gattin ihres Gatten. Die große Gastlichkeit, die in diesem

Hause geübt wurde, wäre ohne eine solche Hausfrau ja nicht denkbar gewesen. Sie trug gern die schwere Bürde eines solchen Hausstandes, aber sie war doch zu viel Hausfrau, als daß sie einen solchen Mißbrauch ihrer Gastfreundschaft ruhig hätte hinnehmen sollen.

Sie wußte, wie ihren Mann die schlechte Handlungsweise eines Gastes empören mußte. Da sie aber in den Mienen und in den Worten ihres Mannes keine Spur von Erregung gewahrte, so glaubte sie schon, sie habe sich in der That geirrt und ihr Mann wisse Näheres über den Verbleib der Kleider. Sie wurde in dieser Annahme noch bestärkt, als Rabbi Jesaja fortfuhr:

„Wenn Jemand einen Gegenstand nicht sofort finden kann, und er sagt, mir fehlt das und jenes, so hat er schon ein Unrecht gethan. Denn in dieser Form der Rede liegt schon eine mittelbare Verdächtigung des Diebstahls, wenigstens verbindet sie unser Sprachgebrauch stillschweigend damit. Hätte ich Dich aber weiter reden lassen und Du hättest gar den Namen desjenigen über die Lippen gebracht, den Du in Verdacht hast, so hättest Du möglichenfalls, ja sogar höchst wahrscheinlich einen unserer Gäste unschuldig verdächtigt. Das ist ein Verbrechen, schwerer als der vermeintliche Diebstahl, der Dich so erregt. Du weißt, was unsere Weisen sagen: „Wer Unschuldige fälschlich verdächtigt, der wird an seinem Körper bestraft.“ Und mit Recht. Der Gast hätte in vorliegendem Falle seinem Wirth nur einen Rock, aber die Wirthin hätte ihrem Gast die Ehre gestohlen.“

Gegen diese Argumente konnte die Rabbinerin nicht ankämpfen. Aber der blaue Rock mit den goldenen Knöpfen war so leicht nicht zu verschmerzen.

„Wenn ich nun sicher wüßte oder vermuthete, wer unsere Kleider hat, dürfte ich dann nicht nach dem Gesetz der Thora dort einmal eine Untersuchung vornehmen lassen?" fragte nach einer kurzen Pause die Rabbinerin, indem sie dabei die Augen zu Boden senkte, weil sie einen vorwurfsvollen Blick ihres Gatten fürchtete, dem sie sich an Adel der Gesinnung so wenig ebenbürtig dünkte.

„Nach dem Recht der Thora allerdings. Aber wir sollen nie auf dem strengen Recht verharren. Wir müssen gegen unsere Mitmenschen so handeln, wie wir möchten, daß Gott mit uns verfährt. Wie könnten wir auch nur kurze Zeit bestehen, wenn Gott an unser Thun und Lassen den Maßstab des unerbittlichen Rechts legen wollte! Wie könnten wir Gottes Gnade für unsere Fehler und Schwächen anrufen, wenn wir an die Fehler unserer Mitmenschen nur das unerbittliche Maß des strengen Rechts legen wollten! Ist Dir nicht der Ausspruch der Weisen bekannt, daß, wer nicht auf seinem strengen Recht besteht, von Gott die Verzeihung aller Sünden erhoffen darf?"

„Gewiß kenne ich diesen Ausspruch," entgegnete die Rabbinerin. „Er ist von Raba und findet sich im Talmud Rosch haschono, Seite 17."

Proßnitzer, der Zeuge dieser ganzen Unterredung gewesen war, entfuhr unwillkürlich einen Ruf des Erstaunens über die für eine Frau so seltene Belesenheit im Talmud. Die Rabbinerin, die in ihrer Erregung die Anwesenheit des jungen Mannes vollständig übersehen hatte, sagte zu ihrem Manne, so daß es Proßnitzer aber ganz gut hören konnte:

„Sage dem Bochur, wenn ich nachher fort bin, daß ich, wie es einer jüdischen Frau zukommt, niemals in eine Gemoro

hinein gesehen habe, daß ich das alles aus meinem deutschen Chumesch weiß, das ich so oft gelesen und wieder gelesen habe, daß ich die Seitenzahlen der angeführten Talmudstellen auswendig kenne."

Ueber Rabbi Jesaja's Züge glitt ein feines Lächelns, wie es zu geschehen pflegte, wenn ihm ein guter Gedanke durch den Kopf ging. Die Einmischung Proßnitzers hatte ihn augenscheinlich auf diesen Gedanken geführt.

„Liebe Frau," fuhr er so heiter fort, daß die Erregung der Rabbinerin sich immer mehr und mehr legte, „wir wollen jetzt der Sache einmal auf den Grund kommen. Ich möchte Dich einmal überzeugen, wie leicht man Jemanden falsch beschuldigen kann. Die wolltest vorhin die Namen derjenigen nennen, welche Du im Verdacht des Diebstahls hast und wirst es mir sicher danken, daß ich Dich von dieser Sünde zurückgehalten habe. Da ich an die Unschuld der Männner glaube, so begehe ich wohl keine Sünde, wenn ich sie Dir nenne. Du brauchst es nur durch ein Kopfnicken zu bestätigen, wenn ich die Deiner Meinung nach richtigen vermuthe. Es sind die drei Herren, die schon seit zwei Tagen bei uns waren und heute nach Tisch weiter gereist sind. Ist's so?"

„Du bist ein leibhaftiger Beweis für die Worte der Weisen, daß ein Weiser größer ist als ein Prophet."

„Nun denn, die Leute sind jetzt etwa seit vier Stunden fort. Sie haben mir gesagt, daß sie in der Richtung nach Mainz reisen, ich werde einen Boten nachsenden, der ihre Effekten durchsuchen soll und nöthigenfalls sogar mit Hilfe der Polizei und dann wollen wir sehen, wer von uns beiden Recht hat. Das Naheliegendste wäre, daß ich unseren Gabbe Reb Schamschon nachschicke. Aber abgesehen davon, daß er

durch sein Alter etwas schwerfällig ist und die Reisenden nicht so rasch einholt, möchte ich die Beschämung der unschuldig Verdächtigten nicht dadurch vergrößern, daß ich noch einen Dritten ins Vertrauen ziehe. Da aber unser Hausbochur ohnedies Zeuge unserer Unterredung war, so schlage ich ihn für diese Mission vor. Was hältst Du davon?"

„Wenn er Dir genehm ist, so ist er mir's gewiß," erwiederte die Angeredete mit feiner Anspielung auf ein gleichlautendes talmudisches Citat.

„Proßnitzer macht Euch reisefertig, in einer halben Stunde seid Ihr hier bei mir. Dann will ich Euch Eure Verhaltungsmaßregeln mit auf die Reise geben. Ich denke, daß Ihr nur zwei bis drei Stunden zu marschieren braucht, um die drei Gäste zu finden. Sie sind nicht so gut zu Fuß wie Ihr es seid. Sind sie wirklich unehrlich, dann trinken sie und halten sich lange in Wirthshäusern auf. Also, verliert keine Zeit."

Proßnitzer entfernte sich sofort, aber die Rabbinerin hielt noch das Bedenken zurück, ob die Fremden nicht vielleicht ein falsches Reiseziel angegeben hätten, um vor jeder Verfolgung sicher zu sein.

„Sei unbesorgt," entgegnete Rabbi Jesaja. „Die Herren ersuchten mich um Empfehlungen an den Rabbiner von Mainz, die ich ihnen auch bewilligte. Das wird Dir genügen. Für mich, der ich sie für unschuldig halte, bedarf es dieses Beweises nicht einmal. Wir wollen jetzt über den ganzen Handel so wenig Worte verlieren, als nur eben möglich, um nicht zu einer Sünde zu gelangen. Hat sich die Sache erst aufgeklärt, so wollen wir unsere Gedanken darüber schon austauschen."

„Lieber Mann," entgegnete die Rabbinerin, „ich habe bei der ganzen Sache nur ein Bedenken. Wo wir beide bis jetzt je eine Meinungsverschiedenheit hatten, hat sich füglich immer herausgestellt, daß ich im Unrechte war und Du immer Recht hattest, ich fürchte, es würde dieses Mal wieder so gehen."

„Du fürchtest?" entgegnete Rabbi Jesaja. „Darüber müßtest Du Dich freuen, wenn es uns gelungen ist die Unschuld fälschlich Verdächtigter an den Tag zu bringen! Wenn Du aber wirklich glaubst, daß ich im Rechte bin, und daß Du die drei Leute in der That unschuldiger Weise verdächtigt hattest, dann können unsere Nachforschungen unterbleiben."

„Aber wie bekommen wir unsere schönen, gestohlenen Kleider wieder?"

„Du sprichst schon wieder von gestohlenen Kleidern! Ich sehe, wir müssen der Sache ihren Gang lassen, sonst wirst Du mit dem Munde mir zustimmen, im Herzen aber den schwarzen Verdacht weiter hegen. — Proßnitzer soll auf die Reise nach Mainz!"

II.

Die Rabbinerin hatte kaum wenige Minuten das Studirzimmer — damals sagte man „Lernstube" — ihres Mannes verlassen, als Wolf Proßnitzer reisefertig eintrat. Die Freude, wieder einmal reisen zu können, wenn auch nur für wenige Stunden, und die noch größere, seinen Wohlthätern einen kleinen Gegendienst leisten zu können, blitzte aus den dunklen Augen des jungen Mannes. Er trug in der rechten Hand einen derben, kernigen Stock und in der linken ein kleines Paquet.

„Was habt Ihr in dem Paquet?" fragte leutselig der Rabbiner.

„Es enthält nichts als Tallis und Tephilin und ein kleines Raschi-Chumesch, um, wenn sich Zeit dazu findet, unterwegs etwas lernen zu können."

„Das ist Recht. Aber Ihr habt eine wichtige Sache vergessen. Ihr müßt Euch etwas zu essen mitnehmen, und ich gestatte nicht, daß Ihr das Haus verlasset, ohne Euch in der Küche richtig zu verproviantiren. Ihr wißt, Gedola Legima! Die Wegzehrung ist etwas Großes. Wir lassen keinen Fremden ohne Nahrungsmittel für die Reise ziehen, wie könnten wir Euch eine Reise ohne Proviant antreten lassen, die Ihr für uns zu machen so freundlich seid. Aber jetzt habe ich Euch im Vertrauen eine Mittheilung zu machen; setzt Euch."

Als sich der junge Mann niedergesetzt hatte, trat Rabbi Jesaja an ihn heran und sagte mit gedämpfter Stimme:

„Es drückt mich ungemein, daß meine gottesfürchtige Frau gegen fremde Menschen einen schwarzen Verdacht hegt, ohne einen anderen Anhaltspunkt dafür zu haben, als daß sie die Kleider nicht mehr findet, und daß die drei Reisenden kurz vor Entdeckung dieses Verlustes abgereist sind. Das Schlimmste aber ist, daß ich aus dem ganzen Auftreten des jüngsten dieser drei Gäste leider Ursache anzunehmen habe, der Verdacht sei nicht unbegründet. Ich möchte nun nicht, daß meine Frau die Sünde begeht, Jemanden zu verdächtigen und möchte auch nicht, daß der vermuthliche Dieb sich fortgesetzt der Sünde schuldig macht, gestohlene Sachen zu besitzen. Ihr reist also den Leuten nach; Ihr werdet sie bald eingeholt haben, und könnt ohne große Mühe feststellen, daß sie die Kleider haben. Ihr sagt den Leuten, ich, der Frankfurter Raf, schickt Euch,

um den dreien zu erklären, daß die Kleider, die sie aus meinem Hause mitgenommen haben, ihnen von mir geschenkt und somit von nun ab ihr rechtsmäßiges Eigenthum sind. Ich möchte nicht, daß ein Mensch durch mich von Gott bestraft werden sollte. Da ich diese Strafe auf diese Weise von ihnen abwenden kann, so bin ich dazu verpflichtet. Dann reist Ihr, Lechajim Ulescholaum, nach Frankfurt zurück und erklärt vor mir und meiner Frau, der Wahrheit gemäß, daß Ihr alle Effekten der drei Reisenden untersucht hättet, aber Kleider, die mir gehören, seien keine dort. — Habt Ihr mich verstanden?"

„Rabbi," entgegnete Proßnitzer, „wohl habe ich Euch verstanden, aber Ihr seid kein Mensch, Ihr seid ein Engel Gottes; Ihr verschwendet Eure Güte an Unwürdige, Ihr —"

Aber Rabbi Jesaja schnitt mit gefurchter Stirne und finsterem Blick jede Entgegnung ab:

„Kein Wort weiter! Wenn mir nur Alles so klar wäre wie das, was ich hier zu thun habe, und Ihr wollt mich von meiner Pflicht abwendig machen? Ihr werdet sehen, die drei Verbrecher werden ehrliche Menschen, wenn sie mich vor der Strafe zittern sehen, die ihr Leichtsinn ihnen zugezogen und die Rebbezen wird keinen Menschen mehr unschuldig im Verdacht haben, wenn sie zu der Ueberzeugung kommt, daß sie sich diesmal geirrt hat. Wiegt das Seelenheil von vier Menschen Euch nicht schwerer, als die paar Lappen, um die es sich hier handelt? Schämt Euch, Proßnitzer, wenn ich Euch nicht so gut zu kennen glaubte, ich könnte an Euch irre werden, und jetzt macht Euch auf den Weg! Zelach Urchaf! Ich werde Euch den Priestersegen nachsagen."

Proßnitzer war kaum drei Stunden in der Richtung nach Mainz marschirt, als er in einem einzelnen Wirthshause am

Wege die drei Freunde traf. Sie hatten aus dem Weinkeller des Rabbiners einige Flaschen Wein mitgenommen, mit dem sie sich gütlich thaten. Ihre Reiseutensilien hatten sie auf einem kleinen Handwagen vor dem Wirthhaus stehen, und noch ehe Proßnitzer die Wirthstube betreten, hatte sein scharfer Blick schon die gestohlenen Kleidungsstücke herausgefunden. Kaum war er in die Wirthsstube eingetreten, so erkannten die Zecher den Hausbochur und auch die ganze Situation, in der sie sich befanden. Sie entboten ihm den Gruß, wie einem Fremden und reichten ihm ein Glas Wein. Mit Rücksicht auf die anwesenden fremden Gäste wurde die Conversation in hebräischer Sprache geführt. Von den Weinflaschen war noch eine unberührt und trug das ihm wohlbekannte Siegel. Aber er that als merke er dies nicht und fragte die Zecher, wie sie dazu kommen, in einer nichtjüdischen Wirthschaft verbotenen Wein zu trinken.

„Der Wein," stammelte der älteste, „ist ein Weggeschenk der Frankfurter Rebbezen, die keinen Gast ziehen läßt, ohne ihn für die Reise mit Zehrung zu versehen. — Wer seid Ihr denn eigentlich?"

„Ich bin," entgegnete Proßnitzer, „in einer ähnlichen Lage wie der Hausmeister des Königs Joseph, als er den Söhnen Jakobs nachgesandt wurde, um den silbernen Becher seines Herrn zurückzuholen. Ich richte an Euch wie jener zunächst die Frage: „Wie könnt Ihr Gutes mit Bösem vergelten?" Und nun redete ihnen Proßnitzer so zu Herzen, daß sie beschämt die Augen niederschlugen.

„Ihr habt Recht," sagte der eigentliche Attentäter, „einen Mann wie den Frankfurter Raf zu bestehlen, ist eine doppelte Sünde. Wir geben auch alles zurück und bitten Euch bei

Eurem Herrn ein gutes Wort für uns einzulegen, daß er unsere schlechte That verzeihen möge."

Nun erklärte Proßnitzer den erstaunten Zechern, daß er gesandt sei die Kleider ihnen zu schenken, daß er sie deshalb nicht mehr annehmen könne, denn sie seien bereits ihr Eigenthum. Wer dem anderen einen Heller stiehlt, hat ihm sein Leben genommen, lehren unsere Weisen, gesegnet sei ihr Andenken. Der Frankfurter Raf möchte nichts an seinem Körper tragen, was andere Menschen zu einem solchen Unrecht verleitet hat. Behaltet die Kleider, verkauft sie meinetwegen und von dem Erlös richtet ein Geschäft ein. Gebt Euer Vagabunden-Leben auf und werdet redliche Menschen, dann verzeiht Euch mein Herr gerne."

„Wir geben Euch Tekias Kaf (Handschlag)," hob nun der Aelteste und Wortführer der drei an, „daß wir Euren Rath befolgen werden und zum Beweis für die Aufrichtigkeit unserer Gesinnung wollen wir Euch die Empfehlungsschreiben zurückgeben, die der Frankfurter Raf uns nach Mainz mitgab. Wenn wir arbeiten wollen, empfehlen wir uns selbst. Seid Ihr damit einverstanden?" fragte er seine beiden Genossen.

„Von Herzen gern," riefen beide. Sie gaben Proßnitzer den Handschlag, händigten ihm ihre Schreiben ein und zogen ihres Weges weiter nach Mainz, während Proßnitzer freudigen Herzens nach Frankfurt zurückkehrte, wo er Abends spät eintraf. Das Haus des Rabbiners war schon geschlossen. Glocken hatte man damals noch nicht an den Thüren, sondern Thürklopfer. Mit diesem schlug Wolf Proßnitzer dreimal kräftig an die Hausthüre, die sich ihm sofort öffnete. Er wurde noch von seinen beiden edlen Auftraggebern erwartet.

Die Rabbinerin war sofort beim Anblick Proßnitzers

enttäuscht. Sie hatte ihn mit einem schweren Pack Kleider zurückerwartet und als er mit leeren Händen kam, wußte sie bereits, daß die Reise erfolglos war.

„Nun, Eure Reise hat nicht den gewünschten Erfolg gehabt?" fragte beklommen die Rabbinerin.

„Wie man's nimmt," erwiederte der Gefragte. — „Die Kleider habe ich allerdings nicht. Aber die Gewißheit bringe ich Euch, daß die drei Männer ehrliche Leute sind. Ich habe Alles, was sie besaßen durchsucht und festgestellt, daß Alles ihr Eigenthum, jedenfalls aber nicht das Eurige ist."

„Gott sei Dank!" erwiederte die Rabbinerin. „Ich habe also wirklich unschuldige Menschen fälschlich im Verdacht gehabt? Wie kann ich das wieder gut machen?"

„Jede Sünde macht man wieder gut, indem man sie zunächst bereut und den festen Vorsatz faßt, sie nicht wieder zu thun," entgegnete Rabbi Jesaja.

„Ich werde gewiß, soweit ich kann, Alles wieder gut zu machen suchen," erwiederte die biedere Frau, „und gewiß keinen Menschen mehr unschuldiger Weise verdächtigen."

„Das ist brav gesprochen," eriederte der Rabbi, „aber es ist ungemein schwer, einen solchen Vorsatz treu zu erfüllen. Es treten gerade nach dieser Seite hin so schwere und so häufige Versuchungen an uns heran, daß auch die festeste Standhaftigkeit sich ihnen nicht gewachsen zeigt. Beten wir deshalb doch täglich im Morgengebet, daß uns Gott nicht in Versuchung führen möge, und wir wollen diese Bitte von morgen ab inniger als je zum himmlischen Vater emporsenden. Aber jetzt ist es Zeit zur Ruhe; Proßnitzer ist gewiß müde und auch Du bist durch die Aufregung des Tages mehr als sonst der Ruhe bedürftig."

„Ich könnte noch nicht schlafen, denn mich quält jetzt mehr als den ganzen Tag der Gedanke, was wir thun könnten, um wieder zu unserem Eigenthum zu kommen. Im Hause sind die Kleider nicht; ich habe jeden Winkel deshalb ohne Erfolg durchsucht. In hohem Grade verdächtig kam mir das Mädchen vor, welches uns jeden Sabbat die Zimmer heizt, es hat einen Geliebten — —"

„Um Himmelswillen!" fuhr der Rabbi mit so lautem Aufschrei in die Höhe, daß die Rabbinerin betroffen zu ihm emporschaute. „Um Himmelswillen! sprich nicht weiter. Eben hast Du Dir gelobt, keinen Menschen mehr zu verdächtigen und Du verfällst fast in demselben Athemzug wieder in den alten Fehler."

„Du hast Recht; ich bin ein schwaches, fehlendes Weib, verzeihe mir meine Uebereilung. Aber jetzt war es das letzte Mal; von nun an soll es sicher nicht wieder vorkommen. Es wäre mir wohl auch jetzt nicht passiert, aber der Verlust der Kleider geht mir ungewöhnlich nahe. Es ist besonders der neue blaue Jomtofrock, den Du erst auf jüngsten Peßach anfertigen ließest, den kann ich nicht vergessen, mit seinen zwölf goldenen Knöpfen. Sie waren, wie Du weißt, ein Erbstück meines seligen Großvaters, und jeder einzelne war ein Kunstwerk für sich von einer Solidität und Feinheit der Arbeit, die man heute gar nicht mehr kennt."

„Sind Knöpfe dieser Art für Geld nicht mehr zu haben?" fragte Rabbi Jesaja.

„O, ich kenne Dich," erwiederte die Gefragte, „Du würdest sie für alles Geld aufzutreiben suchen, um mich zu beruhigen. Aber sie sind um keinen Preis zu haben, denn sie existiren nicht mehr zum zweiten Male. Sie sind wahre

Kabinetsstücke der alten Goldschmiedekunst und waren vielleicht schon viele Jahrhunderte alt. Wer weiß, wie lange sie schon in unserer Familie sich von Eltern auf Kinder vererbt haben."

„Was würdest Du sagen," frug der Rabbi, „wenn ich Dir die Knöpfe herbeischaffte, ehe fünf Minuten verflossen sind?"

Als Rabbi Jesaja diese Frage stellte, schlug die Thurmuhr gerade die Mitternachtsstunde. Von der Straße tönte der Ruf des Nachtwächters, welcher in der Judengasse die zwölfte Stunde verkündete. Eine solche Frage von Rabbi Jesaja gestellt, war für die Rabbinerin so viel, als sei sie bereits in ihrem Sinne beantwortet. Sie wußte, wie die ganze Welt ihren Gatten als einen der größten Kabbalisten der Gegenwart verehrte. Noch niemals hatte sie gesehen oder gehört, daß ihr Mann seine Kenntnisse der Geheimlehre angewandt hätte, um als Wunderthäter zu gelten. Wenn er aber in fünf Minuten die Knöpfe schaffen kann, dann war für sie kein Zweifel mehr, daß ihr gefeierter Gatte wirklich der Mann war, zu dem die ganze Judenheit in solcher Verehrung emporblickte. — Diese und ähnliche Gedanken wirbelten ihr so toll durch den Kopf, daß sie mit stierem Blick und offenem Mund auf ihren Gatten starrte und ganz auf die an sie gerichtete Frage zu antworten vergaß.

„Ich will Dir sie geben, die goldenen Knöpfe, aber nur unter der Bedingung, daß Du mich erstens nicht frägst, wie ich zu ihnen gekommen bin, und daß Du Dich zweitens sofort zur Ruhe begiebst, nachdem Du Deinen Schatz sicher geborgen hast."

Mit diesen Worten erhob sich Rabbi Jesaja, öffnete einen der zahlreichen Wandschränke seines geräumigen Zimmers, der mit alten goldenen und silbernen Pokalen, Habdolobüchsen,

Esrogschaalen, Girandolen u. dergl. angefüllt war, nahm einen goldenen Becher und schüttete seinen Inhalt auf den Tisch.

„Sind das Deine zwölf Knöpfe?"

Die Rabbinerin erbleichte und hatte nicht den Muth einen der Knöpfe zur genauen Besichtigung und Prüfung in die Hand zu nehmen. Als der Rabbiner ihr den nächstliegenden in die Hand drückte, zitterte die Hand erregt hin und her. Aber als sie den ersten Blick darauf geworfen hatte, schrie sie laut auf: „Ribbaunau schel Aulom, Herr der Welt, das sind ja die Knöpfe meines Großvaters. Ich bitte Dich, lieber Mann, woher sind diese Knöpfe plötzlich gekommen?"

„Halt!" entgegnete in seiner gewohnten Ruhe der Rabbiner, indem er seinen Schrank wieder verschloß, „mit dieser Frage hast Du schon gegen den ersten Punkt unserer Abmachung verstoßen. Jetzt aber gehe zur Ruhe, damit Du nicht auch noch gegen den zweiten Punkt fehlst. Und Ihr, Proßnitzer, werdet heute auch ohne gewiegt schlafen. Wenn Ihr morgen früh den Schiur vor dem Morgengebet verschlafen solltet, so will ich Euch für diesmal entschuldigen. Aber jetzt, gute Nacht!"

III.

Rabbi Jesaja, seine Frau und sein Hausbochur fanden in dieser Nacht alle drei keinen Schlaf. Von Rabbi Jesaja war dies selbstverständlich, er war der einzige, der ihn nicht gesucht hatte. Rabbi Jesaja ging außer Freitag Nacht niemals zu Bett. Er lernte, lehrte, schrieb und arbeitete von früh bis spät, so lange, als ihn der Schlaf nicht übermannte. Machte die Natur gebieterisch endlich ihr Recht geltend, so schlief

er da, wo er gerade stand oder saß, in den Kleidern einige wenige Stunden und war dann so frisch und neu gestärkt, wie andere, die auf den feinsten Daunen und Flaumfedern der Ruhe pflegen.

Als er in jener Nacht wieder allein war, ging er zum zweiten Male über denselben Schrank, öffnete eine geheime Seitenthüre und nahm ein großes, geschriebenes Werk heraus, in dessen Studium er sich vertiefte und worüber er alles andere vergaß. Es war ein großes kabbalistisches Compendium, nach den Figuren zu schließen, die auf jeder Seite in den Text eingestreut waren.

Die Rabbinerin, die zum ersten Male den untrüglichen Beweis der kabbalistischen Wunderkraft ihres Gatten in dem ihr so theueren Familienerbstück in Händen zu haben glaubte, musterte in ihrem Schlafzimmer noch einmal die Knöpfe. Ihre Echtheit war zweifellos. Und ihr Mann hatte das Wunder so schlicht und planlos vollbracht, wie Jemand sonst zwölf Heller auf den Tisch wirft. Wie hat er es nur angefangen, und wenn er so spielend über die Geister gebot, warum hatte er nicht auch den Rock und die übrigen theuren Gewänder zur Stelle geschafft? Und sie durfte nicht fragen. Sie hätte die Hälfte der Knöpfe, ja sie hätte alle für die Lösung des Räthsels hingegeben! Diese und ähnliche Gedanken wirbelten ihr durch den Kopf und ließen sie erst mit Anbruch des Tages Ruhe finden.

Proßnitzer's klarer Verstand faßte die Sache nüchterner auf. Daß an der Herbeischaffung der Goldknöpfe die Wissenschaft der Kabbala keinen Antheil hatte, das stand ihm fest, je mehr er davon überzeugt war, wie tief sein Meister in die Geheimnisse der Kabbala eingedrungen war. Er sagte sich: Von

Gott, dem Herrn aller Wunder, wissen wir, daß er kein Wunder umsonst thut, wie ließe sich das also von einem gottbegnadeten Menschen erwarten, wie es sein Lehrer war, der doch immerhin, wie groß auch seine Wundermacht sein möge, sie doch nicht in den Dienst irdischer, vergänglicher Dinge stellen würde. Um so räthselhafter war aber gerade ihm der ganze Vorgang, da er heute Abend noch die glänzenden Knöpfe an dem blauen Rock vor dem Wirthshause gesehen hatte. Umsonst zermarterte er sein Gehirn; eine Erklärung vermochte er nicht zu finden. Lange trug er sich mit dem Gedanken, vor seinen Meister frisch und frei mit der Bitte, um eine Erklärung des ganzen Vorgangs hinzutreten, aber dazu besaß er doch nicht den Muth. Sein Lehrer, an dem er in glühender Begeisterung und Verehrung hing, sein Geistesadel, seine Herzensgüte und seine Charaktergröße dünkten ihm ein größeres Wunder, als wenn sämmtliche Engel und Geister alle Schätze Indiens und Arabiens ihm jetzt zu Füßen gelegt hätten.

Da er keinen Schlaf finden konnte, machte er von dem ertheilten Dispens, den Früh-Schiur heute Morgen versäumen zu dürfen, keinen Gebrauch. Punkt 4 Uhr klopfte er, wie jeden Morgen, an die Thüre seines Lehrers. Dieser war noch in sein Manuscript vertieft und war sichtlich erstaunt, Proßnitzer so früh wiederzusehen. In seiner Leutseligkeit wandte er sich an seinen Hausbochur und hieß ihn durch eine Handbewegung niedersitzen, indem er sagte:

„Da ich glaubte, Ihr kämt möglicherweise von Euerer Reise spät oder gar nicht mehr vor dem anderen Tag zurück, habe ich den Schiur absagen und auf heute Nachmittag 4 Uhr festsetzen lassen. Ich kann Euch doch nicht als Lohn für Eure Mühe noch um Euer Lernen bringen. Es ist übrigens gut,

daß wir allein sind, so früh werden wir am wenigsten gestört, und ich habe ja noch gar keinen Bericht von Euerer Reise."

Proßnitzer setzte sich nieder und der Rabbi fuhr fort:

„Ich nehme an, daß Alles so den Verlauf genommen hat, wie wir vorher gesagt haben, und es ist in diesem Falle schade, die kostbare Zeit mit unnützen Worten zu verlieren. Ihr habt auch bis auf einen Punkt Eure Mission gut erfüllt. Wenn man sich aber einer so delikaten Aufgabe zu entledigen hat, die einen so hart an die Grenze führt, die zwischen Wahrheit und Unwahrheit liegt, so muß man doppelt und dreifach ängstlich auf das Wort der Thora bedacht sein: „Von jedem Wort der Lüge halte Dich fern." Das habt Ihr ein einziges Mal — seid mir tausendmal mauchel — vielleicht nicht genügend beachtet; sonst hättet Ihr nicht wohl sagen dürfen, daß alle drei Betroffenen ehrliche Menschen sind. Ehrliche Menschen sind sie doch nicht?"

„Gestattet mir der Rabbi ein Wort der Entgegnung?" fragte bescheiden Proßnitzer.

„Gewiß, so viel Ihr wollt," erwiederte der Rabbi.

„Nun denn," begann Proßnitzer, „möge es mir gestattet sein, an die Stelle zu erinnern, die wir erst kürzlich gelernt haben. Wenn Jemand eine Frau ehelicht unter der Voraussetzung, daß er ein vollendet gerechter Mann sei, es stellt sich aber heraus, daß er bis dahin ein Bösewicht war, so ist der Trauungsakt doch giltig, denn der Schlechte kann in diesem Augenblick den Vorsatz gefaßt haben, ein gerechter Mann zu werden. Dann ist er es sofort, wie er diesen Vorsatz ausgesprochen hat. Wenn somit ein vollendeter Bösewicht in wenigen Sekunden durch den Vorsatz der Besserung ein voll-

kommen Gerechter werden kann, kann dann nicht auch ein notorischer Dieb ebenso rasch ein ehrlicher Mann werden?"

„Ohne Zweifel kann das sein," entgegnete der Rabbi. „Aber die Hauptsache, der Vorsatz zur Teschuba, zur aufrichtigen Besserung, der muß doch vorangehen, und dieser fehlt aber hier."

„Verzeiht, Rabbi, diese Bedingung war in diesem Falle in bündigster Weise erfüllt," — bemerkte Proßnitzer, und erzählte nun dem Rabbi sein Begegniß mit den drei Fremden, wie sie ihm durch Handschlag gelobt hatten, ehrliche Menschen werden zu wollen und wie sie dem Rabbiner die Empfehlungsschreiben zurückschickten, die Proßnitzer bei seiner Rückkunft nicht abgeben konnte, weil die Frau Rabbinerin zugegen war.

„Das habt Ihr zu wege gebracht, Proßnitzer?" fragte leuchtenden Auges Rabbi Jesaja. „Was haben wir da doch für ein gutes Geschäft gemacht; mit einem Arm voll Kleidern drei Seelen gerettet! Wahrlich, wahrlich! Israel ist heilig! Auch die Leeren unter ihnen sind an Gutthaten so reich, wie der Granatapfel an Kernen. Unter solchen Umständen wart Ihr selbstverständlich im Recht mit Euren Worten und nun seid mir wirklich mauchel, daß ich so vorschnell einen Vorwurf gegen Euch erhoben habe. Wer einen anderen unschuldig verdächtigt, muß ihn zufriedenstellen und ihm einen Segen geben, was könnte ich Euch gewähren, um mein vorschnelles Urtheil über Euch wieder gut zu machen?"

Einen Augenblick, aber nicht länger, dachte Proßnitzer daran, diese Situation auszunützen, um von dem Rabbi die Lösung des Räthsels zu erbitten, das ihn so sehr beschäftigte. Aber sofort gewann sein edler Charakter wieder die Oberhand, der sich eines solchen Schrittes schämte.

„Rabbi, ich weiß nicht, was ich reden soll," entgegnete Proßnitzer. „Ich habe nichts Gutes und Ihr habt nichts Böses gethan. In Euerer Seelengüte und Euerer Bescheidenheit seht Ihr Euere verdienstlichen Handlungen durch ein Verkleinerungsglas und das Wenige, was ich hier zufällig thun konnte, durch lauter Vergrößerungsgläser. Ihr habt nichts zu danken, und ich habe nichts mauchel zu sein. Hat Jemand etwas zu danken, so bin ich's, daß Ihr mich gewürdigt habt, einen Blick in Euer großes, edles Herz zu thun und dafür sage ich Euch aus tiefstem Herzen meinen heißen Dank."

„Eine kleine Erkenntlichkeit muß ich Euch aber doch noch erweisen," unterbrach ihn lächelnd der Rabbi, „indem ich Euch das Wunder mit den goldenen Knöpfen erkläre. Ich habe übrigens auch noch eine andere Absicht dabei, die Ihr leicht errathen werdet, Euch über die Sache klaren Wein einzuschenken. Ihr haltet mich doch jetzt für einen großen Baal Schem, wie es die Rebbezen thut. Wie?"

Bei diesen Worten warf Rabbi Jesaja einen prüfenden Blick auf den jungen Mann, den dieser aber mit seinem natürlichen Verstand und seiner geraden, aufrichtigen Denkweise leicht parirte.

„Nein, offen gesagt," erwiederte Proßnitzer, „für einen Baal Schem hätte ich Euch deshalb nicht gehalten; die Erklärung des Wunders ist nach einer anderen eSite hin zu suchen, aber wie und wo, dafür reicht mein Wissen und Denken nicht aus. Ich habe keine Ahnung einer Lösung, obwohl ich die ganze Nacht darüber nachgegrübelt habe."

„Die Nacht war für Euch nicht sehr lang, aber Ihr sollt das Räthsel sofort gelöst bekommen. Den ganzen vergangenen Winter drang die Rebbezen in mich, ich müßte mir auf Peßach

einen neuen Rock machen lassen, da der bisherige für Jomtof nicht mehr gut genug sei. Wiederholt protestirte ich dagegen, aber füglich entsprach ich dem Wunsche meines wackeren Weibes. Für meine Nachgiebigkeit versprach sie mir die zwölf goldenen Knöpfe an das neue Kleid anbringen zu lassen, die ihr von ihrem Großvater — der Friede sei über ihn — kurz zuvor als Erbe zugefallen waren. Am Ereb Peßach in aller Frühe brachte ihn Schneider Jerachmiel in's Haus. Meine Frau konnte den neuen Rock mit den herrlichsten aller Knöpfe nicht genug bewundern und legte ihn, nachdem sie ihn lange genug gemustert hatte, auf mein Bett, damit ich ihn Nachmittags anziehen könnte. Mir war bei dem neuen Rock mit dem kostbaren Schmuck nicht ganz geheuer. Was ihn anderen als erstrebenswerth erscheinen ließ, machte ihn mir verleidet. Es war mir ein beschämendes Gefühl, einen Rock zu besitzen, für den jeder Kenner mehr bezahlt hätte, als für den Träger und Besitzer des Rockes. Dann hätte mich immer der Gedanke beunruhigt, wie leicht könnte ich einen dieser theueren Knöpfe verlieren, wie leicht die Lüsternheit von eitlen Menschen mit dem Flitter rege machen, und sie veranlassen, das letzte der zehn Gebote zu übertreten, kurz, ich konnte die reine, kindliche Freude meiner wackeren Frau — Gott erhalte sie uns gesund — nicht theilen. Messingene Knöpfe oder höchstens silberne, wie sie mein vorheriger Jomtof-Rock hatte, hätte ich für meine Person vorgezogen; aber was thut man nicht um des lieben Hausfriedens willen. Der Rock war einmal da und mußte getragen werden.

Während ich da sitze und gerade die nöthigen Vorbereitungen für den Verkauf des Chomez treffe, kommt ein großer Talmid Chochom zu mir herein — Ihr kennt ihn auch,

aber ich will eben seinen Namen nicht nennen — und vertraut mir an, daß er sein ganzes Vermögen den letzten Winter verloren habe, daß er seine Jomtof-Kleider versetzt habe und wenn er sie heute nicht einlösen könne, so käme sein Rückgang, den er bis dahin verheimlichen konnte, an die Oeffentlichkeit. Da kam mir ein glücklicher Gedanke durch den Kopf. Ich schnitt die zwölf goldenen Knöpfe ab, gab dem Armen den neuen Rock und die nöthigen übrigen Kleidungsstücke und freute mich nicht so sehr der guten That, als der List, mit der ich meiner Frau nun augenscheinlich beweisen konnte, daß mein alter Rock noch gut genug war. Ich wußte, daß sie sich mit dem alten Rock heute Abend, wenn sie ihn nur für neu hält, genau so freuen wird, als mit einem neuen, und das that meiner Eitelkeit schon jetzt wohl, denn das war doch der vollgiltigste Beweis, daß ich im Rechte war, wenn ich meinen bisherigen Rock noch für gut genug hielt.

Ich hätte nur die Knöpfe meines bisherigen Rockes abschneiden und die neuen dransetzen müssen. Doch meine Abneigung gegen diesen Luxus ließ mich einen anderen Weg versuchen. Ich schickte zu unserem Goldschmied Reb Mosche Zoref und zeigte ihm einen der Knöpfe mit der Frage, ob er mir bis heute Nachmittag zwölf ähnliche Knöpfe, aber aus unechtem Golde herstellen könne.

Reb Mosche's Augen leuchteten, als er den Knopf sah und sagte, dieser Knopf enthielte einen sehr hohen Werth. Diese getriebene, kunstfertige Arbeit kann heute kein noch so vollendeter Goldkünstler nachmachen. Aber aus Talmi oder Tombak imitirte Knöpfe von der Größe eines Thalers, wie dieser da, ließen sich, wenn auch nicht genau übereinstimmend, doch ziemlich ähnliche auftreiben, wenn man bei den hiesigen

Trödlern Umschau halte. Er versprach mir das Nöthige zu besorgen und, um es kurz zu machen, in zwei Stunden waren die silbernen Knöpfe meines bisherigen Rockes entfernt, und dieser glänzte unter dem trügerischen Glanz von zwölf falschen Knöpfen so herrlich, daß sie die echten Knöpfe, die ich in dem Schrank verschlossen, aus dem ich sie gestern Abend fortgenommen hatte, noch überstrahlten.

Als ich am Seder-Abend beklommenen Herzens mit meinem alten Rock und seinen glitzernden falschen Knöpfen aus der Synagoge nach Hause kam und in den Kreis der lieben Meinen trat, jubelte mir meine liebe Frau strahlenden Antlitzes ihren Gruß entgegen, sagte mir, wie ich zehn Jahre jünger in dem schönen, glänzenden Rocke aussehe; wie Rabbi Jochanan doch so Recht hat, wenn er die Kleider die Ehre des Menschen nennt, kurz, die Feuerprobe war glänzend bestanden, die List war gelungen. Jetzt wißt Ihr Alles. Meine liebe Frau darf von alledem nichts wissen, sonst stellt sich doch wieder die Nothwendigkeit heraus, daß ich einen neuen Rock haben muß. Aber man sieht hieraus wieder, wie Recht der Rambam hat, wenn er sagt, daß von der Zedoko, die wir üben, nur Gutes folge. Hätte ich dem Talmid Chochom nicht in seiner Noth geholfen, so wäre meine Frau um ihr kostbares Erbstück gekommen. Jetzt aber hält sie mich für einen großen Wunderthäter, bis ich ihr auch einmal bei Gelegenheit die ganze Geschichte erzähle. Euch habe ich sie erzählt, damit Ihr nicht der Welt weitersagt, ich sei ein Wunderthäter und Meister der Kabbala. Doch es ist Zeit zum Morgengebet, das wollen wir doch nicht verplaudern."

IV.

Vierzehn Tage mochten seit dem geschilderten Vorgang verflossen sein, als in später Nachtstunde, nachdem die laufenden Geschäfte des Tages erledigt waren, Rabbi Jesaja wieder über seinen Wandschrank ging, dessen Seitenwand die überaus kostbaren, seltenen Manuskripte barg, um sich in das Studium eines der geschriebenen Folianten zu vertiefen. Wer aber beschreibt das erschreckte Erstaunen des Rabbiners, als er beim Oeffnen des Silberschrankes denselben vollständig geleert fand. Rasch öffnete er die Seitenthür des Schrankes, um sich nach seinen litterarischen Schätzen umzusehen, sie standen unangetastet da.

„Gott sei Lob und Dank, daß meine heiligen Schriften unversehrt sind," sprach er halblaut vor sich hin. „Ein Gelehrter war der Dieb nicht, der hätte den silbernen Tand stehen lassen, unds nach der goldenen Wahrheit die Hand ausgestreckt, die hier in schweren Barren aufgespeichert liegt."

Rabbi Jesaja ergriff dann sein Talglicht, das auf einem messingenen Leuchter brannte, leuchtete damit in alle Fugen und Kanten des ausgeraubten Schrankes hinein, probirte das Schloß, den Schlüssel, kurz, nahm eine so gründliche und vorsichtige Untersuchung des Thatortes vor, daß sie dem findigsten Detektive Ehre gemacht hätte, aber — ohne den geringsten Anhaltspunkt zu finden. Er schloß den Schrank wieder ab, nahm seinen Folianten vor und vertiefte sich in dessen Studium, als ob nichts vorgefallen wäre.

Es schlug eben zwei Uhr. Rabbi Jesaja mochte über eine Stunde in seinem Buche studirt haben, als er es bedächtig schloß.

„Unsere Weisen lehren," sagte er vor sich hin, „wer auf dem Wege geht, sein Thoralernen unterbricht und sagt, wie schön ist dieser Baum, wie schön ist diese Flur, der hat sein Leben verwirkt. Wenn Jemand durch seinen Silberschrank sich von seinem Lernen abziehen ließe, so würde er kaum ein geringeres Unrecht begehen. Deswegen darf der Gedanke an diese verlorenen Silberschätze nicht den Gedanken an Gottes Thora beeinträchtigen. Nachdem ich nun dieser Anforderung Rechnung getragen, muß ich doch dem, was geschehen ist, meine Aufmerksamkeit zuwenden."

Behutsam öffnete er zum zweiten Male den Schrank, stellte das Buch auf seinen Platz und durchmusterte das Innere noch einmal mit seinem Lichte. Der Schrank war so hoch, wie das Zimmer, die Höhe war durch fünf Bretter zu fünf gleichen Theilen getheilt. Von diesen fünf Brettern waren die drei untersten mit den gestohlenen Silber- und Goldgeräthen angefüllt gewesen, die zwei obersten Bretter waren immer leer und nur eine dicke Staubschicht hatte sich darauf gesetzt, weil sie niemals benutzt wurden. Auf diese beiden oberen Bretter hatte Rabbi Jesaja bei seiner ersten Durchsuchung keinen Blick geworfen. Jetzt aber nahm er einen Stuhl und leuchtete über das zweitoberste Brett hin, aber kaum war der Lichtschein darauf gefallen, als Rabbi Jesaja betroffen inne hielt. Endlich hatte er eine Spur gefunden. In der Staubdecke, die das Brett bedeckte, waren die Spuren von vier Fingern einer Hand in ganz scharfen Umrissen ausgeprägt. Der Dieb hatte mit einer Hand den Schrank geleert und mit der anderen sich an dem oberen Brett festgehalten, so daß der Daumen die untere und die vier übrigen Finger die obere Seite des Brettes festhielten.

Rabbi Jesaja schloß den Schrank und ging erregt in seinem Zimmer auf und ab. Er hatte jetzt den Abdruck der Hand, die sein Eigenthum angetastet hatte. Das war ein wichtiger Punkt zur Entdeckung des Thäters. Aber er wußte nicht, ob nicht füglich alle Abdrücke von Händen gleich, oder doch von zu geringer Verschiedenheit sind, um daraus einen Schluß zu ziehen. Er ging zum dritten Male über den Schrank, stellte sich auf den Stuhl und faßte das noch unberührte höchste Brett ganz so an, daß seine vier Finger sich in dem Staub ausprägten, nahm dann vorsichtig das Brett herunter, um die beiden Abdrücke zu vergleichen. Aber da er das zweite Brett nicht von der Stelle bewegen wollte, so war der Vergleich bei dem trüben Kerzenlichte unmöglich.

Rabbi Jesaja verfiel auf einen anderen Gedanken. Behutsam legte er das Brett auf einen abseits stehenden Stuhl, und nahm aus der Mischna den Traktat Mikwaoth vor. Er vertiefte sich in die Maßbestimmungen, nach welchen das für ein rituelles Bad erforderliche Wasserquantum festzustellen ist. Wer jetzt den Forscher in seinem Studium gesehen hätte, mußte glauben, daß ihn keine andere Angelegenheit auf der Erde beschäftige. Er hatte in der That die ganze Welt vergessen und lebte nur dem Gegenstande, der ihn augenblicklich in Anspruch nahm. Und doch hatte er diesmal dieses Thema nur deshalb herausgegriffen, um für seine Forschung nach der in der Ecke liegenden Handspur, keine auch noch so geringfügige Unwahrheit sagen zu müssen, wie sich das sofort herausstellte.

Kurz vor vier Uhr in der Frühe stellte sich Proßnitzer mit vier anderen jungen Leuten zum Morgen-Schiur bei ihrem Lehrer ein. Sie hatten ihre Talmud-Traktate mitgebracht

und hatten denjenigen ihres Lehrers vor diesen hingelegt. Doch statt ihn wie sonst sofort zu öffnen, sagte Rabbi Jesaja:

„Ich bin gegenwärtig mit den Maßbestimmungen beschäftigt, deren genaue Fixirung mit vielen Schwierigkeiten verbunden ist. Die Elle hat sechs Faustlängen, die Faust vier Fingerbreiten, eine Fingerbreite wird gewöhnlich so groß, wie sieben der Breite nach nebeneinander gelegte Gerstenkörner angenommen. So einfach diese Bestimmungen auch scheinen, so schwierig sind sie, wenn man sie selber nachmessen und feststellen will. Die verschiedenen Gerstenkörner und Finger sind nicht gleich breit. Ich möchte nun einmal die Breite verschiedener Finger mit einander vergleichen, um die Abweichung genau festzustellen.

Bei diesen Worten holte er das Brett, legte es hohl auf den Tisch und zeigte den Schülern, wie er bereits seine Finger auf die Staubfläche gelegt habe, daß man die Spur ganz deutlich sehe. Er ersuchte nun die sämmtlichen jungen Leute es ebenso zu machen. Unmittelbar neben der Handspur des Rabbiners faßte Proßnitzer das Brett an und drückte seine vier Finger in den Staub, dann folgten die anderen.

Rabbi Jesaja sah sofort wie die Verschiedenheit zwischen den einzelnen Abdrücken so groß war, daß man die Form jeder Hand scharf von der anderen unterscheiden konnte. — Er machte seine Schüler auf die Verschiedenheit nicht der Form, sondern der Breite der einzelnen Finger aufmerksam und legte das Brett wieder auf seinen Platz mit dem Bemerken zurück, daß er die genaue Feststellung der Differenz der verschiedenen Fingerbreiten später vornehmen wolle, jetzt aber sollte ihr eigentliches Studium nicht länger deshalb unterbrochen werden.

„Verzeiht Rabbi," fragte einer der jungen Männer, „Ihr

hättet das Maß der Finger doch viel besser feststellen können, wenn jeder die Hand auf ein Blatt Papier gelegt und um die Form der einzelnen Finger durch einen Farbenstift oder mit Tinte umschrieben hätte. Auf diesen Staub müssen sich die Spuren doch leicht verwischen, während man sie hier allezeit scharf gezeichnet vor sich hätte."

Einen Augenblick schwankte Rabbi Jesaja, ob er seinen treu erprobten Schülern nicht die volle Wahrheit mittheilen sollte. An ihrer Verschwiegenheit und Zuverlässigkeit war nicht zu zweifeln und ihre Mitwirkung bei der Suche nach dem Dieb war nicht zu unterschätzen. Aber er entschloß sich füglich doch, die Sache zunächst für sich allein zu behalten und bis auf Weiteres nicht einmal seiner Frau etwas davon zu sagen. Er fürchtete, daß Jeder, der von der Sache Mittheilung erhielt, der Gefahr der Sünde ausgesetzt ist, Jemanden schuldlos zu verdächtigen. Tief im innersten Herzen hatte Rabbi Jesaja aber noch einen anderen Grund für sein Schweigen seinen Schülern gegenüber; aber diesen Grund gestand er sich selber nicht einmal ein. Der Diebstahl mußte allem Anschein nach von einem Menschen begangen sein, der genau mit der Häuslichkeit vertraut war, wer konnte wissen — — aber den Gedanken sprach Rabbi Jesaja nicht nur nicht aus, er wies ihn weit von sich, als er sich darauf ertappte. Aber gänzlich los werden konnte er ihn nicht. Er hielt es jedenfalls für gerathener, seine Nachforschungen für's erste allein und auf eigene Faust fortzusetzen, und war deshalb einen Moment lang in Verlegenheit, was er auf den erhobenen Einwurf gegen sein Verfahren erwiedern sollte. Es wurde jedoch dieser Mühe durch eine Bemerkung Proßnitzers enthoben.

„Auf diese Weise hätte man das Maß der Finger nicht

mathematisch genau feststellen können," sagte er, „da der Umriß dann immer um etwas breiter herausgekommen wäre als die Fingerdicke. Aber wenn man die ganze inner Handfläche mit Farbe oder Tinte bestreichen und sie dann auf ein Papier oder Brett abgedruckt hätte, so hätte man ein genaues Bild von der Breite jedes einzelnen Fingers gehabt. Aber bei Eurem Verfahren Rabbi ist mir etwas anderes auffallend. Wenn bei den Maßbestimmungen von Fingerbreite die Rede ist, so sind es ja überall Daumenbreiten gemeint, und der Abdruck gerade des Daumens ist bei Euerem Verfahren ausgeschlossen. Ihr ließet uns ja den Daumen unter das Brett halten und nur die vier Finger in den Staub legen!"

Das war allerdings ein vernichtender Einwand, der die ganze List über den Haufen warf.

„Auf den ersten Blick," erwiederte der Rabbi, „hat Proßnitzer allerdings Recht, aber ich hatte trotzdem einen guten Grund dafür, warum ich die Messung in dieser Form vornahm; wir wollen die Sache jedoch jetzt nicht weiter diskutiren, sondern zu unserem eigentlichen „Lernen" kommen, sonst verstreicht die Zeit und wir haben nichts gelernt."

Wenige Minuten später saßen Meister und Jünger über ihre Folianten gebeugt in ein schwieriges talmudisches Problem vertieft und hatten, dem Scheine nach zu urtheilen, den Zwischenakt ganz vergessen. Auffallend war den Schülern allerdings, daß der Meister ganz gegen seine sonstige Gewohnheit eine aufgeworfene Frage unbeantwortet ließ, da er doch die Antwort bereit hatte, wie er selber sagte. Aber da die ganze Angelegenheit außerhalb des Rahmens ihres regelmäßigen Pensums lag, so nahm Niemand an diesem Umstand besonderen Anstoß. Kurz vor der sechsten Morgenstunde

schlossen Meister und Jünger ihre Folianten, um sich zum Morgengebet zu begeben.

Als die Schüler das Zimemr verlassen hatten, öffnete Rabbi Jesaja den Wandschrank, legte das herausgenommene Brett behutsam mit den Abdrücken der Hände an seine Stelle, verschloß den Schrank und steckte seufzend den Schlüssel in die Tasche.

„Hätte ich diese Vorsicht immer gebraucht," sagte er leise vor sich hin, „so wäre der Diebstahl nicht vorgekommen. Wenn der Dieb im Hause sein sollte, so war die tägliche Versuchung zu groß, um ihr auf die Dauer zu widerstehen."

Rabbi Jesaja legte Tallis und Tefillin an und begab sich eilenden Schrittes in die Synagoge, wo man mit dem Beginn des Morgengebets schon ungeduldig auf ihn wartete. Nach beendigtem Morgengebet begab sich Rabbi Jesaja sogleich wieder in sein Zimmer, verblieb daselbst noch einige Zeit in das Studium der Mischna sich vertiefend, um dann gemeinsam mit seiner Familie das Frühstück zu nehmen. Eine Zeit lang schwankte Rabbi Jesaja, ob er der Rabbinerin von dem peinlichen Vorfall Mittheilung machen, oder ob er ihr die Aufregung so lange als möglich ersparen solle. Er entschied sich für das Erste. Der Verlust betrug mehrere tausend Gulden; die entwendeten goldenen und silbernen Gefäße waren zum großen Theil Familienstücke seiner Frau, er durfte dieselbe daher nicht über das Geschehene in Unwissenheit lassen.

Nach dem Frühstück bat Rabbi Jesaja seine Frau, zu ihm in's Zimmer zu kommen und dort erzählte er ihr den Vorfall, öffnete den Schrank und zeigte die leeren Bretter. Die Rabbinerin starrte sprachlos vor sich hin und unwillkürlich traten ihr die Thränen in die Augen. Es waren „theure" An-

denken, in des Wortes doppelter Bedeutung, welche aus dem Zimmer des Rabbiners in so frecher Weise entwendet worden waren.

„Diesmal darf ich doch wohl sagen, daß unsere Werthgegenstände gestohlen sind; oder weißt Du eine andere Erklärung für die öde Leere unseres Pretiosenschrankes?“ fragte die Rabbinerin beklommen.

„Ich weiß keine und das ist's, was mich fast soviel drückt, als der Verlust dieser theueren Werthsachen. Es fehlt mir jede Ahnung, fast jede Spur des Thäters. Es fehlt mir aber vor Allem die Möglichkeit, der dunklen That eine andere Lichtseite abzugewinnen, als höchstens die, daß der Thäter meine werthvollen Handschriften unberührt gelassen hat, die sich in der Seitenwand des Schrankes befinden.“

„Du sprichst von einem Thäter,“ bemerkte nach einer Pause die Rabbinerin. „Vielleicht war es eine Thäterin, ich kann auch jetzt den Gedanken an das Mädchen nicht los werden, das uns am Sabbat die Oefen besorgt, und dem ich schon lange nicht traue.“

„Es ist Unrecht, auf eine bloße Vermuthung hin gegen irgend einen Fremden einen solchen schwarzen Verdacht aufkommen zu lassen,“ entgegnete Rabbi Jesaja. „Hat aber Jemand aus dem Hause sich an unserem Eigenthum vergriffen, so ist es jedenfalls gut, wenn wir unsere ganze Umgebung genau beobachten. Dazu ist es aber rathsam, daß wir zunächst Niemanden in's Vertrauen ziehen. Sollten unsere Bemühungen erfolglos sein, so bin ich sogar bereit, der Polizei von dem Vorfall Anzeige zu erstatten.“

„Das willst Du?“ fragte freudestrahlend die Rabbinerin. „Das war mein erster Gedanke, aber ich hatte nicht den Muth,

ihn Dir auszusprechen, weil ich Deine Abneigung gegen jeden derartigen Schritt kenne. Aber wenn Du dazu bereit bist, dann zweifle ich nicht, daß wir unsere Sachen wiederbekommen."

„Ich gestehe," bemerkte Rabbi Jesaja, „daß ich mich nur schwer und ungern zu diesem Schritt entschließe, selbst wenn ich Deine gute Meinung vor der Allwissenheit und Allmacht der Polizei theilte. Der Polizei genügt die vageste Vermuthung, um Personen festzunehmen und zu bestrafen; dazu möchte ich nur ungern die Hand bieten. Aber falls unsere Beobachtungen kein greifbares Resultat bringen sollten, so wird uns nichts anderes übrig bleiben. — Jedenfalls wollen wir unsere ganze Umgebung scharf im Auge behalten und uns gegenseitig verständigen, sobald der eine oder andere eine Spur findet, die geeignet ist, Licht in dieses geheimnißvolle Räthsel zu bringen."

V.

Herr von Dingeldein, der damalige Polizeidirektor in Frankfurt a. M., war soeben in sein Bureau eingetreten und im Begriff, den Polizei-Rapport über die Vorgänge der jüngsten vierundzwanzig Stunden zu überblicken, als ihm der Stadtrabbiner gemeldet wurde.

Rabbi Jesaja war auf dem Polizei-Büreau keine seltene Erscheinung. Seine zahlreichen, täglichen Gäste kamen oft mit der Polizei in Berührung und meistens in einer Weise, die eine Intervention seitens des Gastgebers nothwendig machte.

Es war in den Jahren kurz vor Ausbruch des dreißigjährigen Kriegs, in welchem die öffentliche Sicherheit durch

Zügellosigkeit und Gewaltthätigkeiten jeder Art in hohem Grade gefährdet war und daher jede Ausschreitung mit furchtbarer Härte bestraft wurde.

Es kam damals oft vor, daß herumziehende Personen ohne genügenden Ausweis eingekerkert, ausgepeitscht, und daß Diebe zum Tode durch den Strang verurtheilt wurden. Daß arme, umherziehende Juden unter solchen Verhältnissen sich keiner besonderen Rücksicht zu erfreuen hatten, braucht wohl kaum gesagt zu werden und so kam es, daß Rabbi Jesaja oft in die Lage kam, für den einen oder anderen seiner Gäste ein gutes Wort einzulegen. Seine Wohlthätigkeit und beispiellose Gastlichstkeit war der Polizei wohlbekannt und sie versagte diesem Wohlthäter der Armen selten einen seiner edlen Wünsche.

Herr von Dingeldein war deßhalb über den Zweck des ihm zugedachten Besuches gar nicht im Zweifel; er überflog noch einmal flüchtig die Liste der in dem Polizei-Rapport aufgeführten Verhaftungen, um über das Bittgesuch sofort unterrichtet zu sein, aber unter den Verhafteten befand sich nicht ein einziger Jude.

Rabbi Jesaja wurde sofort vor Herrn von Dingeldein vorgelassen und äußerst huldvoll empfangen.

Der Polizeidirektor unterhielt sich jederzeit gern mit dem würdigen, weisen Vertreter der Frankfurter Judenheit; heute aber war er besonders leutselig, da er wußte, daß es keine der gewöhnlichen Veranlassungen war, der er diesen Besuch verdankte.

„Was verschafft mir die Ehre Eures Besuches? Wenn mich nicht alles täuscht, so kommt Ihr heute nicht als Bittsteller für einen zur Verantwortung gezogenen Glaubensgenossen,

sondern es ist ein besonderes, ungewöhnliches Anliegen, das Euch zu mir führt; ist's nicht so?"

Einen Augenblick war Rabbi Jesaja über die Wissenschaft seines Partners erstaunt, aber ein flüchtiger Blick auf den noch offen daliegenden Polizei-Rapport klärte ihn sofort auf. —

„Ich staune Eure Weisheit an; ich komme heute in der That nicht, um für Jemand anderen, sondern um für mich etwas zu erbitten. Aber verzeiht, von wannen stammt Euch diese Kunde?"

Diese Ueberlegenheit über den berühmten jüdischen Weisen that Herrn von Dingeldein ungemein wohl. Mit geheimnißvollem Lächeln erklärte er, daß die Polizisten auch etwas Kabbalistik trieben, sonst wäre ihnen die Ergründung der Geheimnisse unmöglich, die so oft von ihnen gefordert wird. Und womit könnte ich Euch dienen?"

Rabbi Jesaja erzählte nun mit allen Details die Entdeckung des großen Diebstahls und schloß seine Darstellung mit dem Ersuchen, ihm zur Wiedererlangung der gestohlenen Werthgegenstände behilflich zu sein.

Der Stadthauptmann, so war der offizielle Titel des Herrn von Dingeldein, ging während dieses Berichtes, die Hände auf dem Rücken, mit großen Schritten auf und ab. Nachdem Rabbi Jesaja geendet hatte, blieb Herr von Dingeldein vor ihm stehen, legte die rechte Hand auf die Schulter des Rabbiners und sprach vorwurfsvoll, halb theilnehmend:

„Werdet Ihr nun endlich das Verfehlte und Gefährliche Euerer Art und Weise einsehen, wie Ihr Jahr ein Jahr aus fremdes Gesindel in Euer Haus einlaßt und ihm dort Unterschlupf gewährt? Euere schlecht angebrachte Herzensgüte und

Gastfreundschaft zieht uns alle Vagabunden der Welt nach Frankfurt; warum solltet Ihr nicht von diesem Auswurf noch bestohlen werden? Mich wundert's nicht so sehr, daß Euch Spitzbuben bestohlen haben, als ich mich wundere, daß sie Euch noch etwas übrig gelassen haben. — Wenn Ihr mir versprecht, Euch an dem Geschehenen ein warnendes Exempel zu nehmen und dieser Wirthschaft ein für alle mal ein Ende zu machen, dann will ich alle Macht aufbieten, daß Ihr Eure Sachen wiederkommt und daß der Dieb am Galgen baumeln soll."

„Verzeiht, gnädiger Herr," erwiederte Rabbi Jesaja, „so habe ich's nicht gemeint. Ihr kennt das namenlose Elend meiner Glaubensgenossen, die ein finsteres Vorurtheil von Stadt zu Stadt und Land zu Land treibt. Wenn ich den Einen oder Andern dieser Unglücklichen in mein Haus aufnehme und ihnen, soweit es meine schwache Kraft vermag, mit Rath und That beizustehen suche, so kann Euer edles Herz diese Handlungsweise nicht zum Verbrechen stempeln wollen. Hierüber haben wir uns ja des öfteren bei früheren Anlässen so eingehend ausgesprochen, daß dieser Umstand heute um so mehr außer Betracht bleiben kann, als es ganz zweifellos feststeht, daß unter den Fremden, die bei uns kommen und gehen, der Thäter nicht gesucht werden kann. Es ist Niemand von diesen Fremden je allein in meiner Lernstube gewesen. Ich selbst halte mich den größten Theil des Tages und der Nacht darin auf; die That kann nur von Jemand begangen worden sein, der mit unserer Häuslichkeit überaus vertraut ist. Aber wer auch immer der Thäter sei, ich möchte nicht, daß er bestraft wird. Ich habe also eine doppelte Bitte. Erstens, daß mir mit Hilfe der Polizei mein Eigenthum womöglich wieder zugestellt wird und zweitens, daß der Thäter nicht der Strenge des Gesetzes verfällt.

Liegt das nicht in Eurer Hand, so verzichte ich auf die Aufspürung meiner entwendeten Werthsachen."

„Ihr seid ein merkwürdiger Mann," hob Herr von Dingeldein nach einer kurzen Pause an. „Wollt Ihr denn, daß alle Diebe frei ausgehen und vielleicht noch belohnt werden sollen? Ein solches Verlangen ist mir noch nie gestellt worden, am wenigsten aber von einem Mann des Gesetzes, der doch selber berufen ist, dem Recht zur Achtung und Anerkennung zu verhelfen. Warum wollt Ihr eigentlich, daß der Einbrecher, den Ihr gar nicht kennt, straffrei ausgehen soll?"

„Verzeiht, gnädiger Herr, ich bin gewiß dafür, daß derjenige, der ein Unrecht begeht, bestraft werden soll. Aber, wenn Jemand mich verkürzt hat, so möchte ich nicht, daß meinetwegen ein Mensch eine Strafe erleiden soll. Unsere Weisen sprechen demjenigen die ewige Seligkeit ab, durch den ein Mensch eine Strafe erleiden mußte, und so viel sind mir die gestohlenen Gegenstände doch nicht werth."

„Das steht im Talmud? Das muß doch ein merkwürdiges Buch sein, wenn es solche hingebende Selbstlosigkeit verlangt. Aber in der Sache selbst kann ich Euch nicht zu Willen sein. Wenn Ihr jetzt fortgeht und verzichtet lieber auf die Untersuchung, so muß ich sie dennoch aufnehmen, nachdem mir das Vorhandensein eines Diebstahls durch Euch kund geworden ist. Ich würde mich sonst zum Hehler des Diebstahls machen. Gelingt es mir, den Thäter zu ermitteln, so muß ich ihn dem Gerichte überliefern und nicht ich, sondern dieses hat zu entscheiden, ob er straflos ausgehen soll oder nicht."

Rabbi Jesaja schwieg. Er fühlte, daß er einen Fehler begangen, der darin bestand, daß er den Polizeidirektor überhaupt in's Vertrauen gezogen habe.

Herr von Dingeldein hatte dieses Schweigen richtig gedeutet. Zum zweiten Male trat er vor den Bittsteller hin und reichte ihm freundlich die Hand.

„Da Ihr zum ersten Male etwas für Euch erbittet, so werde ich's Euch gewiß nicht abschlagen. So weit es an mir liegt, werde ich Euren Wunsch respektiren, und für den Fall, daß wir des Diebes habhaft werden, bei Gericht ein gutes Wort für ihn einlegen. Uebrigens hängen wir auch in Frankfurt Keinen, ohne daß wir ihn haben, ganz so, wie man es von den Nürnbergern sagt. Wann ist der Diebstahl eigentlich begangen worden?"

„Vergangene Nacht waren es vier Wochen, seitdem ich ihn entdeckte; die That kann nur wenige Stunden vor ihrer Entdeckung begangen worden sein."

„Aber um Himmelswillen," fuhr Herr von Dingeldein erregt auf, „wie kann man auch über eine solche That vier Wochen verstreichen lassen, ohne Anzeige zu erstatten! Jetzt sind alle etwaigen Spuren verwischt, der Thäter hat das gestohlene Gut bequem in Sicherheit bringen können, jetzt ist es schwer, wenn nicht geradezu unmöglich, dem Verbrechen auf die Spur zu kommen."

„Die Bedenken Ew. Excellenz sind gewiß berechtigt, wenn vielleicht auch nicht in ihrem ganzen Umfang. Ich habe sofort die Untersuchung an Ort und Stelle vorgenommen, wenn auch gewiß nicht geleitet von der praktischen Erfahrung eines erleuchteten Untersuchungsbeamten. Uebrigens habe ich am folgenden Tage den Schlüssel des Schrankes abgezogen und ihn seitdem nicht wieder geöffnet. Eine Anzahl werthvoller Bücher und Manuscripte, die ich in einem Seitenverschluß des Wand-

schrankes hatte, sind anderswo untergebracht worden. Etwaige Spuren des Thäters müßten also noch vorhanden sein."

„Kennt Ihr die Zahl und genaue Form der einzelnen Stücke?" fragte Herr von Dingeldein.

„Gewiß," erwiederte Rabbi Jesaja.

Er gab darauf eine so genaue Beschreibung der einzelnen Gegenstände, daß Herr von Dingeldein über das wunderbare Gedächtniß des Rabbi staunte und alles genau zu Papier brachte.

„Das erste wird sein, daß ich mich selber an Ort und Stelle begebe, um durch persönliche Besichtigung alles Erforderliche festzustellen. Wenn es Euch recht ist, gehen wir sofort, um nicht unnützer Weise noch mehr Zeit zu verlieren."

„Excellenz, wir werden den Tag als einen Festtag in unserer Familie begehen, an dem wir die Ehre haben, Ew. Excellenz innerhalb unserer Räume begrüßen zu dürfen. Aber gerade diese seltene Ehre wird wie ein Lauffeuer die ganze Judengasse durchdringen, man wird nach dem Anlaß dieses seltenen Besuches suchen und ihn leicht finden. Diese Oeffentlichkeit ist aber jedenfalls nicht im Interesse einer erfolgreichen Untersuchung."

„Dafür lasset mich sorgen," erwiederte kurz Herr von Dingeldein. „Eure bisherige Geheimthuerei hat der Sache jedenfalls nicht gedient; vielleicht erreichen wir das Ziel leichter durch das Gegentheil. Der Dieb wird es sicher nicht geheuer finden, wenn er sieht und hört, daß der Stadthauptmann selber die Sache in die Hand nimmt. Ihr könnt sofort in meiner Doppelsänfte mitkommen, wir wollen der Sache sobald als möglich auf die Spur kommen."

Rabbi Jesaja erschreckte die Energie des Stadthauptmannes. Nachdem er eingesehen, welchen Fehler er gemacht, daß er die Polizei in's Vertrauen gezogen hatte, wollte er den Mißgriff wenigstens, soweit er noch konnte, abzuschwächen suchen. Er hätte es deshalb gern vermieden, die Sache zum Gegenstand des öffentlichen Geredes zu machen. Wenn aber der Stadthauptmann in einer und derselben Sänfte sich mit ihm durch die Judengasse tragen läßt, dann war für nichts mehr zu stehen.

„Wenn Euere Excellenz unserem Hause die Ehre Hochdero Besuches erweisen wollen, so kann ich aber die Ehre schlechterdings nicht annehmen, daß ich mit Ihnen in einer und derselben Sänfte mich durch die Stadt tragen lasse. Zudem möchte ich auch meine Frau von der uns bevorstehenden Ehre benachrichtigen, damit sie unsere bescheidenen Räume ein wenig vorher in Stand setzen kann, um einen so hohen Gast einigermaßen würdig zu empfangen."

Herr von Dingeldein ließ sich aber nicht abwendig machen; und wenige Minuten später bot sich der Stadt Frankfurt das seltene Schauspiel, daß der Rabbiner und der erste höchste Polizeibeamte der Stadt in einer und derselben Sänfte die Judengasse passirten und vor der Wohnung des Rabbiners abstiegen.

VI.

Ehrfurchtsvoll betrat der Stadthauptmann unter Führung des großen Gelehrten dessen Geisteswerkstätte, die Lehrstube. Beim Anblick der großen Folianten, welche sämmtliche Wände in hohen Schränken ausfüllten, vergaß Herr von

Dingeldein einen Augenblick den Anlaß, der ihn hierhergeführt hatte. Ehrerbietig entblößte er das Haupt und ließ den Blick über die langen Bücherreihen und dann durch das ganze Zimmer schweifen. Es war einfach, geradezu dürftig möblirt. Ein langer eichener Tisch und mehrere tannene Stühle, ein einfacher Stehpult mit einem Gießfaß und einem linnenen Handtuch bildeten das ganz Mobiliar. Zuletzt haftete das Auge auf dem Eigenthümer dieses Raumes, der bescheiden am Eingange stehen geblieben war.

Rabbi Jesaja glaubte einen leisen Vorwurf in diesem Blick zu lesen. „Seid willkommen, gnädiger Herr, in diesem Hause und verzeiht, daß ich bedeckten Hauptes vor Euch stehe, aber unser Gesetz verbietet uns die Entblößung des Hauptes."

„Macht Euch deshalb keine Sorge," erwiederte leutselig der Stadthauptmann, indem er sich auf einen der alten Stühle so gründlich niederließ, daß dieser in allen Fugen krachte. „Ihr seid ja zu Hause und könnt Euch ganz nach Belieben verhalten. Aber habe ich Euch recht verstanden, so sagtet Ihr soeben, daß Euer Gesetz Euch die Entblößung des Hauptes verbietet? Das finde ich merkwürdig, da Ihr soeben in meiner Amtsstube doch mehr als eine halbe Stunde entblößten Hauptes verbracht habt."

„Das ist richtig," entgegnete Rabbi Jesaja. „Bei Eurer Excellenz habe ich durch Abnahme meiner Pelzmütze nicht gegen unser Gesetz gehandelt, aber hier würde ich die Rücksicht und Ehrerbietung gegen die uns umgebenden heiligen Schriften verletzen, wenn ich das Haupt in ihrer Gegenwart entblößte."

„Ihr sprecht in Räthseln, Rabbi. Ich dächte, Ihr verletzet gerade durch das Bedeckthalten des Hauptes die Ehrer-

bietung, während man sie durch Hauptentblößung ja eben zum Ausdruck bringt."

„Im Allgemeinen trifft das schon zu, daß man seine Achtung durch Abnahme der Kopfbedeckung bezeugt, aber in besonderen Fällen ist das selbst bei der allgemeinen landläufigen Anschauung nicht immer der Fall. Nimmt z. B. der Soldat Helm und Mütze ab, wenn er vor seinem Kaiser selbst steht?"

„Ich gebe zu," erwiederte der redselige, hohe Gast, „daß man verschiedener Meinung darüber sein kann, ob man seine Ehrerbietung durch Bedecken oder Entblößen des Hauptes besser ausdrückt, und daß die Form dieses Ausdruckes füglich gleichgiltig sein kann, wenn nur die rechte Gesinnung vorhanden ist. Aber ich dächte doch, daß unsere Gepflogenheit darin vernunftgemäßer ist, als die jüdische."

Rabbi Jesaja besaß in hohem Grade die Geistes- und Herzensbildung, verbunden mit dem feinen Takt, der seinen Partner nie die eigene geistige Ueberlegenheit fühlen läßt und selbst die Schwächen des Gegners in verbindlichen Formen zu kleiden weiß, ohne jedoch dabei etwas von seinem Standpunkte zu vergeben. Lächelnd bemerkte er:

„Sie haben von Ihrem Gesichtspunkte aus wohl Recht, und die jüdische Gepflogenheit hat es vielleicht auch. Nehmen wir einmal an, man kann seine Ehrerbietung sowohl durch Bedeckung als Entblößung des Hauptes bekunden und räumen wir sogar der letzteren Art den Vorzug deshalb ein, weil derjenige, der sein Hut zieht, seine Ehrerbietung durch eine That ausdrückt, was im andern Falle nicht geschieht. Im Verkehr mit Menschen wäre daher dieser Brauch vielleicht wirklich der geeignetste. Aber die jüdische Ehrerbietung, die Gott und

seinem Gesetze, seinen heiligen Stätten und Männern gilt, diese müßte, da der Gegenstand ihrer Verehrung — Gott — Tag und Nacht, in der Jugend und im Alter, im Hause und auf der Straße, also immer und überall zugegen ist, diese müßte denn auch immer und überall uns die Mütze in die Hand drücken und uns nöthigen, barhaupt zu gehen. Da das durch körperliche Disposition, durch Witterungsverhältnisse und andere Umstände nicht wohl möglich ist, so sind wir auf die andere Art des Grußes angewiesen und tragen das Haupt fortwährend bedeckt.

Nachdenklich nahm Herr von Dingeldein seinen schweren Helm vom Tische, setzte ihn auf und meinte:

„Unter diesen Umständen gestatten Sie wohl, daß ich Ihrem Beispiele folge und meinen Kopf ebenfalls bedecke. Das ist übrigens eine selbstverständliche Forderung der Etiquette. Wenn sich fürstliche Persönlichkeiten besuchen, legt der Gast die Uniform des Gastgebers an. Sie sind ein Fürst des Geistes, ich bin ein Vertreter Seiner Kaiserlichen Majestät. Sie hatten bei Ihrem Besuche im Rathhause den Takt, sich meiner Gepflogenheit zu fügen und jetzt ist die Reihe an mir, es Ihnen nachzuthun. Aber das ganze Ensemble Ihres Studirzimmers hat mich so frappirt, daß ich darüber die ersten Regeln des Anstandes übersah. Was mich aber wundert, ist die einfache, verzeihen Sie, die geradezu ärmliche Möblirung des Zimmers, in dem Sie doch den größten Theil Ihres Lebens verbringen. Wer einen so reichen Silberschatz sein nennt, wie der Euch geraubte, der hat doch sicher die Mittel, wenigstens ein Sopha, gepolsterte Stühle und Teppiche zu verwenden. Warum ist Euer Zimmer so kärglich ausgestattet? Verzeiht die vielleicht indiskrete Frage, aber ich bin überzeugt, daß auch hierfür

Gründe vorhanden sind, aus deren Mittheilung ich vieles lernen kann."

„Ew. Excellenz bedürfen der Belehrung nicht in einer Angelegenheit, deren Beweggründe sich dem Nachdenkenden von selbst aufdrängen. Wir Juden thun nicht gut daran, das bischen Wohlstand, mit dem Gott den einen oder anderen ausgezeichnet hat, so vor aller Welt zu zeigen. Die Lüsternheit nach jüdischem Besitzthum ist bei der großen Masse leider schon rege genug. Während sonst Leute es vorziehen, lieber reich zu scheinen, als es zu sein, ist bei uns das Gegentheil der Fall. Und gar bei einem Rabbiner! Wir besitzen auch noch bessere Zimmer, besonders unsere Sabbat-Stube läßt es an keinem Comfort bürgerlichen Hausstandes fehlen. Aber was sollte ein solcher Comfort in einem Raume, der dem unabläßigen Studium geweiht ist? Die Bequemlichkeit und Gemüthlichkeit, die sie gewähren, sind keine geeignete Förderer eines ernsten Studiums. Mein seliger Vater pflegte zu sagen, es sei noch niemals Jemand auf einem Sopha oder in einem Fauteuil ein Thora-Gelehrter geworden; und unsere großen Weisen lehren: Iß Brod mit Salz, trinke Wasser nach dem Maße, schlafe auf dem Boden und führe ein entsagungsreiches Leben, wenn Du so handelst, bist Du glücklich und es geht Dir gut, in dieser Zeitlichkeit und in der Ewigkeit."

Sinnend blickte der allmächtige Stadthauptmann bei dieser Auseinandersetzung vor sich hin. Dann fuhr er, wie aus einem Traume empor und sprach, als wäre er allein im Zimmer, mit einer Anspielung an die bekannten biblischen Worte:

„Wie ehrfurchtgebietend ist dieser Ort, das ist ein wahres Gotteshaus und hier ist die Pforte zum Himmel."

„Ew. Excellenz erweisen meinem bescheidenen Heim eine allzugroße Ehre," bemerkte Rabbi Jesaja. „Wenn hier die Himmelspforte wäre, gäbe es keine Diebe da. Aber in dieser Stunde bin ich dem Diebe, dem ich für todtes Silber die Ehre eines so hohen Besuches verdanke, so aufrichtig dankbar, daß ich ihn belohnen möchte, wenn ich ihn nur kennen würde."

Durch diese feine Wendung wurde der Herr Stadthauptmann in verbindlicher Weise an den eigentlichen Zweck seines Besuches erinnert.

„Sie haben Recht," sagte er aufstehend, „wir müssen nun einmal die Oertlichkeit genau in Augenschein nehmen. Es ist merkwürdig, wie oft die geriebensten Diebe uns durch ein leichtsinniges Versehen die Spuren an die Hand geben, die zu ihrer Verfolgung und Abfassung führen. Der eine läßt eine Fußspur zurück, der andere verliert einen Hemdknopf und der Dritte begeht sonst eine Unvorsichtigkeit, aber nach vier Wochen, Herr Rabbiner, können wir auf alles dieses nicht mehr rechnen. So lange Zeit, sagten Sie doch, ist seit dem Diebstahl verflossen, nicht wahr?"

„Allerdings ist's so lange her. Auf etwaige Spuren außerhalb des Schrankes können wir kaum mehr hoffen. Zwar habe ich selbst eine eingehende Untersuchung sofort, als ich den Verlust merkte, vorgenommen, aber das will nicht viel heißen. Jedoch habe ich den Schrank am Tage darauf verschlossen und ihn seitdem nicht wieder geöffnet. Etwaige Spuren an diesem eigentlichen Thatort müßten sich daher jetzt noch so gut wie damals finden."

Einen Augenblick schwankte Rabbi Jesaja, ob er etwas von der Handspur sagen sollte, die er im Staube ausgeprägt fand; aber auch nur einen Augenblick. Da es ihm nach der

ganzen Intention, die er bei dem Stadthauptmanne vorfand, leid that, ihn überhaupt in's Vertrauen gezogen zu haben, wollte er ihm nicht dieses einzige Moment preisgeben, das möglicherweise zur Bestrafung und Entdeckung des Diebes führen könne. Das Brett lag wieder oben im Schranke an seiner alten Stelle. Wenn der Herr Stadthauptmann wirklich ein besserer Detektive ist, als ich, dann wird er das, was ich gefunden, eben so gut finden, bis dahin hat es mit meiner Mittheilung Zeit, dachte Rabbi Jesaja und schwieg.

„Wo habt Ihr den Schlüssel zum Schranke?" fragte mit veränderter Amtsmiene der Herr Stadthauptmann.

Rabbi Jesaja ging zu dem großen Tisch,, der eine größere Schieblade in der Mitte und zwei kleinere an der Seite hatte, nahm den Schlüssel heraus und übergab ihn seinem hohen Gaste.

Dieser betrachtete sorgfältig den Schlüssel von allen Seiten. Er war ein Hohlschlüssel, wie jeder andere. Herr von Dingeldein blickte in die Höhlung hinein; in dem Schlüssel saß der Dieb nicht.

„Wünschen Sie," sagte der Rabbi, „daß ich den Schrank aufschließe?"

„Nein," erwiederte bedeutungsvoll der Herr Stadthauptmann mit dem Aufgebot seiner ganzen Detektivwürde, „was jetzt zu geschehen hat, muß Alles persönlich von mir vorgenommen werden."

Mit diesen Worten näherte sich Herr von Dingeldein gravitätisch dem Schranke, steckte den Schlüssel in die Oeffnung, versuchte ihn herumzudrehen, aber das ging so leicht nicht. Entweder war der Schlüssel falsch oder das Schloß verdorben. Rabbi Jesaja erbat sich wiederholt die Erlaubniß,

da ihm das Schloß geläufiger sei, selber zu öffnen, die ihm auch gewährt wurde. Er nahm den Schlüssel heraus, setzte noch einmal an und mit einem leichten Ruck war die Thüre offen.

Wer aber beschreibt das Entsetzen, das die beiden Männer erfüllte, als sie einen Blick in das Innere des Schrankes geworfen hatten!. Da standen alle die gestohlen geglaubten Werthsachen, ganz genau in Reih' und Glied, wie sie von jeher gestanden hatten. Es fehlte kein Stück, es war keine Veränderung wahrzunehmen, keine Spur einer fremden Hand, die da je eingegriffen hätte, war zu erkennen!

Rabbi Jesaja erbleichte. So groß war sein Schrecken damals nicht, als er den Diebstahl entdeckt hatte, wie heute, wo er das gestohlen geglaubte Gut so unerwartet plötzlich vor sich sah. Einen Augenblick schien er die klare Seelenruhe, die kühle Besonnenheit und Umsicht verloren zu haben, die sonst sein ganzes Thun und Lassen verklärte. Er verrieth seine namenlose Aufregung, indem sich ihm aus der gepreßten Brust der Ausruf rang: „Ribbaunau schel Aulom!" (Herr der Welt.) Aber diese Worte haiten, kaum den Lippen entglitten, ihn auch sofort aus seiner Bestürzung gerissen. Er warf jetzt einen ersten Blick auf seinen hohen Gast. Dieser zitterte am ganzen Körper und rief alle guten Geister in keuchend hervorgepreßten Lauten an. Er wußte, daß der Frankfurter Rabbiner den Ruf eines großen Kabbalisten genoß, seine erregte Phantasie sah alle Kobolde und Dämonen, die zwischen Himmel und Erde schweben, neckisch aus dem geheimnißvollen Schranke lugen. Er fühlte sich im Bannkreis des größten Schwarzkünstlers und glaubte, er sei von dem Rabbiner in diesen Zauberkreis gelockt worden, wer weiß, aus welchen Absichten.

Als ob Rabbi Jesaja diese Gedanken seines Partners aus

dessen Augen abgelesen hätte, richtete er sein Bestreben darauf, zunächst diese Befürchtungen zu zerstreuen. Er brach das beängstigende beiderseitige Schweigen mit folgenden Worten, aus denen aber die seelische Erregung herausklang, trotz aller Mühe sie zu bemeistern.

„Wir stehen hier vor einem Räthsel, für das selbst Ew. Excellenz keine Lösung zu finden scheinen. Ich selbst habe nicht einmal im Augenblicke die Ruhe und Fassung, auch nur danach zu suchen. Wie sich aber dieser wunderbare Vorfall auch aufklären möge, so muß ich Euch, gnädiger Herr, um Verzeihung bitten, daß ich Euch umsonst hierher bemüht habe. Ich hätte, bevor ich Euch mit der ganzen Sache behelligt habe, die Pflicht gehabt, mich noch einmal von der Thatsache zu überzeugen. Wenn ich auch Hochdero gütige Bereitwilligkeit sich selber mit mir in diese Räume zu begeben, devotest abgelehnt habe, so hätte ich es doch nachdrücklicher thun müssen, als es geschehen ist. Jetzt aber muß ich mit aller Innigkeit und Unterthänigkeit bitten, mir Hochdero Beistand weiter zu leihen, damit wir eine Lösung dieses Räthsels finden. Ihre bloße Anwesenheit hat genügt, um mir mein verlorenes Gut wieder zu schaffen, Hochdero Scharfsinn wird sicher auch den Weg finden, auf dem sich dieses Geschehniß vollzogen hat. Darf ich es wagen, um Hochdero Beistand zu bitten?“

So spricht kein allmächtiger Schwarzkünstler; das fühlte Herr von Dingeldein aus jedem Laut dieser vibrirenden Stimme heraus. Dazu that es seiner allmählich wieder erwachten Eitelkeit wohl, daß der Rabbi der bloßen Anwesenheit des Stadthauptmannes die plötzliche Auffindung des gestohlenen Gutes zuschrieb. Er ging hastigen Schrittes einige Minuten in dem großen Gemach auf und ab. Aber mit jedem

Schritt legte sich die Erregung; die Tritte verloren nach und nach ihre ungestüme Hast und plötzlich hielt der Dauermarsch, der schon fast fünf peinliche Minuten gedauert hatte, gänzlich inne. Mit gerunzelter Stirne blieb Herr von Dingeldein vor dem Rabbiner stehen, blickte ihm scharf in die Augen und fragte:

„Steht die ganze Geschichte nicht mit der Geheimwissenschaft der Kabbalah in Verbindung, von der ich weiß, daß sie in Euch ihren größten Meister hat? Ist keine schwarze Kunst, kein Teufelsspuck hier im Spiel? Antwortet, der Wahrheit gemäß, wenn Euch Euer Leben lieb ist!"

„Gnädiger Herr!" erwiederte mit seiner vollständig wiedergewonnenen Seelenruhe Rabbi Jesaja, „ich bin ein Mensch wie Ihr, wenn ich mich mit Hochdero vergleichen darf. Das Studium des Gotteswortes und der übrigen heiligen Schriften ist mein Lebensberuf. In diesen letzteren ist auch die Wissenschaft der Kabbalah enthalten. Dieselbe hat mit dem nichts zu thun, was der große Troß bei ihr sucht. Stattete sie aber ihre Jünger wirklich mit der Kenntniß aus, die Geheimnisse zu erklären, deren Enthüllung doch in erster Reihe Sache der Polizei ist, hätte ich dann Ew. Excellenz heute bitten müssen, mir zur Auffindung des mir gestohlenen Gutes zu helfen? Als Bileam auszog, um Israel zu verfluchen, störte ihn sein Esel in diesem Vorhaben. Erzürnt über die Störrigkeit seines Thieres, rief er aus: „Hätt' ich ein Schwert zur Hand, ich würde dich sofort getödtet haben." Als das die ihn begleitenden Abgesandten des moabitischen Königs hörten, wußten sie, was sie von dem Fluch dieses Zauberers zu erwarten hatten. Ein ganzes Volk, sagten sie sich, will er durch sein Wort vernichten, und um sein Thier zu meistern, richtet sein Wort so

wenig aus, daß er sich ein Schwert wünscht, um ihm den Garaus zu machen. Ist dasselbe nicht auch bei mir der Fall? Ich soll der große Kabbalist sein, dem die Geheimnisse des Himmels und der Erde unterthan sind, und wenn ich einen Diebstahl entdeckt wünsche, muß ich mich an das Haupt der Frankfurter Polizei wenden? Wenn ich — —"

„Ihr habt Recht," unterbrach ihn leutselig der hohe Gast. „Verzeiht den schwarzen Verdacht, den ich in einem Augenblick der Erregung aufkommen ließ. Jedoch als Beamter ist es meine Pflicht, jede Seite einer Möglichkeit in's Auge zu fassen. Aber ich gestehe, daß eine solche Annahme unsinnig und unmöglich ist. Denkt Ihr über die Sache nach und auch ich werde das meinige thun. Aber für jetzt bin ich keiner ferneren Thätigkeit fähig. Das Vorkommniß hat mich so erregt, daß ich der Ruhe bedarf und ich denke, Ihr seid in der gleichen Lage. Ich begebe mich nach Hause und komme sofort wieder, wenn ich eine Spur entdecken sollte. Sollten aber Eure Bemühungen früher von Erfolg sein, so erwarte ich Euch bei mir. Bis wir uns jedoch wieder sprechen, ist es rathsam, daß niemand etwas von dem Vorgefallenen erfährt. Theilt Ihr diese Ansicht?"

„Vollkommen," erwiederte der Gefragte.

„Nun, denn Gott befohlen! Vielleicht bringen schon die nächsten Stunden einen Schimmer in dieses geheimnißvolle Dunkel! Lebt wohlbehalten, auf baldiges Wiedersehen!"

Mit einem Händedruck verabschiedeten sich die beiden Männer. Rabbi Jesaja schloß seinen Schrank wieder ab, und Herr von Dingeldein ließ sich in seiner Sänfte zurückbringen, aber nicht in sein Amtszimmer, sondern in seine Wohnung, wo er die Ruhe suchte, die ihm dieser merkwürdige Vorgang geraubt hatte.

VII.

Herr von Dingeldein hatte das Haus des Rabbiners kaum verlassen, als die Rabbinerin in die Lernstube ihres Gatten eintrat. Seiner treuen Lebensgefährtin hätte Rabbi Jesaja gerne das Vorgefallene mitgetheilt, aber er hatte sein Wort gegeben, mit Niemanden darüber zu sprechen, und dieses Wort durfte er auch der treuesten Seele, seinem anderen Ich gegenüber nicht brechen. Die Rabbinerin strahlte vor Freude. Sie wußte, weshalb ihr Mann heute früh auf die Polizei gegangen war, aber daß der Diebstahl ihrem Hause die Ehre eines so seltenen Besuches bringen würde, darauf hatte sie nicht gerechnet. Und daß ihr Mann in einer und derselben Sänfte mit dem Stadthauptmann die Frankfurter Judengasse passirte, das setzte ihrer Freude die Krone auf. Sie war daher betroffen, als sie ihren Gatten nichts weniger als freudig erregt traf. Bevor sie an ihn eine Frage richten konnte, sagte er:

„Ich sehe die ganze Gasse in einer Erregung über diesen ungewöhnlichen Besuch, schicke den Gemeindediener zu den Leuten, um sie zu beruhigen. Die Leute denken gewöhnlich an das Schlimmste, und sie haben in unserer trüben Zeit, die so reich ist an Plackereien und Verfolgungen, unter welchen wir Juden zu leiden haben, nicht ganz Unrecht, besorgt zu sein. Lasse ihnen also in meinem Namen sagen, es läge nichts Beunruhigendes vor."

„Mit dieser Maßregel bin ich Dir schon zuvorgekommen. Die Erregung war anfänglich noch eine stärkere. Ich schickte deshalb Poßnitzer unter die versammelte Menge und ließ ihr

mittheilen, der Besuch gelte nur einer Privatangelegenheit, die keine allgemeine, am wenigsten aber eine beunruhigende Bedeutung habe, worauf sich auch die Masse größtentheils sofort zerstreute. Das braucht Dich daher nicht zu betrüben, ich hätte Dich daher freudig erregt zu sehen gehofft, wegen der großen uns widerfahrenen Ehre, und doch kommt es mir vor, als ruhe ein Schatten auf Deiner Stimme."

„Du magst Recht haben," erwiederte sinnend der Gatte. „Als Mordechai die seltene königliche Auszeichnung widerfahren war, von seinem gefürchteten Feinde mit königlichen Ehren durch Schuschan geführt zu werden, war der gefeierte Edle nichts weniger als erfreut, ob der ihm erwiesenen Ehre. Unmittelbar nachdem er den königlichen Purpur abgelegt hatte, hüllte er sich wieder in Sack und Asche. Und diese Auszeichnung war ihm doch ohne jedes Wissen und Wollen geworden! Ich bereue, daß ich auf der Polizei war. Sie wird jetzt bei allen Händlern und Trödlern Hausuntersuchungen vornehmen, wer weiß, wie viel Unschuldige durch uns fälschlich verdächtigt werden und ob der wirklich Schuldige gefunden wird. Wird er aber selbst gefunden, so kann er unter Umständen ohne langen Prozeß aufgehängt werden und wir sind nicht in der Lage, etwas daran zu ändern. Mir graut bei dem Gedanken, daß durch uns ein Mensch sein Leben verlieren solle. Ich zweifle nicht daran, daß wir unser Eigenthum wieder erhalten, aber durch die Polizei erlangen wir es nicht."

„Ich glaube, lieber Mann, Du siehst zu schwarz hinsichtlich des Schicksales, das dem Diebe unseres Silbers bevorsteht und zu rosig betreff der Wiedererlangung des uns gestohlenen Gutes. Aber wir wollen darüber jetzt nicht diskutiren. Du hast Ruhe nöthig, ich werde dafür sorgen, daß Du einige

Stunden ungestört bleibst, dann mußt Du mir aber Alles ausführlich erzählen."

Mit diesen Worten verließ die Rabbinerin das Zimmer, das Rabbi Jesaja hinter ihr abschloß. Er war jetzt allein und konnte in Ruhe mit seinem scharfen Geist das Vorgefallene überdenken. Bevor er dies aber that, ergriff er das erste ihm zu Hand kommende Buch, schlug es auf's Gerathenwohl auf und vertiefte sich in seine Lektüre. Es war ein Thnach (die 24 Bücher der heiligen Schrift), das er herausgegriffen und gerade bei den Psalmen aufgeschlagen hatte. Er las halblaut mehrere Psalmen mit der ganzen Innigkeit und Andacht, deren er fähig war. Je mehr er sich in den Inhalt vertiefte, um so ruhiger wurde sein erregtes Gemüth, und er fühlte wieder den beglückenden Seelenfrieden bei sich einziehen, der sonst sein Leben verklärte.

Nach einer halbstündigen Lektüre schloß er das Buch und die müden Augenlieder, die sich schon mehr als 30 Stunden nicht zum Schlummer geschlossen hatten. Er träumte, nicht von Dieben und Polizisten, sondern von einer neuen Erklärung des 51. Psalms, den er soeben gelesen hatte. Die reine Seele des großen Mannes wob im Schlaf die Fäden weiter, die sie im Wachen begonnen hatte. Ein heiteres Lächeln umspielte die Lippen des schlummernden Denkers; es mußten edle, hehre Gedanken sein, die der rastlose Geist dachte, auch während der Körper im Schlafe versunken dasaß.

Aber der Schlaf hatte kaum eine Viertelstunde gedauert. Für Rabbi Jesaja hatte er vollkommen genügt; er fühlte sich frisch gestärkt und neu belebt. Mechanisch ergriff er wieder die heilige Schrift, schlug sie zum zweitenmale auf und stieß merk-

würdiger Weise wie vorhin auf den 51. Psalm, dem sein Traum gegolten hatte. Heiteren Blickes überflog er die Strophen, ihnen im Geiste seine soeben gefundene Erklärung anpassend. Sie schien auch dem Denker in wachem Zustande zuzusagen. Mehr aber als die Erklärung freute ihn das Bewußtsein, daß sein inneres Geistesleben nicht von den turbulenten Vorgängen der letzten Stunden ergriffen war. Wäre dieses der Fall gewesen, so hätte er von ihnen und nicht vom 51. Psalm geträumt. Deßwegen durchfolg er mit heiterem Lächeln die Verse des Psalms, das aber plötzlich schwand, als er beim Durchlesen auf den 16. Vers stieß; „Rette mich vor Blutschuld Gott, Gott, meine Hilfe, dann mag meine Zunge Deiner Wohlthat jubeln!"

Das war in präcise Worte gefaßt, die Seelenpein, die ihn verfolgte. Es waren also doch die „Gedanken des Tages", wie der talmudische Ausdruck lautet, die seine Seele selbst im Traum beherrschten. Wie hatte er sich selber so schlecht gekannt, und wie leicht war er geneigt, sich für vollendeter zu halten, als er in Wirklichkeit war! Verdrießlich schloß er das heilige Buch und trat in raschen Schritten zu dem verhängnißvollen Schranke hin, in dem der Schlüssel noch steckte. Behutsam öffnete er ihn. Er hätte sich nicht gewundert, wenn er ihn wieder leer gefunden hätte. Aber da stand Alles noch unversehrt, wie er es vor wenigen Stunden zu seinem Schrecken getroffen hatte. War Alles nur ein wüster Traum? Er nahm eine der Girandolen heraus, und das kalte Silber überzeugte ihn, daß es Wirklichkeit war. Sinnend stand er einige Minuten vor dem offenen Schranke. Wiederum stellte er sich auf einen der Stühle, leuchtete mit dem Lichte durch die ganze Tiefe des Schrankes. Die Handspur in dem obersten, leeren Brett war

noch unversehrt, aber sonst fand sich auch nicht der leiseste Anhaltspunkt, der auf eine Spur des Thäters führen konnte.

Während er das Licht wieder auslöschte und den Stuhl an seinen Platz zurückstellte, überflog sein rascher Geist noch einmal das ganze Geschehniß bis in alle Details, aber nirgends eine Spur. Als er wieder den Schrank zu schließen im Begriffe war, fiel ihm auf, woran er sich schon heute Vormittag gestoßen hatte, daß das Schloß nicht mit der Leichtigkeit wie früher funktionirte. Heute Morgen hatte er darüber gelächelt, als der Stadthauptmann den hohlen Schlüssel fixirte, aber jetzt trat er an's Fenster und that nun selber, was er vor wenigen Stunden lächerlich gefunden hatte. Es war der richtige ihm wohlbekannte Schlüssel, darüber konnte kein Zweifel sein. Es war schon früher vorgekommen, daß in den hohlen Schlüsseln sich Brodkrumen, Papierstreifen oder andere Kleinigkeiten gesammelt hatten und dadurch den Gebrauch erschwert hatten. Er entfernte dann leicht durch eine Stecknadel die Hindernisse, und schickte sich an, diese Manipulation jetzt zu wiederholen, wobei ein kleines zerknittertes Papierklüpchen im Umfange einer Linse herausfiel. Rabbi Jesaja entfaltete das Kügelchen, das auseinandergelegt, etwa die Größe einer halben Postmarke hatte. Es war mit hebräischer Kurrentschrift beschrieben, die Buchstaben waren aber so klein, daß Rabbi Jesaja sein ungewöhnlich scharfes Auge auf's äußerste anstrengen mußte, um die kleinen Schriftzeichen zu lesen. Es überlief Rabbi Jesaja heiß und kalt, als es ihm gelang, in der heiligen Sprache die Worte zu entziffern: „Gegen dich allein habe ich gefehlt, und was in deinen Augen schlecht ist, gethan, deshalb mögest du durch deinen Spruch mich rechtfertigen, durch dein Urtheil mich frei sprechen."

„Wunderbar, wunderbar," sprach Rabbi Jesaja für sich hin, „das ist wiederum der 51. Psalm und zwar der 6. Vers; wunderbar!"

Nachdenklich starrte Rabbi Jesaja auf das Stückchen Papier und kam mit seiner scharfen Combinationsgabe zu folgendem Resultat, das er sich selber in halblaut geführtem Selbstgespräch Punkt für Punkt in folgender Weise resumirte:

Erstens: Der Zettel war zur Zeit des Diebstahls noch nicht in dem Schlüssel, sonst hätte ich schon damals das Hinderniß beim Gebrauch des Schlüssels bemerkt, wie ich es heute beachtet habe. Er ist erst hineingekommen, als der Schlüssel in der Tischschublade lag. Er muß also von Jemanden herrühren, der ungemein vertraut im Hause ist.

Zweitens: Der Dieb, der den Zettel hineingelegt und ihn jedenfalls an mich gerichtet hat, ist ein bibelkundiger Mann. Er ist aber auch ein Kenner des rabbinischen Gesetzes, den er hat in scharfsinniger Weise den Normen entsprochen, die im Schulchan Aruch Choschen Hamischpat Cap. 355 für den Fall vorgesehen sind, daß ein Dieb den gestohlenen Gegenstand seinen Eigenthümern ohne deren Wissen zurückgiebt.

Drittens: Mit dem von ihm gewählten Psalmwort wollte er mir sagen, daß er einer solchen That nicht gegen einen anderen fähig sei, daß er nur gegen mich allein sie begangen habe, weil er sicher auf meine Nachsicht rechnet und er hofft, daß ich in Erwägung der Umstände, die ihn dazu gedrängt, seine Handlungsweise rechtfertige und ihn frei sprechen werde.

Bei den letztgesprochenen Worten traten Rabbi Jesaja die Thränen in die Augen. Wer fühlte wärmer und theilnehmender die drückende Armuth und bittere Noth so vieler Talmide Chachamim in seiner Gemeinde, als er! Bewegt rief er mit

zum Himmel erhobenen Blick aus: „Möge mir Gott in seiner Gnade alle meine Schwächen und Irrungen verzeihen, wie ich dem Dieb meiner Werthgegenstände mit ganzem Herzen das Geschehene vergebe. Mein Gott! ich nannte ihn in diesem Augenblick noch einen Dieb, und er ist es doch nicht mehr! Wie unsäglich weit ab stehe ich doch noch von dem Gesinnungsadel unserer Weisen, gesegnet sei ihr Andenken, welche sagen: „Wenn Du einen Talmid Chacham bei Nacht eine Sünde begehen siehst, trage sie ihm bei Tag nicht mehr nach, hat er sie am Tage begangen, trage es ihm bei Nacht nicht mehr nach; vielleicht hat er Tschuba gethan. Vielleicht? Sicher hat er's bereut und sich gebessert." Möge mir vom Himmel nur die Gnade beschieden sein, daß ich den Namen des Mannes erfahre, der in einer schwachen Stunde die Hand nach meinem Besitz ausgestreckt hat, damit ich ihm helfen kann. Möge er aber niemals erfahren, daß ich ihn kenne, damit er nicht beschämt wird vor mir. Wenn Du, o Gott, mir diese Gnade gewährst, will ich daraus die Ueberzeugung schöpfen, daß Du mir auch die Sünde verziehen hast, den armen Mann dem nichtjüdischen Gerichte auszuliefern."

Diesen Fehler wieder gut zu machen, war Rabbi Jesaja nächstes und wichtiges Anliegen. Er sagte sich, daß er den Besuch des Stadthauptmanns nicht abwarten dürfe, sondern ihm zuvorkommen und ihn bewegen müsse, die ganze Begebenheit als ungeschehen zu betrachten. Abgesehen von der neuen Aufregung, die ein zweiter Besuch des Stadthauptmanns in der Judengasse zur Folge hätte, war es auch viel schwerer, denselben zur Niederschlagung jeder Untersuchung zu veranlassen, wenn er schon seinen Plan entworfen hatte und ihn in seinem Amtseifer zu Ende führen möchte.

Rabbi Jesaja beschloß daher, sofort zum Stadthauptmann zu gehen und ihn zu bestimmen, die ganze Sache nunmehr auf sich beruhen zu lassen. Eben wollte er seinen Pelz anziehen und sich zum Fortgehen anschicken, als an die Thüre gepocht wurde und zu seiner großen Ueberraschung Herr Stadthauptmann von Dingelbein in voller Galauniform eintrat.

VIII.

Herr von Dingelbein war wie umgewandelt. Seine Blicke leuchteten in wilder, unheimlicher Freude, seine kupferfarbige Nase schillerte in's Bläuliche und verrieth, daß ihr Besitzer zur Mittagstafel dem Wein gut zugesprochen hatte. — Dabei trug er ein joviales, burschikoses Wesen zur Schau, das keine Spur mehr von der Ehrerbietung zeigte, mit der er heute Morgen dieses Zimmer betreten hatte.

„So rasch, Herr Rabbiner, hätten Sie mich wohl nicht wieder auf dem Platze vermuthet. Aber ich habe Ihnen ja schon einmal gesagt, etwas Kabbalistik versteht die Polizei auch. Um es kurz zu melden, wir haben nicht nur den Silberschatz, wir haben auch den Dieb, er ist bereits auf dem Weg in den Thurm."

Rabbi Jesaja erbleichte und sank vor Schrecken auf den nächsten Stuhl nieder. Keuchend preßte er die Worte hervor:

„Und wie heißt er?"

„Das sollen Sie sofort erfahren. Ich muß Ihnen nur erst berichten, wie sich die Sache so rasch gemacht hat. Wissen Sie, ein so merkwürdiger Fall ist mir noch nicht vorgekommen; es ließ mir keine Ruhe, bis ich volles Licht in die dunkle Geschichte gebracht hatte. Ich zog meinen findigsten Geheimpoli-

ziſten, den langen Gredinger, in's Vertrauen und hieß ihn eine gründliche Hausſuchung bei allen hieſigen Tröblern vornehmen. Er ſolle aber, ſo inſtruirte ich ihn, nicht bei den jüdiſchen Tröblern, ſondern bei den chriſtlichen beginnen. Da es ſich um Eigenthum des Rabbiners handelt, ſo ſagte ich mir, hat der Spitzbube es nicht gewagt, den Diebſtahl zu einem Glaubensgenoſſen zu bringen. Da der Schatz jetzt wieder an ſeinem richtigen Platz iſt, ſo iſt in den Gewölben der Tröbler ſelbſtredend nichts mehr zu ſuchen und zu finden. Um ſo ſicherer vermuthete ich die Spur in den Büchern und Papieren der Händler. Da man Gegenſtände von ſo bedeutendem Werthe nicht ohne Schein und Quittung und vor Allem nicht ohne detaillirte Aufzählung der einzelnen Stücke aus der Hand giebt, ſo inſtruirte ich meinen Beamten, nach dieſer Richtung hin eine Hausſuchung vorzunehmen. Mein nach Ihren Angaben verfertigtes Verzeichniß gab ich dem Gredinger mit und im Verlauf einer Stunde kommt der geriebene Menſch ſchon mit der Nachricht von dem Dieb, den er richtig entdeckt hat. Er hatte eine glückliche Hand. Sofort bei dem Tröbler Franchetti, den er zuerſt aufſuchte, fand er das Gewünſchte. Hier leſt es ſelbſt."

Rabbi Jeſaja's Hand zitterte hin und her; er blickte wie verſteinert auf die Schriftzüge und war unfähig ein Wort zu leſen.

„Ihr ſeid ein Talmud-Gelehrter und in Folge deſſen iſt Euch das deutſche Geſchreibe wohl nicht ſo geläufig," meinte der Stadthauptmann, indem er das Papier wieder hinnahm. „Es ſind auch ſo vertrakte Schnörkel drin, daß ſelbſt ein geübter Leſer ſeine liebe Noth damit hat. Der Dieb, der wahrſcheinlich Gewiſſensbiſſe oder Angſt vor der Polizei hatte, beſcheinigt darin, daß er die namentlich aufgeführten Gegenſtände wieder

zurückerhalten und dem Trödler die dafür gezahlte Summe von 2000 fl. zurückgezahlt habe."

„Und wie lautet die Unterschrift des Scheins?" fragte in einer Aufregung, die ihm zu unterdrücken unmöglich war, der Rabbiner.

„Da lest sie selber."

„Wolf Proßnitzer!"

„Schema Jisroel!" rief der Rabbiner von seinem Seelenschmerz überwältigt aus und vergaß für den Augenblick ganz die Rücksicht auf den hohen Besuch, der ganz betroffen einen Schritt zurückwich. Aber wie heute Morgen, so gab auch jetzt diese Erleichterung seines gepreßten Gemüthes dem Rabbi die ruhige Besonnenheit wieder. Zwei große Thränen, die Rabbi Jesaja bei seiner Seelenpein aus den Augen getreten waren, waren als die einzigen Zeugen seiner nun niedergekämpften Aufregung zurückgeblieben.

„Ich schulde Euch großen Dank," hob er an, „für die Mühe, die Ihr Euch meinetwegen unterzogen habt. Aber wenn Ihr glaubt, Wolf Proßnitzer habe sich an meinem Eigenthum vergriffen, so seid Ihr im Irrthum. Für den stehe ich gut, der ist einer solchen That ebensowenig fähig, als ich es selber bin. Ich will ihn sofort hierher rufen lassen. Nehmt ihn, gnädiger Herr, selber in das peinlichste Verhör und Ihr werdet Euch von seiner Unschuld überzeugen, wie ich davon überzeugt bin."

Rabbi Jesaja streckte die Hand nach dem Thürgriff aus, aber der Stadthauptmann hielt ihn zurück.

„Ihr könnt den Schelm jetzt wohl nicht herbeiklingeln, denn er sitzt bereits hinter Schloß und Riegel, wie ich Euch gleich Anfangs mittheilte. Ich habe zwei Wachtsoldaten mit

hierhergebracht, die ihn in den Keller des Thurmgefängnisses abgeführt haben, unmittelbar bevor ich zu Euch eintrat."

„Dann verzeiht, Excellenz, wir wollen beide sofort in's Gefängniß und den Gefangenen dort einem Verhör unterziehen. Sie werden sehen, daß hier ein Mißgriff vorliegt. Außer dem Bestreben, einem Unschuldigen zu seiner Freiheit zu verhelfen, liegt mir auch daran, daß der Polizei keine Unannehmlichkeiten aus der Einsperrung eines Unschuldigen erwachsen."

„Deshalb seid unbesorgt; dafür will ich die Verantwortlichkeit schon übernehmen," erwiederte mit überlegenem Lächeln der Stadthauptmann. „Wenn ich mich hier geirrt hätte, so würde ich meine Stelle als Leiter der hiesigen Polizei niederlegen. Wir haben's ja schwarz auf weiß hier vor uns, wie kann denn da von einem Zweifel die Rede sein? Aber wie man auch darüber denken mag, wir hätten beide jetzt gar kein Recht, den Schelm zu verhören. Der ist jetzt der strafenden Gerechtigkeit überantwortet und der strafende Richter hat allein das Recht, ein Verhör vorzunehmen."

„Aber, Herr Stadthauptmann," entgegnete Rabbi Jesaja, wenn die Dinge so liegen, wie konnten Ew. Excellenz so offenbar gegen unsere vor wenigen Stunden getroffenen Abmachungen verstoßen? Hatten wir nicht verabredet, daß keine Seele von der Sache etwas erfahren soll, bis wir uns noch einmal vorher gesprochen haben? Haben Ew. Excellenz nicht selber diesen Wunsch geäußert?"

„Ich weiß nicht, wie Ihr mir vorkommt," erwiederte gereizt der Stadthauptmann. „Statt, daß Ihr Euch für den geleisteten Dienst bedankt, erhebt Ihr Vorwürfe gegen mich, weil ich meine Pflicht so gut und prompt besorgt habe, wie ich es mir selber nicht hätte träumen lassen. Damit der Spitzbube

keine Lunte riecht, hielt ich es für gerathen, kein Wort darüber zu verlieren; aber das schließt doch nicht aus, nach ihm zu fahnden und jede Rücksicht fallen zu lassen, jetzt, wo wir ihn haben."

Rabbi Jesaja fühlte ohne großen Scharfsinn heraus, daß auf diesem Wege nichts zu Gunsten des gefänglich Eingezogenen zu erreichen sei. Dem Stadthauptmann that es jedenfalls wohl, einen so handgreiflichen Beweis seiner Findigkeit richtig auszuschlachten. Lag des Schicksal des Verhafteten wirklich lediglich in Händen des Gerichts, so mußte der Stadtrichter für eine schonende Behandlung des Falles gewonnen werden. Dazu konnte Herr von Dingeldein jedenfalls viel beitragen.

„Des großen Dankes, den ich Ew. Excellenz schulde, bin ich mir wohl bewußt," lenkte Rabbi Jesaja ein. „Mehr als ich ihn bereits ausgesprochen habe, ruht er unvergeßlich bei mir, und ich hoffe, daß sich mir einmal Gelegenheit bieten möge, diesen Dank durch eine That besiegeln zu können. Sie haben mit großer Umsicht und mit sicherem Scharfsinn und jedenfalls mit viel besserem Resultate nach dem Thäter geforscht, als dies irgend einem anderen und am wenigsten mir selber möglich gewesen wäre. Wäre ich davon nicht von vornherein überzeugt gewesen, so hätte ich ja gewiß nicht Ew. Excellenz mit der Angelegenheit zu behelligen mir gestattet, und hätte mich, den gewöhnlichen Instanzengang einhaltend, zunächst an die zuständigen unteren Polizei-Organe gewandt. Aber ich hatte, wie Ew. Excellenz noch erinnerlich sein wird, noch eine andere Bitte, die mich bestimmte, direkt um Hochdero Bemühung zu bitten und das war der Wunsch, daß der Thäter nicht der Strenge des Gesetzes verfalle. Diese Bitte liegt mir heute noch mehr am Herzen, als zuvor. Die Beweise, die gegen Proßnitzer vor-

liegen, mögen noch so erschwerend sein, ich glaube nicht an seine Schuld, wenn er sie nicht selber bekennt."

„Aber lieber Herr," entgegnete unwillig der Stadthauptmann, „Ihr seht doch hier seine Unterschrift mit eigenen Augen."

„Wäre es das erste Mal, daß eine derartige Unterschrift gefälscht ist? Könnte nicht Jemand den ehrlichen Namen Wolf Proßnitzer mißbraucht haben, um einen so ansehnlichen Silberschatz unauffällig einem Trödler zu übergeben?"

„Aber Ihr sagtet doch selber, daß der Diebstahl nur von Jemanden begangen sein könne, der mit der Häuslichkeit vollkommen vertraut ist. Dieser Vertrauensmißbrauch wird bei der Bemessung der Strafe wesentlich in's Gewicht fallen und ich sollte mich nicht wundern, wenn der geriebene Erzschelm in acht Tagen am Galgen baumelt; was ihm auch von Gottes- und Rechtswegen gehört."

„Der unschuldig Verdächtigte wird aber um Himmelswillen doch wenigstens erst verhört werden, bevor man ihn aufknüpft?"

Die Erregung des Rabbiners und seine fortwährende Behauptung, daß der durch die Findigkeit des Stadthauptmanns so rasch dingfest gemachte Dieb unschuldig sein solle, reizten den Stadthauptmann derart, daß er unwirsch seinen Helm in die Hand nahm und sich brüsk mit den Worten verabschiedete:

„Ihr werdet Euch hoffentlich bald überzeugen, wer von uns beiden im Recht ist. Bis dahin wollen wir der Sache ihren Lauf lassen, sie liegt beim Stadtgericht in guten Händen. Wenn Ihr warten wollt, bis der Einbrecher seine Schuld selber eingesteht, so könnt Ihr allerdings lange warten. Das Gericht wartet nicht so lange, und damit Gott befohlen."

Mit diesen Worten schritt der Stadthauptmann klirrenden Schrittes der Thüre zu, öffnete und schloß dieselbe so heftig, daß Rabbi Jesaja über die Ungnade, in der er bei Herrn von Dingeldein gefallen war, nicht im Zweifel sein konnte.

Einen Augenblick machte sich Rabbi Jesaja Vorwürfe über seine Art und Weise, wie er dem Stadthauptmann entgegen getreten war. Aber er sagte sich füglich, daß es nicht in seiner Macht lag, dem Mann die Beute zu entreißen, die er seinem Polizeigenie zuschrieb und daß jede andere Art der Behandlung ebenfalls zu keinem anderen Resultate geführt haben würde. Der eine Fehler, daß er die Polizei in's Vertrauen gezogen hatte, zog alles andere mit unerbittlicher Consequenz nach sich; daran ließ sich nichts ändern. Er mußte jetzt den Richter zur Milde zu bestimmen suchen. Das war der nächste durch die Verhältnisse gebotene Schritt.

Rabbi Jesaja hatte jedoch nicht lange Zeit, diesen Gedanken nachzuhängen. Kaum hatte ihn Herr von Dingeldein verlassen, als die Rabbinerin mit verstörter Miene bei ihm eintrat.

„Weißt Du schon," sprach sie mit von Thränen verhaltener Stimme, „daß der Hausbochur von der Polizei in Ketten geschlossen in's Gefängniß abgeführt wurde, daß die ganze Judengasse von dem Silberdiebstahl spricht, der bei uns begangen wurde, und daß Proßnitzer der Dieb sein soll?"

„Hältst Du es für möglich, daß Proßnitzer der Dieb sein kann?" fragte der Rabbi.

„Eher hielt ich mich dafür, als diese brave, treue Seele."

„Das war brav gesprochen. Ich bin ganz Deiner Meinung. Nun gehe aber zunächst hin und erzähle jedem, der es hören will und vor Allem jedem, der es nicht hören will, daß

von unserem Silber kein Stück fehlt, daß also ein doppelter Irrthum vorliegen müsse."

„Darf ich das sagen? Unser theueres, von den Großeltern und Eltern überkommenes Silber haben wir doch in der That nicht mehr, darf ich eine solche Unwahrheit sprechen?"

Rabbi Jesaja lächelte. — „Ich habe von Dir keine Unwahrheit verlangt. Wir haben unser Silber wieder."

Und nun erzählte Rabbi Jesaja seinem wackeren Weibe alles Vorgefallene und als er mit der Erzählung zu Ende war, öffnete er den Wandschrank, in dem die Silbergeräthe unversehrt dastanden.

Die Rabbinerin konnte sich nicht fassen. Sprachlos starrte sie dahin, bis ihr Gatte sie aus ihrem sinnenden Brüten durch die Frage weckte: „Glaubst Du auch jetzt noch an Proßnitzers Unschuld?"

„Das Silber wieder an seinen Platz zu stellen, halte ich ihn für fähig, aber es fortzunehmen; das hat Proßnitzer niemals gethan."

„Die Erfahrungen der letzten Zeit haben Dich doch, Gott sei es gedankt, nachsichtiger in Deinem Urtheil gemacht. Möge uns nun Gott einen Lichtstrahl in dieses Dunkel fallen lassen, damit wenigstens kein Unschuldiger durch uns leidet. Jetzt aber muß ich den Stadtrichter Schaab aufsuchen, wenn ich diesen zur Milde stimmen kann, ist noch nicht Alles verloren."

Als die Rabbinerin das Zimmer ihres Gatten verlassen hatte, verschloß dieser es wieder von neuem. Er konnte sich nicht verhehlen, daß die von dem Stadthauptmann vorgebrachten Verdachtsmomente für Proßnitzer sehr belastend waren und dessen sofortige Verhaftung vollkommen rechtfertigten. Er hatte zu ihrer Entkräftung nichts als die gute Mei-

nung über seinen Hausbachur. Einen Augenblick dachte er daran, selber zu dem Trödler Franchetti zu gehen und sich das Signalement desjenigen angeben zu lassen, von dem die „Wolf Proßnitzer" unterzeichnete Schrift herrührte. Aber abgesehen davon, daß die große Mehrzahl dieser Trödler Hehler und Mithelfer an den Diebstählen waren, die sie in ihren Gewölben zum Verkauf ausboten, so wollte er einen Schritt für's erste vermeiden, welcher dem Sensationsbedürfniß der Judengasse neue Nahrung gegeben hätte.

Da zuckte ihm plötzlich ein erleuchtender Gedanke durch den Kopf! Er hatte ja ein unfehlbares Mittel in Händen, die Unschuld Proßnitzers unzweifelhaft nachzuweisen; die Handspur im Staube des obersten Schrankbrettes.

Behutsam holte er das Brett herunter; die Umrisse waren noch so scharf kenntlich, als vor vier Wochen. Aus einem anderen Schranke holte er das Brett, auf welchem sich die Handabdrücke Proßnitzers und die seiner Genossen befanden. Beide Bretter hielt der Rabbi an's Fenster, um sie zu vergleichen. Sein treues Gedächtniß kannte noch die Hand eines jeden einzelnen Schülers. Ein flüchtiger, vergleichender Blick und die Bretter fingen an, in den Händen des Meisters zu zittern. Das war der Abdruck von Proßnitzers Hand, so treu, so über allen Zweifel erhaben, daß die erschütternde Gewißheit die Hände des Meisters lähmte und die Bretter polternd zur Erde fielen. Als fürchtete er, die Bretter könnten zu Verräthern werden, fuhr er eiligst mit einem Tuch darüber und verlöschte jede Spur. Er bedurfte ihrer nicht mehr; jetzt kannte er den Dieb und konnte für seine Unschuld nicht mehr in die Schranken treten.

IX.

Eine Stunde mochte etwa seit den im vorigen Kapitel geschilderten Vorgängen verflossen sein; Rabbi Jesaja hatte sich sofort auf den Weg nach der Gerichtskanzlei im Rathhause gemacht, um den Untersuchungs-Richter Herrn Martin Schaab aufzusuchen. Es war ein harter Gang.

In der Judengasse standen zahlreiche eifrig discutirende Gruppen beisammen, die auseinanderstoben, sobald der Rabbiner in ihre Nähe kam. Er war der Gegenstand der Unterhaltung; das wußte er, auch wenn er kein Wort der Unterhaltung verstand. Er meinte, die ganze Gasse, Hoch und Nieder, alle müßten mit Finger auf ihn deuten und sich zischelnd in die Ohren sagen: das ist der Mann, der wegen falschen Verdachts eines Diebstahls seinen Hausbochur der Polizei ausliefert und ihn an den Galgen bringt! Jetzt läuft er noch gar zum Richter selber, als ob ihm die Allarmirung der Polizei nicht genügte.

Als er eben in das weite Hofthor des Rathhauses eintreten wollte, kam ihm der Stadthauptmann entgegen.

Herr von Dingeldein konnte ein höhnisches Lächeln nicht unterdrücken, als er kalt und gemessen den Gruß Rabbi Jesajas erwiederte. Letzterer wußte nun, daß ihm Herr von Dingeldein zuvorgekommen war, und daß er somit für sein Anliegen auf kein geneigtes Ohr rechnen dürfe.

Er ließ sich nichtsdestoweniger durch den Gerichtsdiener anmelden und wurde erst nach langem Warten vorgelassen. Der Frankfurter Oberrichter, Martin Schaab, gehörte einer bekannten Frankfurter Patrizierfamilie an. Er war noch jung. Seine

kalten, aristokratischen Züge, seine goldene Brille, aus der zwei graue, stechende Augen sich auf den Eintretenden hefteten, seine buschischen Augenbrauen und seine finster gerunzelte Stirne, alles das ließ Rabbi Jesaja nichts Gutes erwarten.

„Was wünscht Ihr? Aber macht's kurz, denn meine Zeit gehört noch anderen Besuchern, die nicht lange warten können," herrschte der Oberrichter von seinem Schreibtisch aus den Eintretenden an.

„Ich komme wegen eines jungen Mannes, der vor etwa zwei Stunden, als eines Diebstahls verdächtig, in Untersuchungshaft genommen wurde."

„Und was soll ich dazu thun?"

„Der Herr Oberrichter wolle mir gnädigst gestatten, den Gefangenen aufzusuchen."

„Was geht Euch denn der Gefangene an?"

„Er war bei mir Hauslehrer und ist, wie es scheint, dadurch in Verdacht gerathen, einen Diebstahl bei mir begangen zu haben, der eigentlich diesen Namen gar nicht verdient, da sich sämmtliche verloren geglaubten Gegenstände wieder an Ort und Stelle befinden."

„Von dem Falle habe ich amtlich noch gar keine Kenntniß und kann sie gar nicht haben, da bei den vielen Verhaftungen, die jetzt täglich erfolgen, gewöhnlich einige Tage verstreichen, bevor ich meinen Rapport erhalte. Aber, daß Ihr einen Gefangenen sprecht, der sich in Untersuchung befindet, das geht in keinem Falle an. Wollt Ihr sonst noch etwas?"

„Allerdings, Herr Oberrichter. Es liegt hier ein eigenartiger Fall vor, der die Anwendung einer milden Auslegung des Gesetzes gestattet und vielleicht verlangt, und darum wollte ich gehorsamst bitten. Ich, der Bestohlene, verlange keine Be-

strafung des verdächtigen Inhaftirten, da es sich herausgestellt hat, daß meine gestohlen geglaubten Gegenstände sich unversehrt an Ort und Stelle befinden."

„Das ist sehr schön. Die Untersuchung wird das ja feststellen. Erweist sich die Unschuld Eures Lehrers, so wird er keine Stunde zurückgehalten, im anderen Falle müssen wir dem Gesetz seinen Lauf lassen."

„Nehmen wir an, Herr Oberrichter, daß der Inhaftirte unschuldig sei, so muß er bis zu seiner Freisprechung eben unschuldigerweise im Gefängniß und in der quälenden Ungewißheit über den Ausgang seiner Sache verbringen; das möchte ich dem armen Menschen ersparen. Ich ließe es mich gerne eine große Summe, bis zu tausend Gulden, kosten, wenn der gefänglich Eingezogene sofort auf freien Fuß gesetzt werden könnte."

Bei diesen Worten fuhr der Oberrichter zornig empor:

„Ihr wagt es, mir eine Bestechung anzubieten? Ich hätte das Recht, Euch daraufhin sofort selbst zu verhaften, zumal mir diese angelegentliche Verwendung für den Dieb ganz ungeheuerlich vorkommt."

„Verzeiht, gnädiger Herr! Ich bin selbst Richter in meiner Gemeinde. Als solcher weiß ich, wie das uns in gleicher Weise heilige Gotteswort jede Bestechung verbietet. Das Gotteswort bezeichnet als Folge der Bestechung, daß sie die Augen der Weisen blendet, und die Worte der Gerechten verdreht. Noch niemals ist mir die tiefe Wahrheit dieses Wortes so in ihrer ganzen Bedeutsamkeit zum Bewußtsein gekommen, als in diesem Augenblicke, wo ich sehe, daß der bloße Gedanke an die Möglichkeit einer Bestechung genügt, um den Blick eines unserer weisesten Richter damit zu trüben, daß er den Rabbiner der Frankfurter Judengemeinde einer solchen Sünde fähig hält. So

war's nicht gemeint. Ich wollte eine Summe bis zu tausend Gulden für den Gefangenen aussetzen, etwa als Caution oder in welcher Form es sonst statthaft ist, um darzuthun, wie sehr mir an der Freilassung oder milden Beurtheilung des Gefangenen gelegen ist."

Diese in ruhiger, fester Weise gesprochenen Worte hatten einen unverkennbaren Eindruck bei dem Richter gemacht. Er trat vor Rabbi Jesaja hin und sprach:

„Ihr seid ein edler Mann; verzeiht, wenn ich Euch Unrecht gethan habe. Wohl habe ich, wie bereits erwähnt, bis jetzt keine amtliche Kenntniß von dem Vorgang, aber Herr Stadthauptmann von Dingeldein hat mir die Sache privatim mitgetheilt und mir Eueren Besuch in Aussicht gestellt. Der Herr Stadthauptmann hat zwar einer exemplarischen Bestrafung des Diebes das Wort geredet, aber ich werde nach Eurer Verwendung für den Angeschuldigten, ihn so milde als möglich bestrafen. Euer Besuch im Gefängniß hätte keinen Zweck. Ich hätte schon formell das Recht, von der üblichen Gepflogenheit, welche ja den Verkehr mit Untersuchungsgefangenen untersagt, für dieses Mal abzugehen; aber es wird mir viel leichter sein, für den Gefangenen mildernde Umstände geltend zu machen, wenn ich in seiner Behandlung keine Ausnahme gestatte. Ich verspreche Euch außerdem, den Fall so rasch wie möglich zu erledigen und Euch dann sofort zu benachrichtigen."

Mehr konnte Rabbi Jesaja für den Augenblick nicht erreichen; er hatte nicht einmal so viel erwartet. Dankend verabschiedete er sich von dem Oberrichter und eilte nach Hause.

Ungeduldig hatte ihn seine Gattin erwartet, welcher er das Resultat seines Besuches erzählte. Diese, die körperliche

und seelische Aufregung des Gatten aus jedem Worte fühlend, redete ihm zu, sich durch Speise und Trank zu stärken, da er den ganzen Tag noch nichts genossen hatte.

Rabbi Jesaja wies aber diese Aufforderung so entschieden zurück, daß sie nicht wiederholt wurde.

„Nach dem Gesetze der Thora," sagte er, „dürfen Richter an dem Tage, an dem sie ein Todesurtheil zu sprechen haben, nicht Speise und Trank zu sich nehmen, bis nach gesprochenem Urtheil. Wenn die Richter, die doch von der durch sie zu beurtheilenden Schuld vollständig frei sind, diese Pflicht haben, so thue ich gewiß nichts übriges, wenn ich faste, bis Proßnitzers Urtheil gesprochen ist. Vielleicht erfolgt das Urtheil heute oder morgen. Wenn es bis zum Sabbate nicht erfolgt ist, so werde ich an diesem Tage in gewohnter Weise die vorgeschriebenen drei Mahlzeiten nehmen. Aber zum Ausgang des Sabbat trinke ich nicht einmal den Hawdolo-Wein und faste weiter, bis das Urtheil erfolgt ist. Ich sage Dir dies Alles, damit wir nicht in Gegenwart Anderer darüber zu sprechen brauchen; denn Du weißt, das Fasten verliert sein Verdienstliches, wenn man es Andern mittheilt. Dir mußte ich es sagen, weil ich es vor Dir doch nicht hätte verheimlichen können. Vielleicht verzeiht mir Gott so die große Sünde, daß ich eine solche Todesgefahr auf das Haupt eines so braven, frommen, gottesfürchtigen Menschen heraufbeschworen habe."

„Aber," entgegnete die würdige Gattin, „dann muß ich so gut fasten, wie Du. Denn in Wahrheit bin i ch die eigentliche Ursache des ganzen Unglücks. Mein thörichtes Hangen an eitlem Geld und Gut war es doch allein, das Dich bestimmte, die Sache der Polizei zu übergeben. Gestatte also, daß ich Dein Fasten theile."

„Das nicht," erwiederte Rabbi Jesaja, „Du weißt: En Schliach lidbar Awera. Für jede sündhafte Handlung ist ausschließlich Derjenige, der sie begeht, verantwortlich. Ich werde fasten, und Du wirst in der ganzen Zeit mit gesteigerter Hingebung die Armen bedenken, die unser Haus aufsuchen. Beide wollen wir aber mit der ganzen Innigkeit unseres Herzens zu Gott beten, daß er Alles zum Guten lenken möge. Wisse, daß das Gebet einer Frau, welche Armen Speise und Trank reicht, leichter Erhörung findet, als das des Mannes, der nur mit Geld den Armen unterstützt, das der Arme erst weggeben muß, um die Befriedigung seiner Bedürfnisse zu ermöglichen."

„Ich werde Deine Weisung genau befolgen, und mit Dir diese schwere Sorge Gott anheimstellen, aber nun ruhe wenigstens einige Stunden. Wenn Du nicht durch Speise und Trank Deinen Körper stärken willst, so thue es durch einen erquickenden Schlaf. Ich werde bis zum Abend Niemanden zu Dir lassen."

Rabbi Jesaja fühlte das Bedürfniß nach Ruhe, aber er konnte sie nicht finden. Was konnte Proßnitzer bewogen haben, eine solche That zu begehen? Warum hat er das Silber wieder zurückgebracht? Und wenn er an den Galgen käme? Wie könnte ich dem letzten Bettler meiner Gemeinde je wieder unter die Augen treten? Und wenn selbst Menschen mir verzeihen, wie könnte ich das Geschehene je vor Gott verantworten?

Diese und ähnliche selbstquälerischen Fragen ließen ihn nicht zur Ruhe kommen, und als die Natur ihr Recht gebieterisch geltend machte, und er in einen leisen Halbschlummer verfiel, verfolgten ihn noch schreckliche Traumbilder, so daß er mit lautem Aufschrei aus seiner Ruhe emporfuhr.

So vergingen drei qualvolle Tage. Am vierten Tage kurz nach dem Morgengebet trat ein Gerichtsbote ein und über-

reichte ein versiegeltes Schreiben des Oberrichters. Mit zitternder Hand öffnete es Rabbi Jesaja und las es in Gemeinschaft mit seiner Gattin. Der Oberrichter theilte darin mit, daß Proßnitzer die That eingestanden habe. Als Motiv für dieselbe habe er angegeben, sein Vater, der angeblich ein reicher Kaufmann in Böhmen sei, habe ihm geschrieben, wenn er bis zu einem gewissen Zeitpunkte nicht 2000 Gulden auftreiben könne, so sei er geschäftlich ruinirt. Es sei aber sicher, daß er die Summe 14 Tage später wieder zurückzahlen könne. Statt sich für diese Summe bei Frankfurter Geldleuten zu verwenden, hat der Sohn das Silber des Rabbiners gestohlen, habe 2000 Gulden darauf geliehen, welches Geld er seinem Vater geschickt haben will. Er habe ganz kurze Zeit darauf das Geld von seinem Vater zurückerhalten, das gestohlene Silber damit ausgelöst und es wieder an seinen Platz zurückgestellt. Der Richter habe die mildesten Umstände walten lassen, so daß der Dieb nicht an seinem Leben gestraft worden sei. Es wurde ihm in vergangener Nacht das linke Ohr abgeschnitten und dann erfolgte die Ausweisung aus dem ganzen Frankfurter Gebiet unter Androhung des Todes durch den Strang, falls er sich je wieder hier blicken läßt.

X.

Mit einem lauten Aufschrei sank Rabbi Jesaja auf seinen Stuhl nieder, als er diese Botschaft zu Ende gelesen hatte. Er barg sein Gesicht in beide Hände und weinte bitterlich. Umsonst versuchte ihm die edle Gattin Trost zuzusprechen.

„Das Schlimmste," sagte sie, „wie wir es gefürchtet hatten, ist, Gott sei es gedankt, denn doch nicht eingetroffen. Da er

bei Nacht und Nebel über die Grenze geschafft wurde, wird auch hier Niemand in der Judengasse etwas von der entsetzlichen Strafe erfahren, die ihn betroffen hat. Du hattest ja bei Allem, was Du in der Sache gethan hast, die reinsten Motive und edelsten Absichten. Jeder andere, der ebenso gehandelt hätte, würde sich aus dieser Handlungsweise keinen Vorwurf machen, er würde noch etwas Verdienstliches darin erblicken und nicht mit Unrecht. Was nun geschehen ist, ist geschehen und ist durch unseren Schmerz nicht zu ändern. Ich bitte Dich daher, jetzt Speise und Trank zu Dir zu nehmen und Dein theueres Leben nicht länger zu gefährden."

„Ich werde Deinem Wunsche entsprechen, da nun das Urtheil erfolgt ist, und ich nur bis dahin zu fasten gelobt habe. Diese Zurückhaltung von Speise und Trank gefährdet mein Leben nicht; Du weißt, ich habe schon länger gefastet. Aber was dem armen Proßnitzer durch uns widerfahren ist, das schmerzt mich unsäglich; den Schmerz über dieses Unrecht werde ich nicht verlieren, bis es gesühnt ist. Unterschätze nicht den harten Fall; denn er ist schrecklich, nach allen Seiten hin beirachtet. Wenn man ihn auch nicht aufgeknüpft hat, das Leben haben sie ihm doch genommen. Mikzas Nefesch kechol Hanefesch, lehren die Weisen, ihr Andenken sei zum Segen. Ein Theil des Lebens ist wie das ganze Leben. Ihm ist sein Leben, sein heiteres, glückliches, geachtetes Leben für die ganze Zeit seines irdischen Daseins genommen. Er trägt das unverlöschliche Brandmal der Diebe und Räuber an sich und wird sich in Folge dessen nie eine achtbare Stellung unter den Menschen ermöglichen können. Dabei hat er im Grunde genommen ein edles Werk thun und den Vater vor Schmach und Schande retten wollen. Freilich hat er unrecht, hat er leicht-

sinnig gehandelt, daß er uns die Noth seines Vaters nicht mitgetheilt hat. Aber selbst dieser Fehler quillt aus seiner Schamhaftigkeit und Schüchternheit, die es nicht gewagt hat, eine so große Bitte an uns zu stellen. Er hat — —"

In dieser Selbstanklage wurde Rabbi Jesaja glücklicherweise unterbrochen durch den Besuch des ersten Vorstehers der Frankfurter Gemeinde, Rabbi Abraham Breitingen. Dieser hatte bereits von der Proßnitzer widerfahrenen Bestrafung auf Umwegen gehört. Die Nachricht davon war auch in die Gemeinde gedrungen, in welcher deshalb große Aufregung herrschte. Niemand in der Judengasse glaubte an die Schuld Proßnitzers. Die allgemeine Verstimmung und Erregung wandte sich gegen den Rabbinen, der die Hilfe der Polizei in Anspruch genommen und dadurch die schimpfliche Bestrafung eines Unschuldigen veranlaßt habe. Der Vorsteher, der den Rabbiner eines solchen Schrittes nicht für fähig hielt, war gekommen, um eine zuverlässige Darstellung des Vorgefallenen zu erhalten, und so die erregten Gemüther zu beruhigen.

„Was auch die Welt Schlimmes über mich denkt und spricht, sie hat ein Recht dazu," erwiederte Rabbi Jesaja seinem Vorsteher. „Chotosi, Owisi, Poschati. Ich habe leichtsinnig, schlecht und verbrecherisch gehandelt." Und nun erzählte er den ganzen Vorgang, wie wir ihn kennen. Nur den einen Umstand von der Handspur im Staube verschwieg er und die ihm daraus sich ergebende Gewißheit von Proßnitzers Schuld. Er sagte sich, daß in einem Criminalfall, bei dem es sich um Leben und Tod handelt, nach jüdischem Recht, selbst ein solch zwingender Beweis nicht genügt hätte, um das Schuldig über den Verdächtigen auszusprechen. Nur durch die Aussage zweier zuverlässiger Zeugen könne ein Vergehen, auf das Todesstrafe steht,

gesühnt werden. So lange diese Zeugen aber fehlen, sind keine noch so gravirenden Momente stark genug, um die Schuld als über jeden Zweifel erhaben anzuerkennen. Daß das Schriftstück, welches bei dem Trödler gefunden wurde, sehr wohl eine Fälschung sein könne, betonte der Vorsteher selbst. Auf das Geständniß der Schuld durch den Angeklagten legte man im allgemeinen nicht viel Gewicht, da die Folterstrafen, die in jener Zeit beim Untersuchungsverfahren angewandt wurden, auch den Unschuldigen oft Verbrechen eingestehen ließen, die er nimmer begangen hatte.

Die Rabbinerin, die der Unterhaltung der beiden Männer bisher stillschweigend zugehört hatte, fragte, ob es ihr gestattet sei, ein Wort zu sprechen; und als es ihr mit großer Bereitwilligkeit gestattet wurde, bat sie um Erlaubniß, einen Imbiß für ihren Mann holen zu dürfen, da er seit dreimal vierundzwanzig Stunden weder Speise noch Trank zu sich genommen hatte.

Entsetzt fuhr der Vorsteher empor, als er dieses hörte.

„Ein Heiliger wie Ihr, legt sich solche Kasteiung auf, und ich wage es, Euch mit Fragen und dem Gerede der Welt zu belästigen?"

Er wollte gehen, doch der Rabbi hielt ihn zurück, während die Rabbinerin hinweg eilte, um für den Gatten ein stärkendes Mahl zu bringen.

„Ich habe eine Bitte an Euch," hub der Rabbi an, „versprecht mir durch Handschlag, daß Niemand durch Euch erfährt, daß Ihr mich fastend angetroffen habt. Unter der großen Aufregung der jüngsten Tage kann ich es meiner Frau nicht verargen, wenn sie es Euch verrathen hat. Wollt Ihr?"

„Seid Mauchel, Lehrer und Meister, das möchte ich so rasch nicht versprechen. Das Gegentheil möchte ich thun. In Schul' möchte ich ausrufen, von Haus zu Haus möchte ich gehen und es Groß und Klein in die Seele hinein reden: „Ihr wagt es über Euren Führer und Meister zu urtheilen und ihn zu verurtheilen wegen einer Sache, die doch keinem so nahe gehet, als ihm selber." Ich möchte wohl wissen, ob von den Unzufriedenen, welche die Geschichte mit Proßnitzer gegen Euch ausspielen, sich auch nur ein Einziger befindet, der ihrethalben sich auch nur einen Tag Speise und Trank versagt. Ja, ich möchte wissen, ob, wenn ein anderer von einem so großen Schaden an seinem Besitzthum betroffen worden wäre, er auch nicht dasselbe gethan haben würde, wenn er hätte hoffen dürfen, dadurch wieder in den Besitz seines Eigenthums zu gelangen!"

„Ereifert Euch nicht," unterbrach ihn besänftigend Rabbi Jesaja, „und empfangt zunächst meinen heißen Dank für die gute Meinung, die Ihr nach allem Vorgefallenen auch jetzt noch von mir habt. Ich weiß, daß Ihr in dieser guten Meinung zur Zeit ziemlich vereinzelt dastehen werdet. Um keinen Preis möchte ich das Verdienstliche, das meinem Fasten etwa anhaftet, dadurch in Frage gestellt wissen, daß es ausposaunt wird, um mir die Gunst der Menschen zuzuwenden. Es würde auch nicht viel helfen. Die mich nach der guten Seite hin beurtheilen, werden es auch ohnedies thun, und diejenigen, die meine Handlungsweise zum Schlechten auslegen, werden sich dadurch kaum eines besseren belehren lassen. Könnte ich aber wirklich zweifellos auf die von Euch vorgeschlagene Weise einen Umschwung der ungünstigen Gesinnung bewirken, ich möchte es nicht einmal. Man verdächtigt in mir ja keinen Unschuldigen, ich habe das Unrecht begangen, das man mir nachträgt. Ich bin auch nicht

damit entschuldigt, daß vielleicht andere ebenso und gar noch schlimmer gehandelt hätten. Der Rabbiner, der anderen als leuchtendes Vorbild vorangehen sollte, hätte am wenigsten so verfahren dürfen, wie ich es gethan habe. Deshalb möchte ich mein Unrecht nicht beschönigen und verschleiern vor der großen Menge. Vielleicht rechnet mir Gottes Gnade diese Mißachtung, der ich mich damit aussetze, als Sühne an. Deshalb bitte ich Euch inständig, schlagt ein, um mir durch Tkias Kaf (Handschlag) zu versprechen, daß Niemand von meinem Fasten durch Euch erfährt."

„Euer Wunsch ist selbstredend für mich maßgebend," erwiederte der Angeredete, indem er seine Rechte in die dargebotene Hand des Rabbi legte. „Aber, wenn es mir gestattet ist, ein Bedenken zu äußern, so möchte ich doch zu erwägen geben, ob der von Euch vorgesehene Weg der rechte ist. Ich finde es begreiflich, daß Ihr für Euch Euere Schuld so schwer auffaßt, als Ihr es eben thut. Aber ob Ihr nicht gerade mit Rücksicht auf Euere Stellung berechtigt, ja verpflichtet wäret, der Welt gegenüber Eure Handlungsweise in einem milderen Lichte erscheinen zu lassen, darüber kann man doch wohl verschiedener Meinung sein. Wohlverstanden, ich möchte nicht, daß Ihr in Euerer Darstellung auch nur um eines Haares Breite von der Wahrheit abweicht. Aber wenn Ihr jedem, der es hören will, den Vorgang erzählt, wie Ihr ihn mir eben erzählt habt, dann kann Euch kein Unbefangener hart beurtheilen. Wenn Ihr aber selber als reuiger Büßender erscheint, was soll dann die Welt von Euch reden? Ihr aber, so sollte man meinen, seid es doch der Ehre der Thora schuldig, die Ihr als ihr berufener Lehrer und Meister vertretet, nicht in einem unwürdigen Lichte zu erscheinen. Jeder Mensch gilt in erster Reihe in den Augen der

Welt so viel und so wenig, als er selber aus sich macht. Hier in Euerer Lernstube, wo Ihr vor Gott allein und den heiligen Seforim steht, muß Euere Selbstanklage am Platze sein, aber der Welt gegenüber schmälert Ihr die Ehre der Thora, wenn Ihr auf Euere Ehre nicht achtet, hier gilt es den vollendeten Mann und Meister zu zeigen, als welche Euch die Welt mit Recht verehrt und bewundert. Vielleicht ist diese Wahrheit in dem bekannten Spruche der Väter enthalten: „Wenn ich nicht für mich bin, wer ist dann für mich; bin ich aber für mich allein, dann (ist es gestattet von sich selbst zu sagen) was bin Ich?" — Dazu kommt noch, daß Ihr in Wirklichkeit kein Unrecht gethan habt, wenn Ihr alle erlaubten Mittel und Wege anwandet, um wieder zu Euerem Eigenthum zu kommen. Wenn die Polizei dann zu einer allerdings so unmenschlich grausamen Maßregel griff, die noch dazu aller Wahrscheinlichkeit nach einen Unschuldigen trifft, so habt Ihr das doch nicht gewollt und nicht beabsichtigt und die Verantwortung für diese Härte haben doch nur diejenigen zu tragen, die sie befohlen und vollzogen haben; Ihr doch wahrlich nicht! Könnt Ihr wirklich sagen, daß Ihr mit Euerer Handlungsweise gegen einen Ausspruch von Schas und Poskim verstoßen habt?"

Einen Augenblick schwieg Rabbi Jesaja auf diesen von leidenschaftlicher Freundschaft durchwehten Erguß seines ersten Vorstehers. Dieser Beweis der Freundschaft that seinem wunden Gemüthe offenbar wohl, aber ein wehmüthiges Lächeln verrieth dem aufmerksamen Beobachter sofort, daß die schwachen Stellen dieses Plaidoyers dem Scharfblick des Meisters nicht entgangen waren.

„Ihr seid mir ein theuerer, treuer Freund," hub er an, „aber, daß, wie die Weisen sagen, die Liebe das Gerade krumm

macht, dafür seid Ihr jetzt eine sprechende, leibhaftige Bestätigung. Ein so treuer Freund eignet sich schlecht zum strengen, unparteiischen Richter. Wie könntet Ihr sonst nach Stellen in Schas und Poskim fragen, die über mein Thun den Stab brechen? Das können Euch die Kinder in der Schule sagen. Wenn Ihr nachher am Cheder vorüber geht, tretet einmal ein und laßt Euch von dem ersten Jungen, der Euch in die Hand kommt, die Erklärung von Raschi auf den ersten Vers unserer Sidra Mischpatim sagen. „Das sind die Rechtsfälle, die du ihnen vorlegen sollst." Ihnen, aber nicht außerjüdischen Tribunalen! Dort ist auch der Entweihung des göttlichen Namens, den wir tragen, gedacht, welche es deutet, wenn wir jüdische Rechtsstreitigkeiten nicht nach dem Gesetze der Thora entscheiden, sondern vor die nichtjüdische Oeffentlichkeit zerren. Und wir haben doch hier, Gott sei Preis und Dank, Din Thora, unser richtig gehandhabtes jüdisches Rechtstribunal und ich, sein erster Beamter, rufe nach der Polizei!"

Vor Erschöpfung hielt der Rabbi einen Augenblick inne und fuhr dann fort:

Ich bin kein zu strenger Beurtheiler meiner eigenen Handlungen; ich täusche mich auch über die mildernden Umstände nicht, die mein Thun in einem weniger schlechten Lichte erscheinen lassen. Sicher hätte ich niemals diesen verhängnißvollen Schritt gethan, wenn ich mir nicht Folgendes gesagt hätte: Es ist klar, daß der Diebstahl nur von einem mit der Häuslichkeit überaus Vertrauten begangen sein konnte. Von unseren jüdischen Hausgenossen hielt ich keinen einer solchen That fähig. Mein Verdacht wurde deshalb auf unser nichtjüdisches Dienstpersonal gelenkt, das ich doch nicht zum Din Thora hätte fordern können und bei dem die Polizei mit

größerer Sicherheit und besserem Erfolg ihre Nachforschungen vornehmen kann, als es dem Bes Din möglich gewesen wäre. Aber, was auf der einen Seite zu meinen Gunsten spricht, klagt mich andererseits um so schärfer an. Ich habe sicher unsere harmlosen nichtjüdischen Bediensteten unschuldigerweise verdächtigt, und dieser falsche Verdacht, dessen Einflüsterungen mich auf die Polizei trieben, sind wieder eine Sünde, an deren Folgen ich nun leide. Wie groß sind doch die Worte unserer Weisen, gesegnet sei ihr Andenken: „Wer Unschuldige fälschlich verdächtigt, wird an seiner Persönlichkeit gestraft!" Sie sagen nicht, wer unschuldige Juden, sondern wer Unschuldige verdächtigt! Und da soll ich meine Schuld vor der Oeffentlichkeit vertuschen und beschönigen, weil ich in den Augen mancher Menschen als ein großer Mann erscheine? Wäre ich nur über alle Fragen und Zweifel so klar, als ich es über meinen Werth und den Rang bin, den ich als der Geringste unter den Tausenden in Israel einnehme, die an ihrem kleinen Finger mehr sind, als ich an meinem ganzen Körper. Wäre ich aber wirklich von den wahrhaft Großen in Israel einer, wäre ich dann wirklich größer, als unsere großen Ahnen und Vorbilder, die niemals Anstand nahmen, ihre Fehler vor aller Welt zu bekennen, wäre ich wirklich mehr als David, dessen Handlungsweise Niemand hätte so gut verheimlichen können, als er selber, und die Niemand so laut und so scharf verurtheilt hat, als eben er selber? Wie groß, wie einzig groß, sind doch unsere Altvorderen selbst in ihren Schwächen und Fehlern! Wer zählt die Tausende, die Hunderttausende, die sich im Laufe der Zeiten an den Bußpsalmen der Teschuba Davids wieder aufgerichtet und daraus neue Kraft und frischen Muth für ein neu zu beginnendes, gottgefälliges Leben geschöpft haben! Deshalb will ich lieber in

dieser Welt beschämt dastehen, um dafür geläutert und ungetrübt die Ewigkeit zu genießen. Wenn ich nicht mehr makellos, wie bisher, vor der Oeffentlichkeit dastehe, so sollen diejenigen, die auf mich ihre Blicke richten, wenigstens ein der Teschuba, der Rückkehr zur Pflicht gewidmetes Leben schauen. Vielleicht ist es mir durch Gottes Gnade doch noch einmal vergönnt, meine schwere Sünde zu sühnen, vielleicht aber ist es mir —"

Hier mußte der erregte Sprecher erschöpft innehalten —

Die besorgte Gattin setzte dem Fastenden Speise und Trank vor, die er nun nicht länger verschmähte. Rabbi Abraham Breitingen verabschiedete sich mit warmem Händedruck und verließ, überwältigt von dieser Seelengröße, das Haus des gefeierten Meisters in Israel.

XI.

Seit den geschilderten Vorgängen war eine längere Zeit dahingegangen. Die aufgeregte öffentliche Meinung der Frankfurter Judengasse hatte sich allmählich wieder beruhigt. Auch Rabbi Jesaja hatte seine volle, vielseitige Wirksamkeit wieder aufgenommen und schien in dieser rastlosen Thätigkeit wieder die Ruhe und den Frieden gefunden zu haben, den der merkwürdige Diebstahl und die sich daran knüpfenden Vorkommnisse verscheucht hatten. Aber diese Ruhe war nur eine scheinbare, mit Gewalt erzwungene. Die Welt mochte sie für die frühere glückliche und beglückende halten. Die Gattin sah schmerzlich bewegt den Kummer an dem Seelenfrieden ihres Gatten nagen. Er fastete mehr als sonst, schlief noch weniger, vertiefte sich noch eifriger als sonst in das Studium der Thora, aber an Stelle der Heiterkeit, die dieses ganze gottgeweihte

Leben sonst verklärte, lagerte jetzt ein stiller, unnahbarer Ernst, der über ihn seine Schatten warf.

„Lieber Mann," sagte sie eines Abends, „so darf es nicht weiter gehen. Ich sehe, Du härmst Dich, und Dein edles Gemüth wird um so furchtbarer bedrückt, je weniger Du Deinen Kummer aussprichst. Sagen doch die Weisen, daß man die Sorgen aussprechen müsse, die das Herz erfüllt. Es muß doch ein Mittel geben, um Dich wieder so heiter und glücklich zu machen, wie ehedem."

Rabbi Jesaja wollte erst seinen Seelenschmerz leugnen, aber das konnte er nicht lange, angesichts einer so scharfen und besorgten Beobachterin.

„Du hast Recht," räumte er dann füglich ein, „es ist nicht, wie es früher war und wie es sein sollte. Der Gedanke an den durch unsere Schuld unglücklichen, verstümmelten Menschen läßt mich keine Ruhe finden. Ich habe ohne Dein Wissen heimliche Sendboten ausgeschickt, um ihn aufzusuchen, aber es ist nirgends eine Spur von ihm zu entdecken, was um so auffallender ist, als er durch die grausame Verunstaltung seines Hauptes doch leicht kenntlich sein müßte. Ich habe das bedrückende Gefühl, daß unsere Teschuba (Rückkehr zu Gott) vom Vater des Erbarmens nicht angenommen wird. Es ist dies an und für sich nicht auffallend. Wer sich gegen Gott und nur gegen Gott vergangen hat, für den genügt die Reue über sein Vergehen und der feste Vorsatz, es für alle Zukunft zu meiden, um wieder Gnade und Erbarmen zu finden. Wer sich aber gegen einen Menschen versündigt hat, der muß zuerst seine volle Verzeihung erwirken, bevor er die göttliche erlangen kann. Diese allererste Bedingung lastet unerfüllt auf uns."

Ein tiefer Seufzer rang sich aus der Brust des Sprechenden, dann aber fuhr er fort:

„Es wird uns schwer fallen, die erste und unerläßliche Bedingung zu erfüllen, denn wir werden, so weit Menschenaugen sehen können, Proßnitzer wohl kaum jemals wieder zu Gesicht bekommen. Ich möchte selber von Ort zu Ort wandern, um den durch uns Unglücklichen aufzufinden, aber ich darf es nicht. Die Pflichten meines Amtes gestatten eine solche Entfernung von hier nicht. Wenn heute noch einmal die Berufung als Rabbiner von Posen käme, die ich früher rundweg abgelehnt habe, ich weiß nicht, ob ich sie nicht annehmen würde."

„Ich würde heute so wenig dazu stimmen, wie damals," erwiederte die Rabbinerin. „Warum solltest Du auch Frankfurt verlassen, wo Du getragen von der Liebe und Verehrung einer großen Muttergemeinde in Israel eine so segensreiche Thätigkeit für unsere heilige Thora entfaltest? Was seitdem sich ereignet hat, kann Dich nur bestärken, am hiesigen Orte zu verbleiben. Wenn das durch uns angerichtete Unglück wirklich eine so strenge Teschuba erfordert, wie Du sie Dir auferlegst, so gilt ja als Regel für den vollendeten Baal Teschuba, das Unrecht an demselben Orte wieder gut zu machen, an dem es begangen wurde."

„Du bist ein gelehrtes, gottesfürchtiges Bieberweib, wie es von König Schelomo am Ende von Mischle gefeiert wird. Obwohl der von Dir erwähnte Ausspruch unserer Weisen, gesegnet sei ihr Andenken, auf unsern Fall wohl nicht die Anwendung hat, die Du ihm giebst, so braucht das doch jetzt nicht auseinandergesetzt zu werden, denn heute und morgen wird sich wohl keine Gelegenheit bieten, das Rabbinat einer anderen Gemeinde anzunehmen oder auszuschlagen."

So gingen Jahre dahin, da traf eines Tages eine Deputation der Prager Gemeinde in Frankfurt ein, welche Rabbi Jesaja Hurwitz das Rabbinat, das Präsidium der jüdischen Gerichtsbarkeit und die Leitung der großen Prager Jeschiba anbot.

Rabbi Jesaja war glücklich über diese Berufung. Es war nicht die Ehre, als Leiter der bedeutendsten Gemeinde der damaligen Zeit berufen zu werden, die ihn beglückte. Er erblickte eine besondere göttliche Fügung darin, daß er gerade nach Böhmen, dem Heimathlande Proßnitzers berufen wurde, wo er am raschesten und sichersten seine Spur auffinden zu können hoffte.

Demgemäß erklärte Rabbi Jesaja den Sendboten der Prager Gemeinde, daß er für seine Person nicht abgeneigt sei, dem ehrenvollen Rufe Folge zu leisten, und daß er sich glücklich schätze, dieser hohen Auszeichnung von einer so alt-ehrwürdigen Gemeinde gewürdigt zu werden. Doch müsse er zuvor der Zustimmung der Rabbinerin sich versichern und auch den Führern der Frankfurter Gemeinde davon Mittheilung machen, bevor er einen bindenden Entschluß fasse.

„Ihr seid noch bescheidener als Rabbi Elieser ben Asarja," erwiederte der Sprecher der Deputation. „Als man Rabbi Elieser ben Asarja die Fürstenwürde anbot, sagte er, er müsse zuvor sich mit seinen Hausleuten berathen. In Wirklichkeit befragte er aber nur seine Frau, wie im 4. Perek von Berachoth im Talmud erzählt wird. Ihr aber sagt uns sofort, daß Ihr Euere Frau befragen und Euren Entschluß von dem der Rebbezen abhängig machen wollt. Wir haben übrigens gewußt, daß der Geist unserer Weisen auf Euch ruht, und daß Ihr genau nach ihrem Beispiele verfahren werdet. Wir haben

deshalb ein goldenes, mit Diamanten und Perlen besetztes Geschmeide für die Rebbezen mitgebracht, das Ihr derselben im Namen der Prager Gemeinde übergeben wollt, um dieselbe günstig für uns zu stimmen."

Mit feinem, verbindlichen Lächeln nahm Rabbi Jesaja das dargereichte Schmuckkästchen hin und sagte, nachdem er als Kenner die Steine und ihre Fassung bewundert hatte, zu den Sendboten:

„Ich danke Euch für dieses kostbare Geschenk im Namen meiner Frau, der ich es übergeben werde. Aber ich bemerke Euch sofort, daß ich es erst überreiche, nachdem wir die Sache erwogen und sie mir zuräth, Euch zu folgen. Warum sollte ich den Scharfblick einer so bewährten, treuen Rathgeberin durch eine so glänzende Bestechung trüben? Dafür erhaltet Ihr aber das werthvolle Präsent wieder zurück, für den Fall, daß die Rebbezen nicht damit einverstanden ist, daß ich nach Prag gehe. — Mir ist aber durch Euer eigenthümliches Geschenk die Schwierigkeit in der Gemoro gelöst, die Ihr soeben angedeutet habt. Vielleicht hat Rabbi Elieser ben Asarja gefürchtet, als die Weisen ihn zum Präses wählen wollten, sie würden es ebenso machen wie Ihr, und seine Frau durch Geschenke günstig stimmen wollen. Deshalb sagte er, er müsse die Sache nicht nur mit der einen Frau, sondern mit seinen sämmtlichen Hausleuten überlegen. Diese alle aber mit so reichen Geschenken zu gewinnen, mag ihnen gewiß zu kostspielig gewesen sein."

In Wirklichkeit erhielt die Rabbinerin den herrlichen Schmuck. Sie war mit der Uebernahme des Prager Rabbinats durch ihren Gatten von Herzen einverstanden. Sie glaubte fest, daß das Verlassen seines bisherigen Wirkungskreises dem Gatten die verlorene Ruhe wiedergeben würde. Wohl wußte

sie, daß die Berufsthätigkeit ihres Mannes in Prag noch eine angestrengtere und der Wirkungskreis noch ein weiter ausgedehnter sein würde, aber die Bürde dieser Würde dünkte ihr gering gegen den Alp, der auf dem Gemüthe ihres Mannes lag. Sie willigte daher nicht nur ein, sondern drängte sogar darauf, daß Alles geschehe, um die Angelegenheit recht bald perfekt werden zu lassen.

Schwerer hatte sich der Gemeindevorstand dazu entschließen können, zum Scheiden eines Mannes seine Einwilligung zu geben, der den Stolz der ganzen Gemeinde bildete und dessen Werth man in seiner vollen Größe jetzt mehr als je zu würdigen wußte, wo sein Verlust bevorstand. Rabbi Jesaja blieb trotz aller Bitten, Versprechungen und sonstiger Versuche, die gemacht wurden, um ihn zurückzuhalten, fest und konnte schon nach wenigen Tagen den Prager Sendboten die mündliche und schriftliche Erklärung geben, er beabsichtige bis zum Schabuothfest in Prag einzutreffen.

Die Deputation reiste unverzüglich, nachdem sie ihre Mission so gut vollzogen hatte, wieder nach Prag zurück. Es war den einzelnen Mitgliedern nicht wohl zu Muthe, so lange sie in Frankfurt waren. Sobald der Zweck ihrer Anwesenheit dort bekannt geworden war, blickte man unfreundlich auf sie und ließ sie im Verkehr oft in unverzeihlicher Weise fühlen, daß man sie am liebsten niemals dort gesehen hätte.

Wenige Wochen darauf erfolgte der böhmische Aufstand, der in seinen Folgen zu dem langwierigsten und blutigsten Kampfe aller Zeiten, zu dem dreißigjährigen Kriege führte. Als die ersten Nachrichten dann nach Frankfurt gelangten, benützte Rabbi Abraham Breitingen diesen Anlaß, um Rabbi Jesaja von seinem Vorhaben abzubringen.

Er habe schon mit der Gemeinde angefangen, sich in's Unabänderliche zu fügen, und hätte es nicht gewagt, auch nur die Bitte auszusprechen, deren Erfüllung ohne Wortbruch seitens des Rabbiners nicht möglich gewesen wäre. Aber heute lägen die Dinge anders. Bei diesen kriegerischen Unruhen, von denen jetzt Böhmen heimgesucht sei, könne man eine solche Reise nicht wagen. Der Rabbiner möge sein gegebenes Wort, das Prager Rabbinat anzunehmen, immerhin aufrecht erhalten, seine Einlösung aber verschieben, bis wieder geordnete friedliche Zustände eingetreten seien. Unter den gegenwärtigen kriegerischen Unruhen könne die Prager Gemeinde nicht auf Einlösung des gegebenen Versprechens bestehen und die Frankfurter Gemeinde könne es nicht verantworten, in solchen Zeiten ihren Rabbiner eine derartige Reise antreten zu lassen.

„Mein lieber Freund," unterbrach Rabbi Jesaja den Sprecher, „spart Euere Worte. Sie sind gewiß gut gemeint, aber sie werden mich nicht überzeugen. Gott ist der Mann des Krieges! Wenn ich mit Ihm gut stehe, fürchte ich keine Schrecken des Krieges, und wenn ich nicht gut mit Ihm stehe, habe ich im tiefsten Frieden Ursache zu zittern. Wenn ich in der reinen Absicht reise, mein gegebenes Wort einzulösen, dann darf ich auch auf den Beistand Gottes rechnen, der mir dann schützend zur Seite steht. Vor meinem gegebenen Worte hätte mich der böhmische Krieg zurückhalten können, es zu sprechen, aber nachdem es einmal gesprochen ist, will ich es nicht unerfüllt auf mir lasten lassen. Ihr wißt es, wie kein Zweiter in der Gemeinde, daß ich schon ohnedies eine große Last zu tragen habe."

„Ihr denkt immer noch an die Geschichte mit der Polizei? In Frankfurt denkt sonst kein Mensch mehr daran."

„Ich denke noch daran; und der arme Mensch, der durch mich in's Unglück gestürzt wurde, denkt auch noch daran. Wenn wir aber auch Alle daran vergäßen, Gott denkt noch daran; vor dem Throne seiner Herrlichkeit giebt es kein Vergessen."

„O, mir kommt ein Gedanke! Ihr verlaßt uns gar, weil Euch dieser Vorgang noch immer drückt! Wenn das der Fall ist, so bitte ich Euch inständig zu bleiben; es hegt Niemand gegen Euch deshalb mehr einen unlauteren Gedanken; es ist dichtes Gras über das ganze Geschehniß gewachsen."

„Ich danke Euch und gebe Euch die Versicherung, daß es diese Rücksicht nicht ist, die mich von hier fortzieht. Die letzten Wochen haben mir täglich so viel Beweise liebender Verehrung gebracht, daß ich auch ohne Euere Mittheilung davon überzeugt war. Wir wollen jetzt nicht vernarbte Wunden aufreißen. Ich werde meinem Versprechen treu bleiben, und sofort nach Peßach Frankfurt verlassen, so Gott will. An diesem Entschluß ist nichts zu ändern."

XII.

Wenige Tage vor dem Wochenfest war Rabbi Jesaja mit seiner Familie und zahlreichen Schülern, die sich von dem Meister nicht trennen wollten, in Prag eingetroffen. Auf der langen, beschwerlichen Reise war er bemüht, Nachforschungen über den Aufenthalt Proßnitzers anzustellen. Er war wahrhaft erfinderisch in der Art und Weise, seine Umgebung in jeder Gemeinde nach einem Bachur mit einem einzigen Ohre auszufragen; aber ohne Erfolg.

Von Prag waren die ersten Würdenträger der Gemeinde und viele hervorragende Thoragelehrte dem sehnlichst erwarteten Rabbiner entgegengereist. Je näher sie der Hauptstadt Böhmens kamen, um so mehr häuften sich die Deputationen, welche dem neuen Oberhaupt der böhmischen Judenheit ihre Huldigungsgrüße entgegenbringen wollten. In Prag hatte man für einen Tag das Kriegsgetümmel und die Schrecken der ungewöhnlich erregten Zeit ganz vergessen; die ganze Gemeinde schien keine andere Sorge zu haben, als ihrem von so weiter Ferne berufenen Rabbiner einen recht herzlichen Empfang zu bereiten. Alles drängte sich an den großen Mann heran, um seinen Segen, oder doch ein Wort oder Händedruck von ihm zu erhalten. Die Vorsteher geleiteten den Rabbiner und seine Familie in die bis in die kleinsten Details reichlich ausgestattete Wohnung. Eine Mahlzeit stand für die Angekommenen bereit, an welcher auch die sämmtlichen Mitglieder des Vorstandes und des Gerichts-Kollegiums Theil nahmen. Rabbi Jesaja setzte sich jedoch nicht nieder. Er ergriff das Wort, um seinen Dank gegen Gott und gegen die Gemeinde für die glücklich zurückgelegte Reise und die herzliche Aufnahme auszusprechen. Er that dies in so vollendeter, geist- und gemüthsvoller Weise, daß er sich sofort die Herzen aller Anwesenden gewonnen hatte. Schon am folgenden Tage nahm er seine Thätigkeit als Leiter der Jeschiba und als Vorsitzender des Besdin (Richter-Kollegium) auf. Er suchte persönlich alle Vereine, Einrichtungen und Institutionen der Gemeinde auf, um etwaige Mängel abzustellen und das Gute durch seine Anerkennung zu fördern. Aber einer segensreichen Entfaltung seiner Wirksamkeit stellten sich Schwierigkeiten entgegen, die er nicht zu bewältigen vermochte. Der ausgebrochene böhmische

Krieg zog die Hauptstadt des Landes in erster Reihe in starke Mitleidenschaft. Die Soldaten, die Kaiserlichen sowohl, wie die Aufständischen, zogen plündernd und mordend durch das Land, verbrannten ganze Dörfer, verwüsteten Landschaften und verbreiteten überall Schrecken und Elend.

Wie gewöhnlich mußten am meisten die Juden leiden, die sich von den Dörfern und Städten des Landes nach Prag flüchteten. Die jüdische Gemeinde der Hauptstadt war durch Contributionen und Steuern aller Art, am meisten aber durch die Schrecken der Belagerung so in Anspruch genommen, daß alle höheren idealen Interessen vor der Sorge des Tages zurücktreten mußten.

Bei dem Bombardement, das der Schlacht am weißen Berge am 8. November 1620 voranging, fielen die Bomben so dicht in die Prager Judengasse, daß der Aufenthalt darin eine fortwährende Lebensgefahr bedeutete. Die Jeschiba löste sich auf, selbst der tägliche Gottesdienst konnte nicht regelmäßig abgehalten werden. Es galt überall in erster Reihe die Wunden zu heilen, die der Krieg geschlagen und täglich schlug, die Armen und Verarmten zu unterstützen, die Obdachlosen unterzubringen und dieses große, vielseitige Liebeswerk so zu organisiren, daß es den wirklich Bedürftigen zu Gute komme.

Rabbi Jesaja entfaltete eine fieberhafte Thätigkeit und ein organisatorisches Talent, das man hinter dem großen Gelehrten am wenigsten vermuthet hätte. Sein heller Blick, sein praktischer Sinn übersahen sofort jede Schwierigkeit und brachten Ordnung und Geradheit in die verwickeltsten Zustände.

So gewiß Rabbi Jesaja seinen Mann voll und ganz stellte, so sehr er sich sagen durfte, daß er den an ihn gestellten

Anforderungen mehr als genügend entsprach, so wenig befriedigte ihn auf die Dauer diese aufreibende Thätigkeit.

Als er eines Abends wieder erschöpft nach Hause kam, bemerkte die besorgte Gattin zu ihrem Entsetzen, daß der Rabbi den Arm in einer Schlinge trug. Ein Granatsplitter hatte in dem Gemeindehause einen kleinen Feuerbrand verursacht, bei dessen Löschen ein stürzender Balken den Arm gestreift hatte. Die Verletzung war unbedeutend, aber sie öffnete der Rabbinerin die Augen über die Lebensgefahr, welcher ihr Gatte sich täglich aussetzte.

„Einem Meister der Thora, wie Du es bist, der das Feuer des Gesetzes zu hüten berufen ist, steht es schlecht an, bei einem der täglich vorkommenden Brände Feuerwehrdienste zu verrichten."

„Du hast Recht," erwiederte lächelnd Rabbi Jesaja, „aber Du siehst ja, wie ich auch sofort dafür bezahlt wurde, daß ich mich um Dinge kümmere, die andere besser verstehen, als ich."

„O gewiß sehe ich es, aber ich denke, daß Du jetzt endlich meiner Bitte entsprichst und Dich nicht mehr auf die Gasse wagst, wo jeder Schritt Dein theures Leben bedroht."

„Der Unfall hat mich nicht auf der Gasse, sondern im Gemeindehause während einer Sitzung der Armen-Kommission betroffen. Das Haus ist keine hundert Schritte von hier entfernt. Was mir dort begegnete, kann mich in jedem anderen Hause treffen und das unsrige ist ebenso wenig gegen die feindlichen Kanonenkugeln sicher."

„Wenn das wirklich der Fall ist, so meine ich, wir sollen Prag verlassen, und uns wieder in Frankfurt niederlassen, wo sich die Gemeinde glücklich schätzen würde, uns in ihrer Mitte zu wissen."

„Das sei fern von mir, daß ich Prag in einem solchen Momente verlasse. Von hier wegzugehen, könnte ich mich nur entschließen, wenn ich das heilige Land aufsuchen könnte, um auf dem Boden unserer Väter mein Leben zu beschließen. Aber damit bist Du ja heute gewiß so wenig einverstanden wie früher."

„Du weißt, daß ich der Absicht, Dich später in das heilige Land zu begleiten, nicht abgeneigt bin. Aber es thut mir in der Seele weh, daß heute, wo Du noch nicht fünfzig Jahre zählst, Du bereits vom Beschließen Deines segensreichen Lebens sprichst, und ich befürchte, daß Deine Reise in das heilige Land solchen Gedanken neue Nahrung geben wird."

„Sei unbesorgt; der Gedanke an das heilige Land und die Reise dorthin wird meine Jahre nicht kürzen, sondern verlängern. Es heißt nicht umsonst: Erez Hachajim: das Land des Lebens. Aber anderestheils bin ich sicher, daß ich nicht das hohe Alter meiner Ahnen erreichen werde und gerade deshalb zieht es mich nach dem Lande unserer Väter."

„Würdest Du in einer solchen aufgeregten Zeit wirklich eine so große Reise wagen wollen?"

„Wie Du ängstlich bist! Hast Du mir nicht selber eben vorgeschlagen nach Frankfurt zu reisen?"

„Die Reise nach Frankfurt ist klein im Vergleich zu den Ländern und Meeren, die uns vom Lande Israel trennen."

„Ich möchte fast das Gegentheil behaupten. Der Krieg, der jetzt schon zwei Jahre wüthet, wird ein Weltkrieg werden und Gott allein weiß, wie viele Jahre dauern. Er wird mit jedem Jahre weitere Kreise ziehen. Heute sind nur Böhmen davon betroffen, und die zunächst an dasselbe grenzenden

Völker. Aber wer weiß, ob es schon nächstes Jahr noch möglich ist, eine solche Reise anzutreten, wenn der Krieg erst ganz Europa ergriffen hat."

Gespräche dieses Inhalts wurden fast täglich zwischen den beiden Gatten geführt, bis endlich der Entschluß zur Reise kam, Prag zu verlassen und das heilige Land aufzusuchen. Als Bedingung für ihre Nachgiebigkeit hatte die Rabbinerin nur die Bitte gestellt, sie möchten bei dieser Reise den Umweg über Frankfurt machen, um ihre dortigen Lieben noch ein einzigesmal wiederzusehen.

Rabbi Jesaja versprach gern die Erfüllung dieses Wunsches, der übrigens durch die kriegerischen Unruhen geboten war. Der nächste Weg durch Oesterreich nach Italien war ihnen durch den Krieg, der die sämmtlichen österreichischen Kronländer verheerte, ohnedies unmöglich. Der Wunsch, noch einmal nach Frankfurt zurück zu kommen, wurde zudem von Rabbi Jesaja noch tiefer empfunden, als von seiner Frau.

Er hoffte dort noch immer am ersten eine Spur von Proßnitzer aufzufinden, was ihm in Prag trotz aller Bemühungen nicht gelingen wollte. Er hatte sogar einen Boten in die Vaterstadt des jungen Mannes geschickt, um durch den Vater vielleicht Näheres über den Verbleib des Sohnes zu erfahren. Aber der Ort war von Tilly'schen Landsknechten zum großen Theil in Asche gelegt worden. Fast alle Einwohner hatten sich geflüchtet, die jüdische Gemeinde hatte sich nach allen Richtungen zerstreut.

Wie von Joseph in Egypten die Ueberlieferung berichtet, daß er zur Zeit der Hungersnoth persönlich von allen Personen Kenntniß nahm, die in das Land kamen, um Getreide

zu kaufen, um auf diese Weise seine Brüder zu finden, so controllirte Rabbi Jesaja täglich das Büreau, durch welches die nach Prag Geflüchteten untergebracht und mit dem Nöthigsten versorgt wurden. Ein einziges Mal traf er einen Menschen, dem das eine Ohr fehlte; es war ein Nichtjude, der ebenfalls wegen Diebstahls auf diese Weise verstümmelt wurde. Liebevoll nahm ihn Rabbi Jesaja in sein Haus auf und stattete ihn reichlich mit allem Nöthigen aus; als hätte er an dem fremden Menschen gut machen wollen, was er dem schmerzlich vermißten Schicksalsgenossen nicht gewähren konnte.

Als Rabbi Jesaja den Vorstehern der Prager Gemeinde seinen Entschluß mittheilte, Prag zu verlassen und das heilige Land der Väter aufzusuchen, rief diese Mittheilung in dem ersten Augenblicke große Bestürzung hervor. Aber es wagte doch Niemand, den gefeierten Meister ernstlich von diesem frommen Vorhaben abbringen zu wollen.

Der erste Parnes wies auf die unsicheren Zeiten hin. „Wenn jede Reise, nach dem Ausspruch der Weisen, mit Gefahren verbunden sei," meinte er, „was solle man denn von einer so weiten Reise in solch unruhiger Zeit sagen."

Noch bevor Rabbi Jesaja auf dieses Bedenken etwas antworten konnte, ergriff der älteste Dajan (Gerichts-Assessor) das Wort:

„Meister und Lehrer, Ihr wißt, das Scheiden eines Zaddik (frommen Mannes) läßt tiefe Spuren in dem Orte zurück, den er verläßt. Daß die Krone, der Glanz, der Stolz der ganzen Gemeinde, ihr mit Euerem Weggehen verloren geht, daran möchte ich nicht jetzt erinnern. Aber wir Alle wissen, daß es lediglich Euer Sechus (Verdienst) ist, wenn unsere Ge-

meinde bis jetzt noch am glimpflichsten von allen Kriegsgreueln davon gekommen ist, welchen so viele andere Gemeinden erlagen. — Wenn Ihr uns jetzt verlasset, was soll aus uns werden?"

Lächelnd erwiederte Rabbi Jesaja: „Euch beiden brauche ich nicht zu antworten, Ihr habt es schon selber gethan; der eine von Euch hat die Bedenken des anderen zerstreut. Wäre ich der große Mann, dessen Verdienst stark genug ist, die ganze Prager Gemeinde zu halten, so wäre es auch stark genug, um die Gefahren der Reise zu bestehen und sie glücklich zu überwinden. Ist aber mein Verdienst nicht ausreichend genug, um den Gefahren dieser Reise die Stirne zu bieten, wie könnte es denn so groß sein, daß es gar einer großen, heiligen Gemeinde, wie es die hiesige ist, zu Gute käme? In Wirklichkeit wird Gottes Gnade dieser heiligen Gemeinde beistehen, nach meinem Weggang, wie es vor meiner Ankunft der Fall war. Das Wohl dieser Muttergemeinde in Israel wird der Gegenstand meines täglichen Gebetes sein. Aber es ist ihr gewiß besser gedient, wenn ich von den heiligen Stätten, dort wo die Pforte zum Himmel ist, für sie mein Gebet emporsende, als außerhalb des heiligen Landes."

Wenige Wochen später war Rabbi Jesaja auf der Rückreise nach Frankfurt begriffen. In alle jüdischen Gemeinden, die auf der Reiseroute lagen, war die Kunde vorangeeilt, daß Rabbi Jesaja Hurwitz Halevi, das „Licht der Diaspora", wie ihn die gelehrten Zeitgenossen nannten, im Anzuge sei. Die reisende Familie wurde mit großer Ehre und vielen Huldigungen allerorts empfangen. Die größeren Gemeinden schickten den Reisenden kriegsgeübte Söldner entgegen, die sie über die Stadt hinaus begleiteten, bis die Bedeckung der

nächsten Gemeinde sie ablöste. So kamen die Reisenden ohne jede Gefährdung in Frankfurt an, wo ihnen der Amtsnachfolger Rabbi Jesajas, Rabbi Samuel Hildesheim und mit ihm die ganze Gemeinde, einen festlichen Empfang bereitete.

XIII.

Mehrere Monate ließ sich die Familie in Frankfurt zurückhalten. Man suchte die theueren Reisenden mit allen Mitteln zu bewegen, die weite, gefährliche Reise ganz aufzugeben und in Frankfurt dauernd zu bleiben. Rabbi Jesaja wollte sich jedoch zu keiner längeren Verzögerung verstehen, so sehr auch Frau und Kinder in ihn drängten. Das, was Rabbi Jesaja nach Frankfurt gezogen hatte, war nicht zu finden. Der Stadtrichter Schaab war schon seit einigen Jahren gestorben, Herr von Dingeldein hatte als Oberst die Führung eines Regiments übernommen, so daß jeder Anhaltspunkt fehlte, um mit Erfolg die Nachforschung zu betreiben. Es hielt daher Rabbi Jesaja nicht länger in der Stadt, an die sich für ihn so schmerzliche Erinnerungen knüpften, zumal seine Sehnsucht nach dem heiligen Lande um so stärker wurde, je größer alle Bemühungen waren, ihn von der Reise dorthin abzuhalten.

Als die Rabbinerin wiederholt unter Thränen bat, von der gefahrvollen Reise abzustehen, erwiederte ihr der Rabbi in seiner leutseligen, aber bestimmten Weise folgendes:

„Mein Entschluß, nach Erez Jisroel zu gehen, steht fest, und kein Mensch wird ihn schwankend machen. Was würde man auch in Prag sagen, wenn ich anders handelte! Würden sie dort nicht meine ganze Reise als einen nichtigen Vorwand

ansehen, um von ihnen loszukommen, wenn ich jetzt auf halbem Wege stehen bliebe? Ich will rein dastehen, nicht nur vor Gott, sondern auch vor Israel. Aber davon abgesehen, ich hätte keinen vernünftigen Grund, diesen Lieblingswunsch meines Lebens gerade jetzt aufzugeben, wo ich im Begriffe bin, ihn zu befriedigen. Die Gefahren der Reise kenne ich und unterschätze sie nicht. So groß sie auch sein mögen, so groß sind sie nicht, als die unerschütterliche Gewißheit, die ich im Herzen trage, ich werde das Land unserer Väter mit Gottes Hilfe erreichen, ich werde seine Steine küssen und an ihnen mein sieches Herz ausweinen können. Sein bloßer Boden hat eine sühnende Kraft, wenn meine Füße seinen Staub berührt haben, will ich gerne sterben. —

„Dagegen räume ich gern ein, daß die Gefahren der Reise sich steigern, wenn Du, theures Weib, mit unseren Kindern die Beschwerden dieses Weges theilst. Ich werde allein reisen und Euch hier bei unseren Freunden zurücklassen. Sobald die Zeiten ruhiger und die Wege sicherer geworden sind, folgt Ihr mir nach. Inzwischen werde ich mit Gottes Hilfe vorausziehen, einen geeigneten Ort für unseren Aufenthalt aussuchen, unsere Wohnung in Stand setzen und Euch dort erwarten."

Mit von Thränen erstickter Stimme machte die edle Gattin ihr Bedenken gegen diesen Vorschlag geltend. Aber Rabbi Jesaja drang so entschieden darauf und gewann auch im Laufe weniger Tage seine Frankfurter Freunde so vollständig für diesen Plan, daß sich die Familie fügte und ihr Oberhaupt allein ziehen ließ.

Als die Stunde des Abschieds kam, wollte die Rabbinerin ihren Gatten wenigstens bis Darmstadt, der nächsten Station,

an welcher die Pferde gewechselt wurden, begleiten. Rabbi Jesaja gab es nicht zu.

„Warum sollen wir den Schmerz der Trennung unnöthiger Weise ausdehnen? Fasse die Sache nicht so ernst auf. Die große Mizwa, der meine Reise gilt, wird Euch beistehen. Ihr seid durch Gottes Hilfe reichlich mit Geldmittel versorgt und ich bin es ebenfalls, im Schutze Gottes stehen wir, warum sollen wir uns unnöthiger Weise grämen? Wie viele Männer reisen Wochen und Monate lang, getrennt von Weib und Kind, umher, um Brod zu suchen. Wer findet etwas Schreckliches darin? Würde man nicht im Gegentheil denjenigen als schlechten Familienvater verurtheilen, der, um ein gemächliches Familienleben führen zu können, den Erwerb von Brod vernachlässigte? Und um unsere Heimath zu suchen, wäre das nicht statthaft, was bei der Suche nach Brod recht und billig, ja Pflicht und Schuldigkeit ist? Gott segne Euch und behüte Euch, Gott lasse Euch sein Antlitz leuchten und sei Euch gnädig, Gott wende Euch sein Antlitz zu und gebe Euch Frieden! Amen! So möge es sein Wille sein!"

Mit diesen Worten stieg Rabbi Jesaja in die Reisekutsche, in welche ihm drei Freunde folgten, um ihm bis Darmstadt das Geleite zu geben. Der Rabbiner Rabbi Samuel Hildesheim mit den Notablen Rabbi Simon Günzburg und Rabbi Juda Selklin Stiebel.

In Darmstadt hatte die Gemeinde Alles aufgeboten, um dem seltenen ehrwürdigen Gaste einen ehrenvollen Empfang zu bereiten. Rabbi Jesaja blieb mit seinen Frankfurter Begleitern drei Tage in Darmstadt. Dann verabschiedeten sie sich und Rabbi Jesaja reiste, von einem Ehrengeleite der Darmstädter Gemeinde begleitet, nach Heidelberg weiter.

Ueberallhin war die Nachricht von der Reise des gefeierten Mannes seiner Ankunft vorausgeeilt, so daß die ganze, weite Reise einem Triumphzuge glich, bis endlich die Meeresküste erreicht wurde. Drei Monate hatte so die Reise bis dahin gedauert, da sie in jeder größeren Gemeinde mehrere Tage unterbrochen werden mußte, so daß Rabbi Jesaja, der vor Verlangen nach dem heiligen Ziele glühte, das erste zur Abfahrt bereite Schiff bestieg, welches direkt nach Jaffa fuhr und eine große Anzahl jüdische und christliche Pilger zählte, welche das gleiche Reiseziel hatten.

Zum ersten Male befand sich Rabbi Jesaja unter lauter Menschen, von welchen keiner ihn kannte und dieses Incognito that seiner der vielen Ehren und Huldigungen müden Seele doppelt wohl. Das Schiff hatte zuerst conträren Wind, der die Geschwindigkeit der Fahrt hemmte und die Reisenden verdrießlich stimmte. Rabbi Jesaja aber hatte seine alte, ursprüngliche Heiterkeit wiedergefunden, sobald er das Festland verlassen und sich dem Meere anvertraut hatte. Jeder Lufthauch, der dem Schiffe entgegen wehte, war ihm ein Gruß aus dem heiligen Lande, den er deshalb gierig auffog. Es folgten dann auch einige stürmische Tage, die das Verbleiben auf dem Verdecke unmöglich machten und zum Aufenthalt in den Kajüten und dem gemeinschaftlichen Speisesaal nöthigten. Rabbi Jesaja versuchte in diesen Mußestunden an seinem großen Werke „Die beiden Bundestafeln" (Schneh Luchoth Habris: Schloh) zu arbeiten, aber die Erschütterung des Schiffes gestattete eine derartige Arbeit nicht. Die meisten Passagiere hatten schwer durch die Seekrankheit zu leiden, von der Rabbi Jesaja vollständig verschont blieb. Seine reichen, vielseitigen Kenntnisse machten ihn bald zum allgemeinen Helfer und Rath-

geber der Mitreisenden, die alle mit Bewunderung und Verehrung zu dem jüdischen Gelehrten emporblickten.

Nach einer verhältnißmäßig kurzen Fahrt von fünfzehn Tagen wurde die Küste des heiligen Landes sichtbar. Von diesem Augenblicke an verließ trotz Sturm und Nebel Rabbi Jesaja das Verdeck nicht mehr, sondern stand mit unverwandt auf das Land gerichtetem Blicke da, als wollte er das Ziel seiner Reise mit den Augen verschlingen. Endlich erreichte das Schiff den Hafen von Jaffa. Rabbi Jesaja war der erste, welcher das Schiff verließ. Er flog die leiterartige Treppe hinab, die an das Schiff zur Landung angelegt wurde. Kaum hatte sein Fuß den Boden berührt, so fiel er in die Kniee und küßte mit heißer Innigkeit die heiligen, theueren Steine, betend, schluchzend und seine ganze Umgebung vergessend. Die meisten Reisenden hatte ebenfalls die Liebe zum heiligen Lande hierher geführt, aber diese Gluth der Begeisterung erfüllte keinen. In ehrerbietiger Scheu bildeten alle einen Kreis um den wunderbaren Mann, der da im Staube liegend, die ganze ihn umgebende Welt vergessen zu haben schien.

Als sich Rabbi Jesaja vom Boden erhoben hatte, nahten sich ihm die Reisegefährten, um sich von ihm zu verabschieden und ihn um seinen Segen zu bitten. Ihren Kreis durchbrach eine Gesandtschaft der jüdischen Gemeinde von Jaffa, deren Führer an Rabbi Jesaja herantrat und ehrfurchtsvoll den Saum seines Kleides küßte.

„Scholaum Alechem Rabbi! Friede mit Euch Lehrer und Meister! Ihr seid ohne Zweifel der Mann, den wir seit acht Tagen schon sehnlichst mit jedem ankommenden Schiffe erwarteten. Verzeiht, haben wir wirklich die Ehre, das Licht Israels, den Meister der Thora, das Haupt der Zerstreuten

Israels, Rabbi Jesaja Hurwitz Halevi, den Prager Rabbiner zu sprechen?"

Diese Worte waren in fließendem Hebräisch und zwar in sephardischer Mundart von dem Sprecher der Jaffaer Gemeinde an Rabbi Jesaja gerichtet. Dieses Sprachidiom war Rabbi Jesaja fremd und er hatte Mühe, die schnell gesprochenen Worte richtig zu verstehen. —

Er antwortete in ebenso fließendem Hebräisch, aber in deutscher Mundart, sein Name sei allerdings Jesaja Halevi Hurwitz, aber er sei der Geringste in Israel, einer, der keinen Anspruch auf die hohen Titel habe, mit denen man ihn soeben gefeiert habe, er sei nach dem heiligen Lande gekommen, um Sühne zu finden für die Verirrungen seiner Vergangenheit und die Ruhe der Seele und des Körpers zu suchen, die er draußen nicht erreicht habe, er staune, woher man nur wisse, daß man von seiner Ankunft nur eine Kenntniß habe.

„Fünf Gemeinden, die Ihr auf Euerer Reise besucht habt, haben es uns mitgetheilt, vor Allem aber hat im Auftrag des Bes-Din von Frankfurt, Rabbi Josef Hahn uns von Euerer Ankunft in Kenntniß gesetzt. Seid uns noch einmal willkommen und habet die Güte, bei uns Euch einige Zeit von den Mühen der Reise zu erholen."

Rabbi Jesaja nahm in einer der bereit stehenden Sänften Platz und begab sich mit den Abgesandten der Jaffaer Gemeinde in das Haus des ersten Vorstehers, Rabbi Seeb Ephrosi. Es war dies derselbe, der Rabbi Jesaja bei seiner Ankunft am Hafen begrüßt hatte. Eine stattliche Erscheinung, die schlanke Statur, das glänzende Auge, die kleidsame arabisch-türkische Tracht, es war ganz der Typus des echten Orientalen, wie ihn in dieser harmonischen Vollendung Rabbi

Jesaja noch niemals geschaut. Dabei zählte der Mann sicher noch nicht vierzig Jahre. Ein langer, wohlgepflegter Bart wallte bis auf die Brust hernieder, das Haupthaar mit den Schläfenlocken hing in langen, dichten Locken herab, und der Wohllaut der Stimme hatte so etwas Anmuthiges, Einnehmendes, daß Rabbi Jesaja selbst die ihm fremde sephardische Aussprache leichter zu verstehen glaubte, wenn Rabbi Seeb Ephrosi mit ihm sprach.

Ein lang gedeckte Tafel, an welcher die Notabeln der Jaffaer Gemeinde bereits Platz genommen hatten, erwartete die Eintretenden. Ehrerbietig erhoben sich die Versammelten beim Erblicken Rabbi Jesajas von ihren Sitzen. Der greise Chacham ging Rabbi Jesaja entgegen und begrüßte ihn in der heiligen Sprache. Rabbi Jesaja antwortete in derselben Sprache, aber in dem Sprachidiom, mit welcher die deutschen Juden das Hebräische sprechen. Er entschuldigte sich, daß er in fremder Weise antworten müsse, aber er hoffe, daß er nach kurzer Zeit der Uebung in der Lage sein werde, in der Art und Weise seiner verehrten Wirthe sprechen zu können. Diese aber baten den gefeierten Gast, seine Ausdrucksweise nur ohne Bedenken beizubehalten, da sie ihnen so verständlich sei wie die ihrige. Sie seien an der Reihe, sich zu entschuldigen, daß sie mit ihrem so theueren Gast sich nicht in seiner Weise unterhalten können.

Rabbi Jesaja jedoch meinte, daß darüber gar keine Meinungsverschiedenheit sein könne, denn es sei über alle Zweifel erhaben, daß der Gast sich den Sitten des Wirthes accomodiren müsse und nicht der Wirth sich nach dem Gaste richte. Als Moscheh unser Lehrer zur Gotteshöhe emporstieg, um die Thora zu empfangen, fügte er sich dem Brauche der

Himmlischen, aß und trank nicht vierzig Tage lang, wie es die Gott dienenden Himmels-Schaaren thun. Als die Engel zu Abraham niederstiegen, thaten sie wie die Sterblichen und nahmen im Zelte Abrahams Speise an. Meine Pflicht wäre es gewesen, Eure Art, die heilige Sprache zu sprechen, vorher durch Studium mir anzueignen. Sicher hätte ich es auch gethan, wenn ich je gedacht hätte, hier erkannt und in so fürstlicher Weise empfangen und geehrt zu werden. Ich habe gehofft in stiller Zurückgezogenheit, ungekannt von den Menschen, dem Studium der Thora mich hier zu widmen; ich muß Jaffa bald wieder verlassen und der überschwänglichen Ehre aus dem Wege gehen, die ich nicht verdiene.

„Das wird Euch niemals gelingen," erwiederte der greise Chacham. „Lehren doch unsere Weisen, daß die Ehre demjenigen nachläuft, der sie flieht. Sie flieht aber auch denjenigen, der ihr nachgeht. Seid Ihr also wirklich der Ehre müde, die Euch die ganze Diaspora entgegen bringt, so sucht unsere Stadt auf und damit die Ehre, die wir dem großen Meister der Thora, und dem treuen Erfüller ihrer Gebote entgegenbringen. Das ist das sicherste Mittel der Ehre ledig zu werden, die Euch belästigt."

Die Versammelten setzten sich nun zum Mahle nieder. Bevor sie sich wieder erhoben, hatten sie von Rabbi Jesaja das Versprechen, daß er jedenfalls eine Woche in Jaffa verweilen wolle. Es war drei Tage vor Rosch haschono. An diesem Tage wollte er ursprünglich in Jerusalem sein. Durch die inständigen Bitten der Gemeinde von Jaffa ließ er sich aber bewegen, das heilige Fest bei ihr zu verbringen und in der Teschuba-Woche nach der heiligen Stadt zu reisen, um den Jom-Kippur an der gottgeweihten Stätte der westlichen Tempelmauer zu feiern.

XIV.

Rabbi Seeb Ephrosi hatte es sich nicht nehmen lassen den hohen deutschen Gast in seinem Hause zu beherbergen. Obwohl er eine große Seidenzucht betrieb und dadurch geschäftlich sehr in Anspruch genommen war, widmete er sich doch vollständig seinem theueren Gaste. Durch den fortwährenden Verkehr in der heiligen Sprache eignete sich Rabbi Jesaja in erstaunlich kurzer Zeit die sephardische Ausdrucksweise an. nur beim Studium des Talmud, wenn die Geister schärfer als sonst in der Diskussion an einander geriethen, kam es vor, daß Rabbi Jesaja das Hebräische in der deutschen Aussprache wiedergab. Einmal aber kam es sogar vor, daß der sephardische Hausherr sich bei einem solchen Anlaß der polnisch-jüdischen Aussprache bediente, was Rabbi Jesaja in Staunen versetzte.

„Sie verstehen unsere Aussprache auch?" fragte Rabbi Jesaja verwundert. „Wie es mich angeheimelt hat, als ich zum ersten Male nach so langer Zeit wieder die heilige Sprache in unserer Weise sprechen hörte!"

Lächelnd erwiederte Rabbi Seeb: „Ihr seid ein Schüler, der seinen Lehrer klug macht. Während ich mir angelegen sein ließ, Euch unsere Aussprache zu lehren, habe ich ohne es selbst zu wissen, von Euch die Eurige angenommen. Wenn wir noch lange mit einander verkehren, glaube ich noch einmal vor Euerer Weiterreise Euch einen ganzen Chilluk (Disputation) in Euerer Ausdrucksweise abhalten zu können."

„Wenn Ihr das wollt, so muß es aber bald geschehen, denn morgen sind die acht Tage verflossen, während welcher ich

Euere Gastfreundschaft anzunehmen versprochen habe. Hättet Ihr mich nicht mit so vieler Gastlichkeit und Liebenswürdigkeit überhäuft, ich hätte die Sehnsucht nicht bewältigen können, die mich so nahe am Ziele täglich mehr und mehr nach der heiligen Tempelstätte erfüllt."

„Wollt Ihr morgen wirklich weiterreisen, so macht die ganze Gemeinde mich dafür verantwortlich. Ich hatte mich verpflichtet Euch den Aufenthalt bei mir so behaglich zu gestalten, daß wir Alle hofften, wenigstens über das Sukkotfest Euch noch hier zurückhalten zu können, aber jetzt, wenn Ihr Euch morgen schon von Allen verabschiedet, dann — —"

„Ich werde mich von Niemanden verabschieden und in aller Frühe incognito ganz allein nach der heiligen Stadt reisen; es sind ja nur wenige Stunden von hier. Der Verkehr zwischen Jaffa und Jerusalem ist zudem ein sehr reger, und es ist nicht ausgeschlossen, daß ich bald wieder einmal hierher zurückkomme, und daß Ihr nach Jerusalem kommt."

„Ohne Begleitung kann man in hiesiger Gegend nicht reisen. Eine Bedeckung von einigen handfesten Begleitern ist für die Reise nach Jerusalem immerhin nöthig. Dafür will ich schon sorgen. Wenn Ihr aber wirklich ohne Wissen der hiesigen Gemeindemitglieder abreisen wollt, so wäre es rathsamer, noch heute abzureisen. Morgen werden die Angesehensten unserer Gemeinde in aller Frühe schon bereit stehen, um Euch das Geleite zu geben; dann ist es um Euer Incognito geschehen."

„Ihr habt Recht; ich werde heute Nachmittag weiterziehen, ich bin dann ja noch vor Sonnenuntergang in Jerusalem. Meine Bücher und sonstigen Habseligkeiten sind bereits

gepackt, für diese muß ich wohl Kameele zur Beförderung nehmen."

„Für das Alles laßt mich sorgen. Aber wenn Ihr mein Haus wirklich schon verlassen wollt, so gestattet Ihr wohl, daß ich einmal mit Euch einen Gang durch dasselbe mache. Ihr seid schon eine volle Woche mein Gast und kennt nur die wenigen Räume, in welchen Ihr täglich verkehrt. Ich möchte Euch aber gern alle Räume meines Hauses zeigen, damit Ihr Euch selber überzeugt, daß es mir nicht an Platz fehlt, selbst wenn Ihr mit Euerer ganzen Familie darin Wohnung nehmen wolltet."

Rabbi Jesaja erklärte sich zu einem Rundgang durch das Haus bereit. Die Bewunderung desselben war die einzige Gegenleistung für die herzliche Aufnahme, die er hier gefunden. Sie erstiegen zunächst das Dach, auf welchem ein blühender Garten angelegt war, in dessen Mittelpunkt eine mit allem Comfort ausgeschmückte Sukkoh sich befand. Von da stiegen sie in die anderen Räume des Hauses hinab, die eine große Anzahl von Sälen, kleinen und großen Zimmern enthielten, und alle durch ihre prunkvolle Ausstattung Ausrufe des Staunens dem fremden Beschauer entlockten.

„Wir haben jetzt noch ein Zimmer im Erdgeschoß zu besuchen, dann sind wir mit unserer Besichtigung zu Ende," sagte der freundliche Wirth, und öffnete mit einem großen Schlüssel eine schwere, kleine Thüre von Eichenholz. Hinter dieser Thüre war eine zweite ähnliche Thüre von schwerem Eisen, die sich durch einen leisen Druck geräuschlos öffnete und schloß. Zwischen diesen beiden Thüren war eine meterbreite Entfernung, so groß, als die Dicke der Mauer, auf welcher das Haus ruhte. Das Zimmer hatte keine Fenster. In der Mitte

hing eine goldene Ampel, welche ein mattes Licht verbreitete. Das Zimmer war leer. Nichts als kahle Wände und eine kleine hölzerne Bank in der Ecke und eine Sanduhr.

„Was hat's mit diesem Raum für eine Bewandtniß?" fragte Rabbi Jesaja seinen Führer.

Dieser letztere war erdfahl und unruhig geworden und antwortete nicht auf diese Frage. Er zog einen langen, blitzenden Dolch mit echter Damascener-Klinge unter seinem seidenen Burnus hervor und während er mit der Besichtigung der Waffe sich zu thun machte, um dem Blick des Rabbiners auszuweichen, keuchte er kalt und feindselig die Worte hervor:

„Mit diesem Dolch müßt Ihr sterben, bevor eine Viertelstunde vergeht."

Rabbi Jesaja glaubte, sein Wirth habe plötzlich den Verstand verloren und warf rasch einen orientirenden Blick auf die Thüre. Aber diese war verschlossen und nur durch einen geheimen Druck zu öffnen, den Niemand außer dem Eigenthümer des Hauses kannte.

Er wußte, daß man Geisteskranken durch kaltblütiges Eingehen auf ihre Absichten am sichersten imponiren kann. Ruhig schaute er seinem so plötzlich wie umgewandelten Wirth in die wild rollenden Augen und fragte:

„Warum wollt Ihr eigentlich zum Mörder an mir werden?"

„Warum?" keuchte der Angeredete hervor. „Kennt Ihr mich denn wirklich nicht?"

„Gewiß kenn' ich Euch, Ihr seid Rabbi Seeb Ephrasi, der Vorsteher der heiligen Gemeinde zu Jaffa!"

„Ihr kennt mich wirklich nicht?“ fing der Angeredete plötzlich im Deutsch der Frankfurter Judengasse zu reden an. „Nun, dann will ich's Euch sagen und zeigen, wer ich bin. Ich bin Wolf Proßnitzer, Euer früherer Hausbochur, den Ihr zu Grunde richten wolltet!“

Bei diesen Worten schlug er die lange, buschige Haarlocke von der linken Schläfe zurück, welche die Stelle des abgeschnittenen Ohres vollständig verdeckt hatte und hielt die Schläfe dicht vor Rabbi Jesajas hin.

Dieser erblaßte und taumelte entsetzt einige Schritte zurück. Er wäre zu Boden gesunken vor Schreck, wenn er sich nicht an die Wand des unterirdischen Raumes gelehnt hätte. Einige Sekunden verharrte er schweigend, indem er die Gesichtszüge des Mannes mit dem Dolche musterte. Aber auch als er sich von dem ersten Schrecken erholt hatte, konnte er nichts als die Psalmen-Worte stammeln:

„Gerecht ist Gott auf allen seinen Wegen, und liebevoll in all' seinem Thun!“

„Was plappert Ihr da in Eueren Bart hinein?“ fragte mit zornfunkelnden Augen und verächtlichem Tone der gänzlich umgewandelte Wirth.

„Gott ist gerecht, daß er die Schuld meines Lebens heimsucht und Gott ist liebevoll zugleich, indem er mir den sehnlichsten Wunsch meines Lebens gewährt hat, Euch noch einmal in's Auge zu schauen und Euch Abbitte thun zu können für all' das Leid, das ich Euch bereitet habe.“

„Ihr werdet mich durch dieses Gewinsel nicht weich machen. Mein Entschluß steht fest, Euch mit Zinsen heimzuzahlen, was Ihr mir gethan habt. Euer Werk ist es, daß ich

wie ein räudiger Hund aus der menschlichen Gesellschaft in die Verbannung und in das Elend gestoßen wurde. Ihr habt es böse mit mir im Sinne gehabt, Gott hat es zum Guten geführt, und mich endlich den Tag erleben lassen, den ich so lange erhofft und vorbereitet habe, den Tag, an dem Ihr meiner Rache verfallet. Ich kannte Euere Absicht, einst das Land der Väter aufzusuchen. Hierher habe ich mich deshalb direkt gewandt, als ich aus Frankfurt durch Euer Betreiben hinausgestoßen wurde. Hier in Jaffa wußte ich, werdet Ihr mir nicht entgehen. Jaffa, sagte ich mir, müsset Ihr passiren, und wie eine Spinne im Netze auf ihre Opfer lauert, so stand ich hier viele Jahre auf der Warte, bis endlich die Stunde gekommen ist, die mir meinen Feind in die Hände gegeben hat. Als ich vor sechs Jahren dieses Haus baute, habe ich dieses Zimmer für Euch bestimmt. Hier verfallet Ihr meinem Dolche. Ihr könnt hier schreien, es hört Euch Niemand durch die dicken Mauern und die schweren Doppelthüren. Ihr könnt nicht fliehen, denn Ihr seid in fünf Minuten eine Leiche, die ich heute Abend in's Meer zum Fraß der Fische werfen lasse. So wie ich's lange vorhergesehen und geplant hatte, ist Alles gekommen. Ihr reist Euerem Wunsche gemäß incognito und allein, und wenn diejenigen, die Euch in Jerusalem suchen, Euch vermissen, so haben Euch Beduinen auf dem Wege angefallen und Euch Geld und Leben genommen. Versteht Ihr mich?"

Rabbi Jesaja wollte reden, aber es gelang ihm nicht, zu Worte zu kommen.

Mit gezücktem Dolch trat der Wütherich auf Rabbi Jesaja zu und wollte ihn durchbohren. Da fiel Rabbi Jesaja auf die Kniee und suchte die Mordgier seines Todfeindes durch einige Worte zu besänftigen; es war umsonst.

„Schenkt mir nur noch eine einzige Viertelstunde. Gestattet, daß ich noch vor dem Tode meine Sünden vor Gott bekenne und noch ein einziges Mal bete, dann werde ich ohne Widerrede mich Eurem Todesurtheil unterziehen. Thut es um der Liebe und Achtung willen, die — — —"

„Laßt das Geschwätz! Ich gewähre Euch noch eine Frist nicht nur von einer Viertel, sondern sogar von einer halben Stunde. Seht auf die Sanduhr, wenn sie abgelaufen ist, bin ich wieder da und dann ist Euere Lebensuhr auch abgelaufen. Benützt aber die kostbaren Minuten nicht zu eitlen Fluchtversuchen. Ihr seid hier lebendig begraben, selbst wenn ich nicht käme und Euch diesen Dolch in die Brust stieße. Aber ich werde kommen und es wird keine Minute längere Frist gewährt."

Mit diesen Worten näherte er sich rasch der eisernen Thüre ohne Schloß und Riegel, öffnete sie geräuschlos durch einen geheimen Mechanismus; geräuschlos schloß sich die Thüre und Rabbi Jesaja war allein.

Rabbi Jesaja brach buchstäblich zusammen unter der Wucht der Erlebnisse, die in den letzten Minuten auf ihn eingestürmt waren. Der Athem stockte, die Pulse hämmerten, das Herz zitterte bei der bloßen Vergegenwärtigung dessen, was er soeben erlebt hatte und was ihm in wenigen Minuten bevorstand. War Alles nur eine Täuschung? Ein schwerer Alp, ein drückender Traum, wie er deren so oft in den letzten Jahren gehabt hatte? Er preßte die Hände an die pochenden Schläfen, als wolle er das schwindende Bewußtsein zurückhalten und verfiel in ein minutenlanges tiefes Nachsinnen, das durch nichts, als durch das leise Geräusch des aus der Sand-Uhr herabrinnenden Sandes unterbrochen wurde.

So hatte sich Rabbi Jesaja sein Zusammentreffen mit Wolf Proßnitzer nicht vorgestellt. Er konnte nicht umhin, sich zu gestehen, daß ihn seine Menschenkenntniß, auf die er so fest vertraute, bei der Beurtheilung Proßnitzers doch getäuscht habe. Daß er ihn persönlich nicht wieder erkannt hätte, während Proßnitzer ihn sofort erkannte, hatte für Rabbi Jesaja nichts auffälliges. Dasselbe war ja aus demselben Grunde bei Joseph und seinen Brüdern der Fall. Proßnitzers Gesicht war noch bartlos, als er Frankfurt verließ, während Rabbi Jesaja dieses Gepräge des Mannesalters damals wie jetzt besaß. Aber daß er sich so über den eigentlichen, inneren Menschen, über Charakter und Gesinnung Proßnitzers so vollständig täuschen konnte, dünkte ihm fast unmöglich. Und doch war die augenscheinliche Unmöglichkeit traurige, unleugbare Wirklichkeit! Wie hatte dieser Mensch noch die ganzen, jüngsten sieben Tage die Rolle des gastlichen, leutseligen und liebenswürdigen Wirthes gespielt, und nun plötzlich seine wahre Gestalt gezeigt! Auch die Gemeinde mit ihren Gelehrten und Weisen hatte sich von diesem Menschen täuschen lassen, der nicht davor zurückschreckt, sein Lehrer aus niedriger Rachsucht niederzustechen! Ein Mörder, Vorsteher der Gemeinde von Jaffa! Das war Rabbi Jesaja das unerträglichste, daß sein Hinscheiden von dieser Welt einen Menschen mit der schweren Sünde des Mordes belasten solle. Den Tod an und für sich hätte er nicht gefürchtet, er war stündlich auf ihn vorbereitet. Er hatte ja deshalb das heilige Land aufgesucht, um in seiner Erde begraben zu werden. Daß er dieses Ziel erreicht hatte, dankte er zuallernächst dem himmlischen Vater aus der ganzen Tiefe seines Herzens. Freilich wollte der Mörder den Leichnam in die See werfen, um jede Spur seiner Unthat zu verwischen;

aber das nicht zu thun, war die einzige Bitte, die Rabbi Jesaja an seinen Mörder stellen wollte. Er hoffte sicher, daß er sie ihm nicht abschlagen werde. Der Transport der Leiche nach dem Meere, das noch eine beträchtliche Strecke von dem Thatort entfernt war, erforderte ja viel mehr Weitläufigkeiten, als die Bestattung am Platze der That, etwa im Hofe des Hauses.

In Wehmuth gedachte er der fernen Gattin und seiner Kinder, von welchen er sich im Geiste verabschiedete. Aber ein Blick auf die neben ihm rauschende Sanduhr erinnerte ihn, daß schon mehr als die Hälfte der ihm eingeräumten Zeit verstrichen sei. Unter heißen Thränen sprach er das Sündenbekenntniß und dann den ersten Abschnitt des Schemagebets.

Er erhob sich, nachdem er geendet, von seinen Knieen und sprach zum Schluß die Bitte, mit der er allnächtlich sein Nachtgebet einleitete:

„Ribaunau schel Aulom! Meister der Welt! Ich verzeihe und vergebe Jedermann, der mich erzürnt, gekränkt, oder sonst gegen mich gefehlt hat, betreffe es meine Person, mein Vermögen, meine Ehre oder was mir sonst zusteht, es möge Jemand aus Zwang, aus freiem Willen, aus Irrthum oder im Uebermuth, mit Worten oder Thaten gegen mich gefehlt haben, ich verzeihe jedem Sohne Israels und auch sonst möge kein Mensch meinetwegen bestraft werden, auch Wolf Proßnitzer nicht, der mich zu tödten im Begriffe steht, weil ich ihm sein Lebensglück getrübt habe. Verzeihe meine Sünden, und besonders die an Wolf Proßnitzer durch meine Schuld verübte Verstümmelung lösche hinweg mit Deinem großen Erbarmen. Amen. So möge es Gottes Wille sein. Sela. —“

XV.

Während Rabbi Jesaja dieses Gebet mit heißer Inbrunst und unter reichlichen Thränen zum Himmel emporsandte, war die Sanduhr abgelaufen, ohne daß es der Beter merkte. Mit dem Gesicht zur Wand und dem Rücken der Eingangsthüre zugewandt, hatte er auch nicht gehört, wie sich diese öffnete und Proßnitzer leise eingetreten war. Ehrerbietig blieb er einige Schritte entfernt hinter seinem Lehrer stehen und hatte so jedes Wort dieses letzten Gebetes gehört.

„Vater, Vater!" schrie Proßnitzer plötzlich, „Wagen Israels und seine Reiter! Verzeiht, verzeiht, edler, theurer Lehrer, was ich einst vor Jahren und was ich Euch jetzt gethan habe. Gestattet, daß ich zu meiner Rechtfertigung Euch mein Benehmen gegen Euch von Anfang bis auf diese Stunde erzähle und erkläre, damit es Euch leichter fällt, mich zum Guten zu beurtheilen."

Bei diesen Worten legte Proßnitzer seinen orientalischen Ueberwurf ab und stand nun in deutscher Kleidung da; seinen Kopfbund vertauschte er gegen ein schwarzes Sammtkäppchen und nöthigte seinen Lehrer, auf der hölzernen Bank Platz zu nehmen.

Jetzt erst erkannte Rabbi Jesaja seinen einstigen Hausbochur wieder. Aber die neue Aufregung hatte ihn derart erschüttert, daß er unfähig war, ein Wort zu sprechen. Er ließ sich schweigend auf die Holzbank nieder, und Proßnitzer begann:

„Ich habe schwer, schwer gegen Euch und Euer ganzes Haus gesündigt, und unsägliche Trübsal über die Häupter meiner edlen Wohlthäter gebracht, aber ich habe auch hart da-

für gelitten. Mein Vater, gesegnet sei sein Andenken, fragte mich eines Tages brieflich an, ob ich bei einem Frankfurter Bankhaus auf ganz kurze Zeit zweitausend Gulden für ihn leihen könne, er werde sie vielleicht schon in vierzehn Tagen, jedenfalls aber in einem Monat gegen hohe Zinsen zurückzahlen. Es handle sich um eine augenblickliche Krise, der er aber vollständig durch den Besitz von zweitausend Gulden an baarem Gelde vorbeugen könnte. O, hätte ich Euch, edler Wohlthäter von zahllosen Armen und Hilfesuchenden, doch von der ganzen Sache Mittheilung gemacht, Ihr hättet mir sicher mit Rath und That beigestanden, statt dessen that ich im jugendlichen Leichtsinn, was ich gethan habe. Ich nahm Euere theueren Silber- und Goldschätze, lieh mir darauf die nöthige Summe und konnte sie bald zurückbringen und die verpfändeten Werthsachen wieder an ihren Platz stellen. Es war zu spät. Wie oft wollte ich Euch Alles eingestehen und fußfällig um Euere Verzeihung bitten. Einmal war ich sogar deshalb schon bei Euch in Euere Lernstube eingetreten, aber eine falsche Scham hielt mich zurück und es folgte, was nun folgte."

Rabbi Jesaja seufzte tief auf, Proßnitzer, der diesen Seufzer verstand, fuhr fort: „Ihr habt Euch über Alles, was geschehen ist, keinerlei Vorwurf zu machen. Ihr habt mich niemals angeklagt, Ihr hättet, wenn Ihr gewußt hättet, wer Euch Euere Werthsachen gestohlen, tausendmal lieber den Verlust ertragen, als mich der Polizei übergeben. Ihr habt ja nicht einmal den Dieb verklagt, Ihr habt Euch nur an die städtischen Gerichte gewandt, daß sie Euch behilflich sei, dem Thäter auf die Spur zu kommen. Das Alles weiß ich. Ich weiß, wie Ihr Euch gehärmt habt, wie Euch diese unglückliche That von Frankfurt fortgetrieben hat, wie Ihr auch in Prag

keine Ruhe fandet, und sie erst hier im heiligen Lande wiederzugewinnen denkt."

Ein heftiges Schluchzen nöthigte Proßnitzer innezuhalten. Rabbi Jesaja benützte die Pause, um Proßnitzer zu fragen, woher er denn, trotz seiner Abwesenheit von Frankfurt, so genau über dies Alles unterrichtet sei.

„Ich kann Euch diese Frage nicht beantworten, wenigstens nicht vollständig. Nur soweit darf ich Euch sagen, daß mich die That von dem Augenblick an, wo ich sie begangen hatte, unsagbar gedrückt und unglücklich gemacht hat. Ich konnte das Geheimniß nicht allein tragen; das Herz wäre mir gebrochen. Deshalb habe ich sie einem Freunde anvertraut, nachdem wir uns vorher durch Handschlag und Cherem (Bann) unverbrüchliches Stillschweigen gelobt hatten. Auch heute darf ich den Namen nicht nennen; es ist ja der Name eines Hehlers, der für so verwerflich als der Stehler gilt. Dieser Freund hat mich fortwährend über Alles unterrichtet, er schreibt mir noch heute regelmäßig, er war auch der erste, der mich von Euerer Reise unterrichtete. Aber, daß Ihr längst den Wunsch gehegt habt, hier Euere Tage zu beschließen, das war mir aus Euerem eigenen Munde bekannt und deshalb war mein Sinnen und Trachten darauf gerichtet, nach Erez Israel zu kommen. Hier hoffte ich Euch sicher früher oder später zu finden. Was ich an Verachtung, Entbehrung und Kümmernissen jeder Art zu ertragen hatte,, vom Tage meiner Ausweisung an bis ich hier landete, das will ich Euch ein anderes Mal erzählen. Ich trug die entehrende Verstümmelung der Diebe im Gesichte und wurde überall als solcher behandelt, bis ich auf meinen Streif- und Querzügen einen Mann fand, der sich als Zauberer, Kurpfuscher und Wunderdoktor ausgab. Dieser gab mir. ein

Mittel, welches das Wachsthum der Haare fördert und das ich mit Erfolg anwandte. Nach wenigen Wochen hatte ein dichter Haarwuchs die verstümmelte Stelle so vollständig verhüllt, daß seitdem Niemand das Schandmal gesehen hat. Meine eigene Frau weiß nichts davon."

„Aber um Himmelswillen, Proßnitzer," unterbrach ihn Rabbi Jesaja, „wenn Ihr ein Baal Teschuba seid, warum wolltet Ihr plötzlich das ganze Werk Eueres Lebens zerstören und einen Mord an mir, Euerem Lehrer begehen?"

„Glaubet Ihr wirklich, daß ich Euch hier ermorden würde?"

„Allerdings glaubte ich es; was hätte ich auch anders nach Euerem ganzen Auftreten annehmen sollen? Wie Ihr mich seht, bin ich ein Mann, der mit der Welt vollständig abgeschlossen hat, ich hatte ja schon das Sündenbekenntniß gesprochen und hatte bereits meine Seele Gott überantwortet, jeden Augenblick des Todes durch Eueren Dolch gewärtig; und Ihr fragt noch, ob ich wirklich an Eueren Ernst glaubte?"

„Verzeiht, edler Lehrer und Meister, Ihr könnt nicht wissen, wie Ihr mich durch diese Worte hochbeglückt; aber ich werde mich sofort erklären. — Unter allen Bekümmernissen meines unstäten Lebens war keines drückender, als das Bewußtsein von dem Gram, den ich Euch bereitet habe. Ich wußte, daß Euer hochsinniger Edelmuth gar nicht an das schwere Unrecht denkt, das ich Euch zugefügt habe, Euch beschäftigt nur der Gedanke an das, was Ihr so mittelbar zur Gestaltung meines unglücklichen Geschickes beigetragen habt. Und wenn ich Euch zehnmal jeder Schuld an dem, was ich doch ausschließlich selbst verschuldet, freisprechen würde, Ihr würdet Euch schuldig und der Sühne bedürftig glauben. Wenn ich

Euch in aller Form erkläre, daß ich Euch Alles verzeihe und vergesse, falls ich Euch überhaupt etwas zu vergeben hätte, Ihr würdet Euch doch nur von der Schuld mir gegenüber frei dünken, aber was Ihr Gott gegenüber verschuldet zu haben glaubt, das läge immer noch wie ein drückender Alp ungesühnt auf Euerem edlen Herzen. Es lag mir aber daran, ein Mittel zu finden, durch welches selbst die peinlichste Gewissenhaftigkeit Euch rein und frei sprechen muß vor Gott und den Menschen. — Dieser Gedanke beschäftigte mich ohne Unterlaß, auch als sich mein äußeres Geschick erträglich und dann sogar glänzend gestaltet hatte."

Die Erinnerung an das, was er erlebt und erlitten hatte in den langen Jahren, überwältigte Proßnitzer derart, daß er einen Augenblick innehalten und sich sammeln mußte, um nicht den Faden zu verlieren. Dann fuhr er fort:

„Zwei Jahre mußte ich hart arbeiten, bis ich mir Pfennigweise die zur Ueberfahrt erforderliche Summe sammelte. Als ich aber den Boden des heiligen Landes betreten hatte, hat sich mein äußeres Geschick sofort zum Guten gewendet. Ich ging direkt vom Hafen in's Bes Hamidrasch. Dort wurde merkwürdigerweise gerade derselbe Traktat im Talmud gelernt, den wir bei Euch in den letzten Jahren meines Frankfurter Aufenthaltes durchgenommen hatten. Und wunderbarer Weise warf der vortragende Rabbi eine scharfsinnige Frage auf, die Ihr gefragt und in so glänzender Weise beantwortet hattet. Niemand wußte eine Antwort auf die aufgeworfene Frage. Ich erhob mich und fragte, ob es einem soeben angekommenen Fremden erlaubt sei, ein Wort zu sprechen. Als mir die Erlaubniß ertheilt wurde, legte ich Euere geistvolle Darstellung des Gegenstandes dar, die mir so geläufig war, als ob ich sie

erst jetzt aus Euerem Munde gehört hätte. Dieser Umstand entschied über meine Zukunft. Die Gemeinde kam mir mit großer Liebe und Hochachtung entgegen und der reichste Mann in Jaffa, Rabbi Moses Sassun, erwählte mich zu seinem Schwiegersohne. Ich trat in das Geschäft meines Schwiegervaters ein, das nach seinem Tode ganz in meine Hand überging. Der Himmel hat meine Ehe mit vier Söhnen und zwei Töchtern gesegnet. Es fehlte nichts zu meinem Glück als die innere Seelenruhe, die mir der fortwährende Gedanke an Euch verscheuchte. — Es war vor drei Jahren am Sabbat Parschat Bambar. Ich studierte am Sabbat-Nachmittag das heilige Soharbuch zu dieser Sidra und traf dabei auf einen merkwürdigen Ausspruch, den ich in früheren Jahren von Euch erwähnen hörte. Derselbe lautet:

„Es ist ein Geheimniß Gottes, daß es Sünden giebt, die nicht gesühnt werden, bis der Mensch von der Welt scheidet, denn so ist es gesagt: Diese Sünde wird Euch nicht gesühnt, bis daß Ihr sterben werdet. Weiht sich aber Jemand selber dem sicheren Tode und übergiebt sein Leben dem Jenseits, so ist es, als sei er von dieser Welt geschieden; über einen solchen erbarmt sich der Heilige, gesegnet sei Er, mit Recht, um ihm seine Schuld zu sühnen."

„Ich erinnere mich ganz sicher, aus Euerem Munde diesen Soharspruch gehört zu haben, und wie Ihr das Glück desjenigen priesest, der einmal in die Lage käme, sein Leben Gott hinzugeben, ihm werde dafür jede Schuld ganz verziehen, vorausgesetzt, daß derselbe sonst als Gerechter lebt.*) Seitdem habe ich darüber nachgedacht, wie es, falls mir Gott die Gnade

*) In dem nach dem Tode R. Jesajas veröffentlichten Hauptwerke unseres Helden, „im Schelah", findet sich S. 61 (Amsterdamer Ausgabe) diese Soharstelle und obige Erklärung.

gewährt Euch je wiederzusehen, möglich wäre, eine Situation zu schaffen, die Euch sicher glauben läßt, es handele sich darum, das Leben zu verlieren und so Euere Seele Gott hinzugeben. Deshalb bedrohte ich Euch mit dem Tode, um Euch so der Verzeihung und der Sühne Gottes selbst Euerer Ueberzeugung nach sicher zu wissen. Werdet Ihr mir diese meine Handlungsweise gegen Euch verzeihen?"

Rabbi Jesaja traten die Thränen in die Augen. Er erhob sich, warf sich Proßnitzer an die Brust und küßte ihn auf die Stirne.

„Du hast weise und edel gehandelt, mein Sohn, und mir endlich die Ruhe und Sühne verschafft, die ich so lange vergeblich gesucht habe. Mögest Du in dieser Zeitlichkeit und für die Ewigkeit die Befriedigung finden, die Deine Weisheit und Güte mir bereitet hat." — — — — — — — — — — —

Wir brauchen nicht noch hinzuzufügen, daß Rabbi Jesaja bis nach Verlauf der Sukkot-Tage bei seinem Schüler verblieb und dann die heilige Stadt aufsuchte. Dort vollendete er sein großes Werk „Die beiden Bundestafeln" und erreichte ein Alter von nur sechszig Jahren. Seine Nachkommen führen ihren Stammbaum bis zu diesem ihrem berühmtesten Ahnen zurück. Ihnen hat er sein großes, monumentales Werk gewidmet. Aber dasselbe ist heiliges Gemeingut der ganzen Diaspora geworden. Sie nennt ihn nach der Abreviatur dieses seines Werkes mit dessen Namen „Scheloh" und hat ihm in sinniger Würdigung seines gottgetragenen Lebenswandels den Beinamen „Der Heilige" „Scheloh Hakodausch" stillschweigend zuerkannt.

II.

Träume.

II.

Rabbi Joël Katzenellenbogen und Rabbi Moscheh-Charif saßen über einem schwierigen Stück Talmud in der Klaus — wo sag ich nicht — zu N. N. — Sie saßen, ist eigentlich nicht ganz correkt; sie standen an einem großen Pult einander gegenüber. Einen größeren Gegensatz, als diese beiden Männer auch in ihrem äußeren Auftreten, konnte man sich kaum denken. Rabbi Joël war von kurzer, gedrungener Statur mit entschiedener Anlage zur Corpulenz; Rabbi Moscheh war eine lange, hagere Gestalt mit einem der bleichen Gesichter, wie sie Cäsar fürchtete. Aber es lag so viel Herzensgüte und helle Weisheit in jedem Zug des langen Gesichts, daß ein Blick auf dasselbe genügte, um es dem Beschauer sympathisch zu machen. Rabbi Joël war reich, Rabbi Moscheh arm. Aber das war ein Gegensatz, der in der Klaus nie zur Geltung kam. Rabbi Moscheh konnte es nie warm genug im Zimmer haben, Rabbi Joël nie kalt genug. So groß beide in der Kenntniß der Thora waren, und so hoch sie sich im tiefsten Herzen wegen dieser ihrer Gelehrsamkeit achteten, so war dennoch auch in dieser Hinsicht Verschiedenheit und Gegensatz genug vorhanden. Rabbi Joël war groß durch seine ungewöhnliche Belesenheit, die von einem ungemein guten Gedächtniß unterstützt wurde. Rabbi Moscheh aber überragte ihn durch seinen seltenen Scharfsinn, der ihm auch den Ehrennamen Charif eingebracht hatte. Rabbi Joël war dem ent-

sprechend mehr für das cursorische Studium des Talmud und der Poskim, während Rabbi Moscheh mehr für das statarische Vertiefen in jede Pièce, mehr für das multum als für das multa sich begeisterte.

Rabbi Joël war ein Schüler von Rabbi Akiba Eger, Rabbi Moscheh ein Schüler von Rabbi Moscheh Sofer. Rabbi Joël war in seinem Innern so fest davon überzeugt, daß Niemand richtig ein Stück Gemoro verstehen kann, der nicht bei Rabbi Akiba Eger, die Jeschiba besuchte, wie Rabbi Moscheh dieselbe Ueberzeugung von demjenigen hatte, der nicht bei Rabbi Moscheh Sofer gelernt hat. Diese Männer waren die erbittersten Gegner und die intimsten Freunde in einer Person. Was der eine behauptete, bestritt der andere, wenn aber die Behauptungen des Einen von einem Dritten angegriffen worden, so leistete ihm der andere sofort werthvollen Sukkurs. In der Klaus konnte in der Hitze des Gefechtes der eine über den andern die Zähne knirschen und die Hand gegen ihn erheben; in Familien- und Gemeindeangelegenheiten gingen sie beide Hand in Hand, wie es zwei alten Freunden zukommt. — Endlich waren es noch zwei Momente, welche den Contrast zwischen diesen beiden Männern vervollständigten. Rabbi Moscheh war auch in weltlichen, profanen Dingen nicht unerfahren, las populäre Schriften und jeden Tag seine Zeitung, so daß er auch in politischen Dingen ein gesundes, zutreffendes Urtheil hatte. Rabbi Joël las auch seine Zeitung, natürlich eine conservative, während Rabbi Moscheh auf eine radikale abonnirt war, aber in das politische Gebiet vertiefte er sich weniger. Er las die Inserate, die Unglücksfälle und Verbrechen, sowie die Stadtneuigkeiten, den politischen Theil streifte er nur, wenn besonders wichtige Ereignisse die allge-

meine Aufmerksamkeit beschäftigten. Da er auf diese Weise R. Moscheh in politischen Diskussionen nicht gewachsen war, so nahm er oft zur Phantasie seine Zuflucht. Er beobachtete die Welthändel von dem Standpunkte der Klaus aus und ließ seiner Phantasie dabei oft so weiten Spielraum, daß er im Laufe der Jahre in seinen Berichten, Darstellungen und Folgerungen über alles das, was außerhalb seiner Folianten lag, sich etwas aneignete, was stark an den seligen Münchhausen erinnerte. Rabbi Moscheh war dagegen ein nüchterner Kopf, der die politischen Extravaganzen seines Partners lächelnd hinnahm und sie höchstens durch eine feine, lakonische Gegenbemerkung parirte.

Einen einzigen Punkt gab es, der aus feinem Taktgefühl niemals in dem Verkehr der beiden Männer zur Sprache gekommen war, und der wie ein kalter Schatten zwischen beiden Freunden schwebte; das war die Verschiedenheit der Vermögensverhältnisse. Rabbi Joël und Rabbi Moscheh waren beide Kinder blutarmer Eltern. Rabbi Joël's Vater war Dienstmann und Rabbi Moscheh's Vater Hausirer. Beide waren in der Stadt geboren, in der sie auch später als Klausrabbiner angestellt wurden. Beide waren sie schon als Kinder in treuer Freundschaft verbunden. Da ging eines Tages die wunderbare Mähr durch die Gemeinde, daß der Dienstmann Katzenellenbogen über Nacht ein steinreicher Mann geworden sei; aber Niemand wußte und weiß bis auf den heutigen Tag, woher dieser plötzliche Reichthum stammte. Obwohl die tadellose Ehrenhaftigkeit des alten Katzenellenbogen jeden Verdacht einer Unreellität ausschloß, obwohl selbst ein abgefeimter Spitzbube es ohne Einbruch und Todtschlag kaum anzufangen gewußt hätte, so plötzlich ein so ansehnliches Vermögen zu er-

langen, so wäre es doch nicht möglich gewesen, die bösen Zungen in Ruhe zu halten, wenn der selige Oberrabbiner nicht jedem erklärt hätte, er wisse ganz genau, woher der Katzenellenbogen'sche Reichthum stammt und es hafte demselben auch nicht der leiseste Schatten eines Unrechts an. Das Gegentheil sei der Fall. Wenn man die Details kennt, wie sie ihm Katzenellenbogen unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgetheilt habe, so müsse man den Biedermann noch höher achten, als es heute allgemein geschieht. Seitdem waren 50—60 Jahren verflossen. Rabbi Joël's Vater war schon vor mehr als dreißig Jahren gestorben. Außer Rabbi Moscheh dachte vielleicht Niemand mehr daran, sich an Rabbi Joël's Reichthum zu stoßen. Da die plötzliche Wendung in dem Geschick der Familie Katzenellenbogen sich zu einer Zeit vollzog, in welcher Rabbi Joël noch ein Kind war, so glaubte R. Moscheh, daß sein Freund selber über die Details dieser wunderbaren Begebenheit nicht unterrichtet sei. Sie blieb unerörtert. Die beiden Freunde lebten, lernten, diskutirten seit vielen Jahrzehnten zusammen. Es wußte jeder ganz genau, wie viel harbe Rambams der andere auf Lager hatte, wie sie recht zu machen, und welche Einwürfe gegen die Richtigstellung zu erheben seien; sie behandelten die orientalische Frage, Schutzzoll und Freihandel, den preußisch-österreichischen Krieg vom Jahre 66 und noch viele andere Themata jeder von seinem Standpunkte, sie zogen alles Mögliche und Unmögliche in den Kreis ihrer Diskussion, nur den einzigen Punkt berührten sie niemals.

Als wir die Freunde über ihrem schweren Stück Gemoro stehend fanden, war eine besonders politisch erregte Zeit in Deutschland. Es war im Hochsommer des Jahres 66 kurz nach Tischo-be-Ab, als gerade der Entscheidungskampf zwischen

Oesterreich und Preußen auf den böhmischen Schlachtfeldern gekämpft wurde. Rabbi Moscheh Charif hatte für die Preußen Partei genommen, also stand Rabbi Joël auf Seiten der Oesterreicher. Vielleicht hätten sie das Stückchen Gemoro weniger „kritisch und steinig", wie die Termini lauteten, gefunden, wenn ihre Aufmerksamkeit nicht durch die Tagesereignisse von dem ernsten Studium mehr als sonst abgelenkt worden wäre.

Es war Nachmittags 4 Uhr. Rabbi Joël hatte sich heute etwas verspätet, und war ganz echauffirt mit einer neuen Nachricht vom Kriegsschauplatz in die Klaus gekommen. „Die Preußen haben wieder eine gewaltige Niederlage erlitten," mit diesen Worten war Rabbi Joël eingetreten und traf seinen Freund bereits vor den geöffneten Folianten. „30 000 Todte, 20 000 Gefangene, 10 Fahnen und 125 Kanonen verloren, das setzt sich nicht in die Kleider," meinte Rabbi Joël und fixirte dabei die Mienen seines politischen Gegners, um den Eindruck zu konstatiren, den diese Nachricht offenbar bei ihm machen mußte.

Als Rabbi Moscheh ganz kalt blieb und nichts darauf erwiederte, fühlte sich Rabbi Joël verpflichtet, den Eindruck seines Berichts noch durch ein paar kräftige Worte zu unterstützen, indem er die Möglichkeit andeutete, daß noch eine solche Schlappe genügte, um den Krieg zu beendigen. Rabbi Moscheh, der seinen Freund kannte und wohl wußte, daß es ihm in politischen Dingen um eine Handvoll gewonnener oder verlorener Schlachten nicht ankam, glaubte diese offenkundigen Münchhausiaden nicht besser, als durch völlige Nichtbeachtung widerlegen zu können. Er that so vertieft in einen schweren Mahram Schiff, als ob er von alledem kein Wort gehört hätte. Rabbi Joël deutete dieses Schweigen als Zeichen der Unfähig-

keit dieser Macht der Thatsachen gegenüber etwas zu entgegnen, holte triumphirend seine Gemoro, schlug sie etwas lauter auf den Tisch, als er es zu thun pflegte, wenn kein Bericht einer verlorenen Schlacht vorangegangen war, und murmelte halblaut zu seinem vis-à-vis hinüber: „n' Spaß, 30 000 Todte!"

Jetzt richtete Rabbi Moscheh seine klugen Augen auf seinen Freund und Berichterstatter. Um den Mund spielte ein überlegenes Lächeln, das sich schlechterdings nicht als Zeichen der Demüthigung und Niedergeschlagenheit über die preußischen Verluste deuten ließ.

„Wann war eigentlich die Schlacht, von der Du da erzählst?"

„Wann? Heute Vormittag."

„Woher weißt Du denn schon das Alles so genau?"

„Woher? An der Börse steht's angeschlagen; jedes Kind kann Dir's erzählen."

„Du warst doch nicht an der Börse, woher weißt Du's denn?"

„Ich sag' Dir ja, die Spatzen auf den Dächern erzählen es."

„Auf die Spatzen kann man keine Kaschjo fragen; aber wie kann ein Mensch, der seinen vollen Sechel hat, solche Narrischkeiten für baares Geld nehmen? Ich frage nicht, wie kann man von heute Morgen bis Nachmittag 4 Uhr 30 000 Mann todt schlagen, so und so viel Gefangene machen, genau ausgerechnet so und so viel Kanonen und Fahnen wegnehmen, das frage ich nicht, weil ich noch in keiner Schlacht war und nicht weiß, wie schnell oder langsam das geht. Aber ich frage Dich, wie hat man die Todten und Gefangenen von heute Morgen

bis jetzt nur zählen können, und hat's noch hierher telegraphiren können, und Du weißt's wohl schon zwei Stunden?"

Auf einen so vernichtenden Einwand war Rabbi Joël allerdings nicht gefaßt. Er versuchte nur einige Ausreden, um wenigstens pro forma sich mit Anstand aus der Patsche zu ziehen und entgegnete:

„Du weißt's jedenfalls wieder besser; wenn die Preußen gesiegt hätten, wären alle Deine Kaschjes geentfert (beantwortet); es ist Schade für die Zeit, die wir mit diesem Hewel Hawolim verbringen."

Mit diesen Worten schlug Rabbi Joël seine Folianten auf, nahm eine kräftige Prise, als Zeichen, daß mit dem einleitenden profanen Vorpostengefecht geschlossen und das eigentliche Studium begonnen wurde.

Aber Rabbi Moscheh war doch nachdenklich geworden. Etwas konnte möglicherweise doch an der preußischen Niederlage sein. Er wollte sich für den Fall einer Bestätigung der Nachricht auf alle Fälle den Rücken decken und bemerkte:

„Angenommen es wäre Alles so, wie Du da sagst. England hat aber auch noch ein Wörtchen in der Sache mitzureden, und England steht fest zu Preußen."

„So? und ich sag' Dir, alle meine Sonnim sollen so fest stehen, wie das Bündniß zwischen England und Preußen. Hast Du nicht die Geschichte von der goldenen Wiege gelesen?"

„Ich weiß nichts von einer goldenen Wiege; was ist das wieder für eine Schmuo?" fragte lächelnd Rabbi Moscheh, der wohl wußte, daß es sich wieder um eine Aufschneiderei handelte, die man nicht beweisen und nicht widerlegen konnte, und mit deren Hilfe sein Partner wieder als Sieger hervorgehen werde.

„Du weißt nicht was in der Welt vorgeht und redest aber doch mit, wie einer, der Alles weiß. Also, die Prinzessin von Wales hat einen Jungen bekommen, es ist noch keine acht Tage her, die Prinzessin ist noch im Wochenbett. Als die telegraphische Nachricht nach Berlin kam, hat ihr die Königin von Preußen sofort durch einen Courier Massel tof sagen lassen und hat ihr als Kindbettgeschenk eine goldene Wiege geschenkt. Und was meinst Du, was sie in London gethan haben? Mit umgewandter Post haben sie die Wieg' wieder nach Berlin geschickt! Da hast Du die Freundschaft zwischen England und Preußen. En Chibusch, daß Preußen gern mit England gut stehen möcht', aber England will von Preußen nichts wissen."

Die Münchhausiade war nun Rabbi Moscheh doch zu bunt.

„Woher weißt Du denn wieder diese Maase? die dürfte im Zemach David stehen."

„Was, im Zemach David? In allen Zeitungen ist sie gestanden, aber Du siehst nur, was Dir in Deine Politik paßt; von Politik kann man mit Dir nicht reden. Wir wollen jetzt lernen."

Und sie lernten, wie wir sie ja bei unserem Eintritt in die Klaus antrafen. Das Stück Gemoro war schwer, Raschi nicht zu verstehen, Tosephot macht sich nichts wissen, aber ein Mahram Schiff war da, der schien absolut nicht lösbar zu sein. Man wußte nicht, was ihm schwierig war, und noch weniger wußte man sich die Antwort, die er gab, zurechtzulegen. Oesterreich und Preußen, ihre Siege und ihre Niederlagen, England und alle seine goldenen Wiegen waren jetzt versunken und vergessen. Wenn Rabbi Joël und Rabbi Moscheh ein

Königreich zu verschenken gehabt hätten, sie hätten es leichten Herzens demjenigen gegeben, der ihnen Peschat in dem Mahram Schiff sagte, aber so, daß beide davon befriedigt waren. Aber da der Gelehrte noch nicht geboren war, der es beiden hätte recht machen können, so versuchten sie in ihrer Weise die Schwierigkeit zu lösen. Die Politik war zwar jetzt abgethan, aber eine gewisse Gereiztheit war noch von dem einleitenden Wortgeplänkel geblieben. Deshalb war es für jeden doppelt schwer für seine Lösung des Räthsels auch die Zustimmung des anderen zu gewinnen.

Rabbi Joël hatte eine ganz neue, von Raschi's Erklärung abweichende Auffassung des schwierigen Themas versucht. Aber kaum hatte er begonen, so fiel ihm Rabbi Moscheh in die Rede mit dem bloßen Wort: „Chalaumes (Träume)!"

„Laß mich nur einmal wenigstens ausreden."

„Ich weiß schon, wo Du hinaus willst, es sind Chalaumes."

„Und wenn es Chalaumes sind, so höre einmal meinen Cholom an. Glaubst Du nicht an Träume?"

„Nein, an Träume glaube ich nicht."

„Dann bist Du ein Apikores, Du bist mechullel gegen Schaß und Poskim."

„Das ist nicht wahr. Unsere Chachomim waren selbst darüber getheilter Meinung, und es bleibt jedem unbenommen, es mit dem einen oder anderen zu halten."

Rabbi Joël schwieg, was sonst nicht seine Weise war. Einige Minuten sah er unverwandten Blicks in seinen Folianten, als suche er etwas darin. Ein Blick Rabbi Moscheh's überzeugte diesen, daß seinen Freund und Gegner ein seelischer Vorgang ungemein bewegte, den er sich nicht er-

klären konnte, und der jedenfalls mit dem vorliegenden Problem nichts zu thun hatte. Auch er schwieg.

Rabbi Joël brach das Schweigen zuerst. Aber seine Stimme zitterte vor innerer Erregung. Er fing an:

„Ich glaube, daß meine Erklärung des Mahram Schiff die einzig mögliche ist, aber da Du sie nicht zu Ende hören willst, kann ich Dich nicht überzeugen. Aber daß Träume keine Schäume sind, daß sie wohl eine Bedeutung haben, das könnte ich Dir so klar und bündig beweisen, daß Du mir selbst Deinen bisherigen Irrthum zugestehen würdest."

„Da wäre ich wirklich begierig, Du weißt, ich bin ein maude al Hoëmmes. (Einer, der sich der Wahrheit fügt.)

„Wir wollen noch einmal darüber schlafen, und morgen früh will ich Dir den Beweis erbringen."

„Zum Lohn dafür," bemerkte Rabbi Moscheh, „muß ich Dir sagen, daß ich Deine Erklärung des Mahram Schiff gern zu Ende höre, wenn Du darauf bestehst; aber es ist nicht nöthig. Ich will sie Dir ganz genau sagen. Das Wenige, was ich von Dir davon gehört habe, hat mich überzeugt, daß es derselbe Weg ist, den ich auch einschlagen wollte."

Rabbi Moscheh trug nun seinem Freunde dessen eigene Erklärung so klar und bündig vor, daß er selber zugeben mußte: „Ja, so habe ich's gemeint, und warum sind das Chalaumes?"

„Warum? weil Du die Gemoro in Kidduschin übersehen hast, am Anfang des dritten Perek, diese würde in Widerspruch mit sich selber sein, wenn die Auffassung richtig wäre, die Du hast."

Inzwischen hatten sich die Leute zum Minchagebet eingefunden; die Freunde trennten sich mit den Worten: „Also Morgen früh nach Schul!"

Ihr Minchagebet verrichteten heute die Helden unserer Erzählung nicht mit der Andacht, die sie sonst erfüllte, und noch den ganzen Abend, ja die Nacht hindurch beschäftigte sie der Gegenstand ihrer Unterhaltung in so hohem Grade, daß sie ganz davon eingenommen waren. Rabbi Joël war Abends vor Maariw an der Reihe Mischnajos vorzutragen; aber er war so zerstreut, daß ihn einer der jüngsten Kollegen schon beim ersten Tosphot Jom tob schachmatt gemacht hatte, ohne daß ihm R. Moscheh zur Seite gestanden hätte. Dieser rüstete sich mit hieb- und schußfesten Waffen für den geistigen Ringkampf, der ihm morgen bevorstand. R. Joël will ihm über allen Zweifel beweisen, daß man an die Bedeutsamkeit der Träume glauben müsse? Wie ist das möglich? Nach dem frugalen Abendbrod nahm er sich seine Brochos-Gemoro vor, schlug den letzten Perek auf, der die Ansichten unserer Weisen über Träume ausführlich behandelt; es war Alles so, wie er gesagt hatte. Daraus konnte Rabbi Joël nichts beweisen. Allerdings sagt Rabbi Channa im ersten Perek: „Wenn sogar der Herr der Träume dem Menschen sagt, daß er morgen sterben müsse, soll man die Hoffnung auf Gottes Erbarmen nicht aufgeben." Dieses „sogar" spricht den Träumen allerdings eine große Bedeutung zu; aber Rabbi Joël mußte doch wissen, daß der Mharscho zur Stelle in diesem „sogar" ganz anders Peschat lernt und geradezu das Gegentheil daraus folgert. Obwohl Träume Schäume sind, so führt er ja aus, giebt es doch nichts so Gleichgiltiges, das uns nicht bestimmen sollte, es zum Gegenstand des Gebets zu machen. Sogar,

wenn der Herr der Träume dem Menschen seinen baldigen Tod ankündigt, so soll uns das doch bestimmen, Gottes Erbarmen anzurufen, obwohl die Träume nur Eitles verkünden.

Sollte es Rabbi Joël wieder mit einem seiner Phantasiestückchen versuchen wollen? Rabbi Moscheh ließ sie alle Revue passiren. Das stärkste war die Erzählung von der Schlacht bei Waterloo, an die R. Joël, weil er sie schon viele Jahre unzählige Mal erzählt hatte, selber so fest glaubte, daß er es keinem verziehen hätte, wenn Jemand durch das leiseste Lächeln ein Zweifel daran verrieth. Im Lauenburg'schen sei er damals stationirt gewesen und habe in später Nachtstunde über seinen Folianten gesessen, als ein Reiter in fliegendem Galopp an sein Häuschen herangesprengt kam und ungestüm Einlaß begehrt habe.

„Ihr seid der berühmte Rabbiner Katzenellenbogen?"

„Mein Name ist Katzenellenbogen, womit kann ich Ihnen dienen?"

„Lernt einen Schiur für mich, ich habe morgen eine große Schlacht zu schlagen, von welcher Sein und Nichtsein, von Völkern und Ländern abhängt. Hier habt Ihr einen Beutel mit Dukaten für Eueren Dienst. Wollt Ihr ihn mir erweisen?"

„Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?"

„Mein Name ist gleichgiltig, wollt Ihr oder wollt Ihr nicht? Die Zeit ist knapp, also?"

„Wie kann ich einen Schiur für Euch lernen, wenn ich Eueren Namen nicht kenne; ich muß sogar den Namen Eueres Vaters oder noch besser den Euerer Mutter wissen."

Da riß der fremde Reitersmann seinen Mantel auf, und indem er ihm den kaiserlichen Stern auf der Brust zeigte, flüsterte er leise: „Ich heiße Napoleon!"

Rabbi Joël hatte Geistesgegenwart genug, sofort die Brocho zu sprechen, die beim Anblick gekrönter Häupter vorgeschrieben ist, nahm den Schiur an, wies aber das Geld zurück, und erbat sich nur die Gnade, um freie Passage bei seinen verschiedenen Reisen. In Folge der vielfach aufgestellten französischen Postenketten war der Verkehr sehr schwer und nicht ungefährlich. Napoleon brachte einige französische Worte zu Papier, händigte sie Rabbi Joël ein, und verschwand so rasch wie er gekommen war. Jahre lang hatte Rabbi Joël das Papier aufbewahrt; es hatte ihm treffliche Dienste geleistet. Wo er es vorzeigte, öffnete man ihm Thoren, Thüren und Postenketten. Ein Blick auf dasselbe, hatte sofort die Weisung zur Folge: „Katzenellenbogen passirt!"

Diese und ähnliche Rabbi Joël'schen Schnurren gingen Rabbi Moscheh durch den Kopf. Es war ihm klar, Rabbi Joël mußte z. B. dieses Begegniß einmal in einem lebhaften Traume gehabt haben; es hatte sich aber bei ihm so festgesetzt, daß er im Laufe der Jahre nicht mehr Wahrheit von Dichtung zu unterscheiden vermochte. Sollte der morgen zu erbringende Beweis sich in ähnlichen Cirkeln bewegen? Aber Rabbi Joël war nur in allgemeinen, politischen und ähnlichen Gebieten ein Phantast, der dann den Mund etwas voller nahm, als er es vor seinem gesunden Menschenverstand verantworten konnte. Im persönlichen Verkehr und gar im Thorastudium war er der rechtlichste, wahrheitsliebende Mann, der mit Bewußtsein kein Haarbreit von der Wahrheit abgewichen wäre.

Als Rabbi Moscheh nach dem Frühgebet am andern

Morgen in die Klaus kam, erwartete ihn bereits Rabbi Joël. Sie gingen zusammen in das an die offizielle Klaus stoßende Nebenzimmer, um nicht gestört zu werden und schlossen es zur größeren Vorsicht noch ab.

„Warum schließt Du ab?" fragte Rabbi Moscheh. „Wir haben doch keine Sforim hier für den Fall, daß wir etwas einzusehen nöthig haben?"

„Für das, was ich Dir zu sagen habe, braucht es keine Bücher. Aber eins muß ich Dir vorausschicken. Ich weiß, daß Du manchesmal Zweifel in die Wahrheit meiner Worte setzest; auch wo Du mir es nicht sagst, sehe ich's Deinen Augen an. Aber — —"

Rabbi Moscheh unterbrach seinen Freund mit einer verbindlichen Entrüstung über eine solche Voraussetzung. Aber Rabbi Joël wußte ganz wohl, was er redete und auch wie ihn Rabbi Moscheh beurtheilte und fuhr fort:

„Aber diesesmal ist Alles bitterer Ernst, für dessen Wahrheit ich meinen Kopf einsetze. Unser Vater hat es uns in seiner Scheidestunde gesagt, es ist nie über meine Lippen gekommen, aber Dir wollte ich's schon lange offenbaren. Als uns unser guter Vater verlassen sollte, sammelte er uns um sein Lager, legte jedem segnend zum letzten Mal die Hände auf's Haupt und ermahnte uns zu allem Frommen und Guten. Dann fuhr er fort: Ihr müßt frömmer und bräver sein, als alle Menschen, denn Euch hat Gott ein Wunder durch mich erwiesen, das er selten Jemand erweist und das ich Euch zum Abschied erzählen will, damit auch Ihr es einst Euren Kindern erzählt, wenn über hundert und zwanzig Jahre die Stunde schlagen sollte, die Euch von Ihnen ruft."

„Du weißt," fuhr Rabbi Joël fort, „daß mein Vater,

der Friede sei mit ihm, keiner Unwahrheit fähig gewesen wäre; Du kannst Dir denken, daß er es in seiner Todesstunde noch weniger war, und daß ich mich an seinem Andenken versündigen würde, wollte ich für seine Redlichkeit und Wahrhaftigkeit erst Zeugniß ablegen. Obwohl schon dreißig Jahre seitdem verflossen sind, ist mir keines seiner Worte verloren gegangen, und ich erzähle Dir die ganze Geschichte mit seinen eigenen Worten wieder."

„Es war kurz vor Peßach im zehnten Jahre unserer Verheirathung; ein hartes, theures Jahr. Wir wohnten damals noch in der Entengasse, in einem kleinen, baufälligen Häuschen, an dessen Hinterseite ein großer, leerer Bauplatz stieß. Auf diesem Platze lagen Steine und Geröll in Hülle und Fülle und in der rechten Ecke stand ein großer Kirschbaum, der fast jedes Jahr Kirschen trug, die uns gehörten. So schwer wie dieses Jahr war es noch nie gefallen, die Mittel für den Peßach zusammen zu bekommen. Mazzos, Wein, Kleider für Kinder, Alles war unerschwinglich theuer; und das Geschäft warf nichts ab. Aber mit Gottes Hilfe, der uns gute Leute schickte, konnte ich von verschiedenen Seiten so viel zusammenborgen, daß wir den Peßach bekowed feiern konnten. Als wir am ersten Seder-Abend zu Tische saßen, sah Niemand unserem Tisch an, daß wir die Mazzos und den Wein noch schuldig waren, die ihr Kinder euch so gut schmecken ließet. Ihr wart noch alle klein und ihr schlieft durch den ungewohnten Genuß des Weines frühzeitig ein. Euere Mutter und ich waren am Ende noch allein wach, und als ich zum Schluß der Sederfeier mein Chumesch in die Hand nehme, Schir Haschirim zu sagen, rang sich ein schwerer Seufzer aus der Brust euerer Mutter, die euch das Alles bestätigen kann. Ich blicke erschreckt zu ihr

hin; sie aber sagte: „Es war nichts. Unser Seder war so schön, und ich denke mit Schrecken an die Zeit, wenn Peßach vorbei sein wird und wir unsere Schulden bezahlen müssen, ohne zu wissen, woher wir das Geld nehmen sollen."

„Ich wies sie zurecht, daß sie mit so trüben Gedanken sich den Jom tof verstöre und erinnerte sie an das Wort von Rabbi Elieser Hagadol: „Wer heute zu essen hat und für morgen sorgt, gehört zu den Kleinmüthigen." Sie stimmte mir bei und versprach, sie werde sich gewiß nicht mehr am Jom tof solchen Gedanken hingeben. Ich sagte dann mein Schir Haschirim und schlief dabei ein. Ich hatte den ganzen Tag als Bechor gefastet und schwer gearbeitet, wodurch ich müder als sonst war. Wie lange ich geschlafen habe, weiß ich nicht mehr, aber als mich Eure Mutter weckte, sagte ich ihr, ich hätte einen merkwürdigen Traum gehabt. Es sagte mir Jemand, ich sollte sobald als möglich nach Lundhofen auf das Feld gehen, wo wir jedes Jahr unseren Schmuro-Weizen schneiden, dort würde ich mein Glück machen. Am ersten Tag Peßach, als ich nach Tisch in unserem Lehnsessel mein Mittagsschläfchen hielt, hatte ich denselben Traum und in der zweiten Sedernacht träumte ich ihn zum dritten Male. Am zweiten Tag Peßach nach Schul gehe ich zum Raf — sein Andenken sei zum Segen — und erzählte ihm die ganze Geschichte und bat ihn um seinen Rath.

Derselbe sagte mir: „Warum solltet Ihr nicht thun, was Euch im Cholem geheißen wurde? Wie viele Wege macht ein Handelsmann auf's bloße Ungefähr hin? Den Weg nach Lundhofen kennt Ihr gut und das könnt Ihr schon riskiren. Nur den einen Rath gebe ich Euch: Außer Euerer Frau sagt jetzt und später keiner Seele auf der Welt von dem ganzen Handel."

So ging ich am ersten Tag Chol Hamoëd noch vor Anbruch des Tages mit etwas Schmuro-Mazzo in der Tasche nach Lundhofen, das drei Stunden von hier entfernt ist. Als ich an dem Felde anlangte, kam gerade der Ackerknecht des Hofbauers angefahren, um das Feld für den nächsten Schmuroweizen zu pflügen. Wir kannten uns von Ansehen, da wir schon mehrere Jahre uns beim Schneiden des Schmuroweizens gesehen hatten, aber keiner von uns beiden wußte den Namen des Anderen.

Der Knecht war nicht wenig erstaunt mich zu so ungewöhnlicher Zeit hier zu treffen und meinte, ich käme ein paar Monate zu früh. Ich sagte ihm, daß ich hier Jemanden erwarte und ging mit dem Knecht hinter der Pflugschaar her, immer die Blicke auf den Boden geheftet, in der Hoffnung, beim Pflügen einen Schatz zu finden. Um elf Uhr fuhr der Knecht nach Hause und lud mich ein mitzukommen und im Bauernhof einen Imbiß zu nehmen. Aber es war Peßach, wo ich ja nichts in einem fremden Hause genießen konnte, zudem fürchtete ich auch den Ort, wenn auch nur auf kurze Zeit zu verlassen, an dem ich mein Glück machen sollte. Um ein Uhr kam der Knecht wieder und meinte, mein Freund ließe mich lange warten. Ich leistete ihm wieder den ganzen Nachmittag Gesellschaft, immer die Augen auf die Furchen gerichtet, aber ich fand nichts. Mein Benehmen war dem Knecht auffällig und als er sich gegen sechs Uhr Abends zur Heimkehr rüstete, sagte er mir: „Ihr sucht etwas den ganzen Tag hier, habt Ihr vielleicht vorigen Herbst etwas auf dem Felde verloren?“

Mißmuthig wie ich war, antwortete ich dem biederen Knechte: „Allerdings suche ich etwas, ohne daß ich etwas verloren hätte. Fast schäme ich mich Euch meine Dummheit ein-

zugestehen, denn so ist vielleicht noch Niemand an der Nase herumgeführt worden, wie mir heute geschehen ist. Ich habe geträumt, ich solle auf dieses Feld gehen, da werde ich mein Glück machen und ich dummer Mensch habe mich von dieser Albernheit wirklich hierher narren lassen."

„Nehmt mir's nicht übel," sagte der Knecht, „da habt Ihr Euch wirklich in den April schicken lassen, was von Euch um so wunderbarer ist, da Ihr ein Hebräer seid, die doch sonst den Namen für gescheidte Leute haben. Mir hat schon einmal vor Jahr und Tag geträumt, ich solle nach N. gehen, dort wohne ein Mann Namens Katzenbogen oder Ellenbogenkatzen, oder Bogenkatzenellen, ich weiß das selber nicht mehr, hinter dessen Haus stehe ein schöner Kirschbaum, unter dem solle ich graben und ich würde dort einen großen Schatz finden, aber wie oft war ich seitdem schon in N., ich hätte die Geschichte ganz vergessen, wenn ich nicht durch Euch heute wieder daran erinnert worden wäre."

Ihr könnt Euch denken, wie's mich bei dieser Mittheilung siedend heiß überlief. Ich eilte nach N. zurück, aber bevor ich nach Hause ging sprach ich beim alten Raf vor — sein Andenken sei zum Segen — und erzählte ihm Alles. Dieser hörte meinem Bericht mit großer Spannung zu und als ich geendet hatte, sagte er:

„Jetzt geht Lechajim uleschoIom nach Hause zu Euerer Frau, morgen müßt Ihr zusehen, ob der Platz hinter Euerem Hause zu kaufen ist, das Geld dafür werde ich Euch vorstrecken. Denn wenn der Platz nicht Euer Eigenthum ist, gehört das, was er birgt, nicht Euch von Rechtswegen."

Der Platz war für einen sehr mäßigen Preis zu haben und er Kauf wurde noch Chol Hamoëd notariell abgeschlossen.

Am Issru Chag schel Peßach mit Tagesanbruch habe ich unter dem Kirschbaum zu graben angefangen, und wenige Fuß unter dem Boden stieß ich auf eine eiserne Platte, die sich als Deckel einer großen, eisernen Kiste erwies. Da ich Niemand in's Vertrauen ziehen wollte, konnte ich allein die Kiste nicht herausbekommen. Ich legte sie ziemlich frei, sie war durch ein eingerostetes, eisernes Schloß verschlossen, das ich leicht sprengte. Knarrend öffnete sich die Kiste, sie war voll mit glänzenden schwedischen Goldgulden, die sämmtlich die Jahrzahl 1630 trugen. In kleinen Säckchen trug ich das Geld in unser Haus, es repräsentirte einen Werth von 530 000 Mark. — Wem Gott in seiner Gnade solche Nissim gethan hat, der wäre doppelt schlecht, wenn er die Wege des Rechten und Guten verließe. Deshalb habe ich Euch die Geschichte erzählt, damit Ihr und Euere Kinder nach Euch daraus Gottes Walten kennen lernt."

Rabbi Joël und Rabbi Moscheh waren von der Erzählung so ergriffen, daß ersterer ganz vergaß zu fragen, ob Rabbi Moscheh jetzt an die Bedeutsamkeit der Träume glaube. Aber er brauchte nicht zu fragen, er konnte die Antwort aus den Mienen des Freundes ablesen. Beide wurden von jetzt ab noch treuere Freunde, da das einzige, was in ihrem Leben dunkel war, jetzt seine Aufklärung in so ungeahnter Weise gefunden hatte. Der eine der beiden Freunde lebt noch heute, und wird mir, falls ihm diese Zeilen zu Gesicht kommen sollten, die Indiscretion dieser Veröffentlichung mit seiner bekannten Sanftmuth verzeihen.

III.

Beim Minister.

I.

Unsere Erzählung führt uns ein halbes Jahrhundert zurück in das damals kurhessische Dörfchen Malsfeld. Die kleine jüdische Gemeinde verkehrte mit der christlichen in einer friedlichen, man kann fast sagen, brüderlichen Weise, die einen heute, fünfzig Jahre später, geradezu unglaublich anmuthet. Viel trug zu diesen guten Beziehungen die Persönlichkeit des Gemeindeältesten der jüdischen Gemeinde, Heinemann Bensew, der Held der folgenden Erzählung, bei. Er war ein Mann ohne besondere allgemeine Bildung, aber er verband mit einem weichen, guten Herzen, einen festen, unbeugsamen Charakter; eine Verbindung, die man sonst nur selten anzutreffen pflegt. Er war auch durchaus kein reicher Mann, aber sein guter Rath, seine allezeit hilfsbereite That standen jedem zur Verfügung, mochte er Jude oder Christ sein. Seine strenge Rechtlichkeit, seine innige Frömmigkeit und seine Kenntniß der Thora hoben den schlichten Mann, ohne daß er es wollte oder nur wußte, hoch über das Niveau seiner ganzen Umgebung, so daß Alle mit einer gewissen Achtung und Ehrerbietung zu ihm aufblickten.

Als er sich sein Häuschen baute, führten die Bauern des Ortes die Steine dazu bei, ohne dafür eine Bezahlung anzunehmen.

Bensew's spezieller Freund war der Herr Pfarrer. Dieser war ein alter, würdiger Herr; die verkörperte Leutseligkeit und Biederkeit. Keiner von beiden ging am Hause des andern vorbei, ohne die Gelegenheit zu einem freundschaftlichen Gespräch zu benützen. Des Abends saßen die beiden Männer oft auf der hölzernen Bank vor dem Pfarrhause zusammen und besprachen die Tagesneuigkeiten, oder was sonst in der Gemeinde gerade auf der Tagesordnung stand.

An einem heißen Julitage Anfangs der fünfziger Jahre war Bensew über Land gegangen und kam Abends von einem mehrstündigen Marsch ermüdet nach Hause. Sein Weg führte ihn an dem Pfarrhause vorbei, aber er hatte wenig Lust, sich jetzt daselbst aufzuhalten, obwohl er schon von ferne den Pfarrer auf seinem Lieblingsplätzchen sitzen sah. Aber wie erschrak er, als er näher kam und den verglasten, stieren Blick seines Freundes und dessen schmerzlichen Gesichtsausdruck gewahrte. In der Hand zitterte ein großer Bogen, ohne Zweifel ein amtliches Schriftstück, in das der Pfarrer so vertieft schien, daß er kaum auf den vorübergehenden Freund achtete. Betroffen eilte Bensew auf ihn zu.

„Was giebt's, Sie sehen ja ganz verstört aus?"

„Ah, Ihr seid's, Bensew, habt Ihr auch schon von der Sache gehört, man spricht wohl schon im ganzen Dorfe davon?"

„Von was denn um Himmelwillen, ich komme von über Land und habe Niemanden vom Dorfe gesehen; ich weiß daher auch nicht, worüber man im Dorfe sprechen sollte."

„So, so, Ihr wißt noch nicht von meinem Unglück, da könnt Ihr's schwarz auf weiß lesen. Aber geht erst nach Hause, betet Euer Abendgebet, esset zu Nacht und kommt dann auf ein

Stündchen hierher, dann will ich Euch Alles erzählen und Euch um Rath fragen, ob und was da zu thun ist."

„Zunächst rathe ich Ihnen, stecken Sie Ihre Pfeife an und blasen Sie mit den Rauchwolken alle Grillen und Sorgen weg. Wenn keine Krankheit und kein Todesfall in Ihrem Brief steht, so wollen wir schon sehen, wie wir mit dem vermeintlichen Unglück am besten fertig werden. Aber verlieren Sie nur den Kopf nicht, denn wir werden ihn jedenfalls gut gebrauchen können. Also, auf Wiedersehen!"

Getrieben von Mitleid und Neugierde war Bensew in kurzer Zeit wieder zur Stelle. Der Herr Pfarrer hatte aber den Freundesrath mit der Pfeife nicht befolgt, was Bensew beunruhigte. Denn wenn seinem Freunde die Pfeife nicht schmeckte, dann war etwas nicht in Ordnung.

„Da lest, und sagt selber, ob das nicht zum aus der Haut fahren ist!"

„Als alter Fellhändler weiß ich, daß die Häute im Sommer viel leichter und weniger werth sind, als im Winter. Deshalb ist es bei dieser Hitze keinesfalls rathsam, aus der Haut zu fahren; das hat noch lange Zeit, meinen Sie nicht, Herr Pfarrer?"

Dieser reagirte auf diesen Witz nur mit einem trüben Lächeln.

„Da, leset diesen Wisch selber, Bensew, und Ihr werdet meine Lage begreifen."

Bensew nahm den großen Kanzleibogen in die Hand und gab ihn, nachdem er kaum einen flüchtigen Blick darauf geworfen hatte, wieder zurück.

„Sie vergessen, Herr Pfarrer, daß mir das Lesen und Schreiben nicht so leicht geht, wie Ihnen. Aber diese vertrakten

Schnörkel von Amtswegen, die können auch einem anderen Arbeit machen. Sie haben mich so neugierig und ungeduldig gemacht, daß ich nicht die Ruhe habe, diese Schrift zu Ende zu lesen. Sagen Sie mir nur kurz, worum handelt es sich eigentlich?"

„Ihr erinnert Euch noch der Geschichte mit der Familie des seligen Schreiners Dennler. Er ist jetzt zwei Jahre todt, seine Frau folgte ihm wenige Wochen später in die Ewigkeit nach und die drei kleinen Würmchen von Kindern, von welchen das älteste fünf Jahre alt war, standen verlassen und verwaist da. Ihr habt damals gerathen, man solle die Kinder in's Waisenhaus nach Kassel thun; ich war dagegen und bin es auch heute noch; die Gründe brauche ich jetzt nicht zu wiederholen. Die armen Waisen hatten nichts als das Häuschen, in dem sie wohnten, den großen Kartoffelacker, eine halbe Stunde von hier und den schönen Garten, der hier an den meinigen grenzt. Den Acker habe ich durch die Vormundschaft verpachten lassen, den Garten habe ich, da er mir so bequem liegt, gemeinschaftlich mit dem meinigen selber bearbeitet, habe das Obst und Gemüse in der Stadt verkaufen lassen und ein kleines Kapital anzulegen begonnen, das sich, bis die Kinder heranwachsen, vielleicht doch zu einigen hundert Gulden anhäufen kann, wenn der Vater der Waisen seinen Segen dazu giebt. Das Alles wißt Ihr, auch daß ich für meine Arbeit in dem Garten niemals einen rothen Heller berechnet habe, daß ich über Alles, was ich von den Erträgnissen gelöst, genau Buch geführt und den Ertrag mit jetzt schon 76 Gulden auf der Sparkasse für die armen Kinder angelegt habe. Ihr wißt auch, wie es mich beglückt hat, auf diese Weise ohne besondere Mühe meinerseits, den verlassenen Waisen zur Hand zu gehen, und jetzt,

denkt Euch, schreibt mir das Konsistorium in Kassel, es sei ihm mitgetheilt worden, daß ich mich auf ungerechte Weise an dem Waisengut der Dennler'schen Kinder zu bereichern suche, und ertheilt mir deshalb einen ernsten Verweis, mit der Mahnung, jede Beziehung nach dieser Seite hin abzubrechen, da sonst ein Prozeß gegen mich in Aussicht gestellt wird.

Bensew war von dem Seelenschmerz, den diese grundlose Verdächtigung dem biederen Ehrenmanne bereiten mußte, nicht nur überzeugt, sondern er fühlte ihn in seiner ganzen Tiefe mit, wie nur ein Freund das Leid des andern theilen kann. Aber er unterdrückte sorgfältig jede Regung seines Schmerzes, um den betroffenen Freund nicht noch mehr zu beängstigen.

„Ich begreife Sie nicht, Herr Pfarrer, wie Sie sich das so nahe gehen lassen, da es Ihnen doch leicht fällt, sich gegen diesen Verdacht zu vertheidigen. Sie brauchen ja nur den Vormund der Waisen, den Wirth Holzmann, als Zeuge für Ihre Rechtschaffenheit und Ihre selbstlose Hingebung anzurufen und die Sache ist durch einen einzigen Brief klargestellt."

Der Pfarrer lächelte traurig, rückte etwas näher an Bensew heran und flüsterte ihm leise in's Ohr: „Man soll keinen Menschen grundlos verdächtigen, aber ich spreche keinen grundlosen Verdacht aus, wenn ich sage, daß der Holzmann der Anstifter ist, er hat mir die ganze Geschichte beim Konsistorium eingebrockt, er und kein anderer."

Bensew erstaunte über diese Mittheilung und gab diesem Erstaunen unwillkürlich Ausdruck, aber der Pfarrer fuhr unbeirrt fort:

„Ich weiß, daß ich keinen Feind im ganzen Dorfe habe, aber diesem Holzmann bin ich im Wege. Er kann mir's

erstens nicht verzeihen, daß ich wiederholt von der Kanzel aus gegen den Wirthshausbesuch am Sonntag während der Kirche geeifert hatte. Dazu kommt noch, daß Holzmann den ganzen Garten kaufen wollte, und zwar zu so einem unerhört billigen Preis, daß ich mit aller Entschiedenheit dagegen protestiren mußte, so gerne ich auch im Interesse der Kinder den Garten veräußert hätte. Wie Ihr wißt, habe ich vor länger als Jahresfrist in den Zaun, der den Garten der Waisen von meinem Garten trennt, eine Verbindungsthüre machen lassen, damit ich von meinem Garten bequemer hinein gelangen kann, ohne jedesmal erst über die Straße zu müssen. Daraus hat der Holzmann mir einen Strick gedreht und in dem Konsistorialverweis wird das mir so ausgelegt, als ob ich das deshalb gethan hätte, um ohne Controlle die Früchte des Gartens leichter in mein Haus schaffen zu können; was soll man zu einer solchen Schurkerei sagen, Benfew?"

Dieser schwieg nachdenklich einige Minuten, während der Pfarrer unverwandten Blickes das verhängnißvolle Schreiben des Kasseler Konsistoriums zum soundsovielsten Male durchlas.

Wäre der letztere nicht so in seine Lektüre vertieft gewesen, so hätte ihm nicht der Strahl der Freude entgehen können, der plötzlich aus den Augen Benfew's leuchtete. Aber der kluge Freund unterdrückte rasch die aufflackernde Freude, er wollte nicht zu früh verrathen, daß er einen Weg gefunden zu haben glaubte, wie hier zu helfen sei.

Nach einigen Minuten des Schweigens fuhr der Pfarrer fort:

„Wenn die Sache erst im Dorf bekannt wird, dann ist meine Ehre, mein Ansehen und vielleicht meine ganze Stellung

erschüttert. Die Bauern sind zwar gutmüthig von Natur, aber sie sind ebenso mißtrauisch. Wenn sie hören, daß unser Konsistorium mich für einen Menschen hält, der sich an Waisengut vergreift, und mir deshalb einen Verweis giebt, was sollen dann die einfachen Leute sagen, die an die Kasseler Autorität blindlings glauben, dann bin ich . . . ."

„Nur gemach, Herr Pfarrer," unterbrach ihn jetzt Bensew, „die Sache ist schon ernst, und es kann einem schon wehe thun, so verkannt zu werden und gar von seiner vorgesetzten Behörde, aber das muß sich ganz gewiß aufklären. Meiner Meinung nach muß das Konsistorium von selbst seinen übereilten Schritt gegen Sie einsehen und jedenfalls ist Ihnen der Weg zu Ihrer Rechtfertigung unbenommen. Im Dorfe weiß zur Zeit Niemand was von der Geschichte, nicht einmal der Holzmann, dagegen möchte ich meinen Kopf verwetten. Wir haben also Zeit, einmal darüber zu schlafen und einige Tage die Situation ruhig zu überlegen. Inzwischen legen Sie sich im Kopfe Ihre Rechtfertigung zurecht; wenn Sie dieselbe zu Papier gebracht haben, wollen wir sie miteinander durchgehen und dann in acht Tagen zur Post geben. Haben Sie das Buch zur Hand, in welchem Sie die Einkünfte für die Waisen notirt haben und auch das Sparkassenbüchelchen, in welchem die 76 Gulden eingetragen sind?"

„Ich habe beides hier in der Tasche; seht es Euch nur an, es ist Alles in Ordnung."

„Geben Sie mir die zwei Büchelchen mit nach Hause, da kann ich mir Alles mit mehr Ruhe durchsehen. Morgen muß ich über Land und gehe schon früh fort, ob ich Abends wieder hier bin, weiß ich selber noch nicht, aber jedenfalls bin ich übermorgen zurück, dann wollen wir die Sache gründlich

durchsprechen und unseren Entschluß fassen. So viel kann ich Ihnen aber jetzt schon sagen, ich habe eine Ahnung, ja, ich darf sagen, die Gewißheit, die Sache muß einen guten Ausgang nehmen. Wir haben einen großen Gesetzeslehrer Namens Rabenu Moscheh ben Maimon — wir nennen ihn nach den Anfangsbuchstaben seines und seines Vaters Namen kurz: Rambam — welcher sagt, daß von der Wohlthätigkeit, die Jemand an Andern übt, noch nie etwas Böses erfolgt sei. Eine so selbstlose, verdienstvolle Handlungsweise, wie Ihr sie da geübt habt, kann nicht mit einem so schwarzen Verdacht endigen. Euer gutes Recht wird sicher zu Tage treten und Ihr werdet statt Schande — Ehre und Anerkennung um so sicherer davon tragen, je weniger Ihr ja danach gestrebt habt. Und nun guten Muthes, ehrwürdiger Herr, sobald ich frei bin, spreche ich wieder vor."

Sichtlich beruhigt reichte der ehrwürdige Geistliche seinem jüdischen Freunde die Hand zum Abschiede. Er war von Allem, was in den letzten Stunden auf ihn eingestürmt war, so zerstreut, daß er den verhängnißvollen Brief noch immer in der Rechten hielt, die er dem Freund zum Handschlag hingehalten hatte.

Bensew nahm den Uriasbrief aus der Hand des Pfarrers und sagte:

„Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, würde ich den ganzen Wisch sofort verbrennen, das würde Sie ohne Zweifel mehr beruhigen, als wenn Sie ihn immer von neuem durchlesen. Da Sie das aber wahrscheinlich doch nicht thun, so will ich ihn wenigstens zu mir stecken und ihn zu den beiden Büchelchen legen, bis wir wieder zusammen kommen. Es ist bei mir viel besser aufgehoben, als bei Ihnen."

Ohne die Zustimmung des Pfarrers abzuwarten, faltete er das Papier zusammen, steckte es in seine Tasche und verließ mit einem herzlichen Händedruck den Freund.

II.

Als Benjew in vorgerückter Nachtstunde nach Hause kam, spielte ein verklärter Zug von Seelenfreude um seine harten, scharf ausgeprägten Gesichtszüge. Hätten seine Leute nicht schon schlaftrunken sich gerade angeschickt, zur Ruhe zu gehen, so wäre ihnen das sicher nicht entgangen.

„Ich habe durch den Besuch beim Pfarrer ganz vergessen, Euch zu sagen, daß ich morgen früh auf dem Vorsteher-Amt in Kassel sein muß. Hänge mir meinen Jomtof-Rock heraus und lege mir einen von Deinen guten Handkäsen zurecht, Brod will ich mir schon selber schneiden — und geht dann zu Gutem in's Bett. Bis Ihr aufsteht, bin ich, so Gott will, in Kassel. Ich komme womöglich morgen Abend wieder zurück, aber sicher ist es nicht, da ich nicht weiß, wie lange ich dort aufgehalten werde. Schlaft wohl und gesund!"

Dann nahm er einen kleinen Handspiegel und Scheere, stutzte sich seinen Bart zurecht, und als er sicher war, daß Alle schliefen, nahm er das Sparkassenbüchlein und das Büchelchen, in welchem die Einnahmen und Ausgaben für die Waisen verzeichnet waren, prüfte Alles sorgfältig und seinem zufriedenen Blicke nach zu urtheilen, fand er Alles in bester Ordnung. Dann nahm er das Konsistorialschreiben zur Hand, las es sorgfältig durch und prägte sich besonders die Unterschrift genau ein, sie lautete: Prälat Schellenberg.

Inzwischen war es Mitternacht geworden; er zog seine besten Kleider an, steckte in die Brusttasche seines blauen Jomtofrockes die drei Dokumente, in die Hintertasche nahm er seine Tefillin und seinen bescheidenen Mundvorrath, dann ergriff er seinen derben Ziegenhainer, löschte das Licht aus, küßte zum Abschied die Mesuso und ging geraden Weges über Melsungen, Körte und Guxhagen nach Kassel, das er nach siebenstündigem Marsche Morgens um sieben Uhr erreichte.

Der aufmerksame Leser hat Bensew's Absicht wohl schon errathen; er wollte direkt bei dem Konsistorial-Präsidenten zu Gunsten seines so schwer gekränkten Freundes vorstellig werden und für dessen Unschuld eintreten.

Bei einer befreundeten Familie zu Guxhagen hatte er auf dem Wege sein Morgengebet verrichtet und Gott um seinen Beistand für das gute Werk angerufen, das er zu vollbringen im Begriffe war. Neu gestärkt setzte er seinen Weg fort, aber als er durch die Straßen der kurfürstlichen Residenz schritt, stellte sich ihm schon das erste Hinderniß entgegen: er wußte die Wohnung des Prälaten Schellenberg nicht.

Wen er danach fragte, sah ihn groß an mit einem Blick, der staunend fragte: Was hat ein simpler Dorfjude bei dem höchsten kirchlichen Würdenträger des Landes zu suchen? Aus Uebermuth und Unwissenheit erhielt er dreimal verkehrten Bescheid, bis sich ein Briefträger Bensew's annahm und ihm die genaue Adresse des Prälaten Schellenberg angab.

Es war kurz vor acht Uhr Morgens, als er das rechte Haus traf. Daß man hochgestellte Beamte nicht zu so früher Morgenstunde und nicht in ihrer Privatwohnung, sondern in ihrem Büreau aufsucht, daran hatte Bensew in seinem wackeren Eifer nicht gedacht. Aus dem ersten Stock des Hauses, in

welchem der Prälat wohnte, schaute ein leutseliger Greis, mit einem schwarzen Käppchen auf dem weißen Lockenhaupte, heraus, eine kurze Pfeife rauchend; das war ohne Zweifel der Konsistorial-Präsident Herr Schellenberg.

Auf Bensew'. Klingeln öffnete die Köchin die schwere mit Eisen beschlagene Hausthüre und als sie den Dorfjuden sieht, ist ihre erste Frage:

„Was habt Ihr zu verkaufen?"

„Zu verkaufen habe ich gar nichts, ich möchte nur fragen, ob ich den Herrn Konsistorial-Präsidenten nicht sprechen kann."

„So früh ist der Herr nicht zu sprechen, zudem müssen Sie auf das Büreau gehen, das ist nicht hier, und wird erst um zehn Uhr geöffnet."

Mit diesen Worten wurde die Thüre zugeschlagen und Bensew hatte den ersten Mißerfolg seiner Sendung zu verzeichnen. Er hätte gerne bis zehn Uhr gewartet, aber er hatte vergessen, das Mädchen nach der Adresse des Büreaus zu fragen. Bei dem schnippigen Benehmen des dienstbaren Geistes widerstrebte es ihm auch, nochmals zu klingeln und sich zu erkundigen.

Als er wenige Minuten unentschlossen vor dem Hause stand, öffnete sich die Thüre zum zweiten Male und die Köchin trat heraus mit den Worten:

„Kommt nur herein, der Herr will Euch sofort empfangen."

Herr Prälat Schellenberg hatte nämlich von seinem Fenster aus die Unterredung mitangehört und war neugierig, was der feiertäglich geputzte Jude in so früher Morgenstunde ihm zu sagen habe. Er ließ Benjew in das Wohnzimmer

führen, in dem die Familie des Prälaten gerade beim Frühstück saß.

„Was bringt Er eigentlich so früh am Morgen?" fragte der Greis im geblümten Schlafrock in einer schroffen Weise, die mit der milden Weichheit der Züge des Fragers gar nicht in Einklang zu bringen war.

Bei dieser Frage war Bensew das pochende Herz vollständig in die Schuhe gefallen. In Malsfeld war es um acht Uhr im Hochsommer nicht mehr am frühen Morgen, und daß man etwas bringen müsse, wenn man vor so hohen Herren erscheint, daran hatte er auch nicht gedacht. In seinem edlen Eifer hatte er sich die Sache auf dem ganzen siebenstündigen Marsche so leicht und glatt vorgestellt, daß er sich nicht einmal eine passende Anrede einstudirt hatte. Er hätte sie jetzt so gut gebrauchen können, wo er verlegen an der Thüre stehend seinen Hut in der Hand nach allen Seiten hin- und herdrehte und nicht wußte, wie er sein Anliegen eigentlich vorbringen sollte.

Die Frau Prälatin und die anwesenden Töchter des Hauses belustigte allem Anschein nach die Verlegenheit des schlichten Landmannes, was diesen noch verwirrter machte. Da er aber füglich doch etwas sagen mußte, so brachte er endlich die Worte hervor:

„Ich komme in der Angelegenheit unseres hochwürdigen Herrn Pfarrers."

Erstaunt blickte der Prälat den Sprecher an.

„Wie heißt Ihr denn?"

„Heinemann Bensew."

„Das stimmt. Ihr seid also Hebräer, wie ich mir gleich dachte. Aus welchem Theil der Erde kommt Ihr denn, haben denn bei Euch die Israeliten auch Pfarrer?"

„Einen Pfarrer haben wir Israeliten nicht; aber der Pfarrer von Malsfeld ist uns allen ein guter Freund, und wir sind es ihm nicht weniger. Deshalb komme ich eben zu Eurer Eminenz."

„Ah! Um den Pfarrer von Malsfeld handelt es sich und seine saubere Geschichte! Hätte mir doch eigentlich gleich denken können, daß er eine Anzahl Juden zu Complicen hat. Also der Pfarrer von Malsfeld schickt Euch zu mir?"

Nachdem die erste Verlegenheit überwunden war, hatte Benjew seine ruhige Ueberlegung und seine praktische Lebensklugheit wiedergefunden, er antwortete daher ganz freimüthig:

„Der Herr Pfarrer von Malsfeld schickt mich nicht; er weiß nicht einmal, daß ich hier bin und ich möchte auch nicht, daß er es jemals erfährt. Aber er hat mir gestern Abend im Vertrauen erzählt, welches harte Unrecht ihm von Seiten des Hochlöblichen Konsistoriums widerfahren ist. Das hat mich nicht ruhen lassen; ich bin die ganze Nacht hindurch gegangen, um den schwarzen Verdacht keine Minute länger als nöthig auf dem Charakter des edlen, selbstlosen Mannes ruhen zu lassen."

Der vor wenigen Minuten noch so verlegene, schlichte Mann war plötzlich warm und beredt geworden. Er war Menschenkenner genug, um zu bemerken, daß seine Worte nicht ohne Eindruck geblieben waren, wenn der hochwürdige Herr auch noch immerhin in ganz gestrenger Weise fortfuhr:

„Aber wie kommt denn ein ganz unbekannter Hebräer dazu, die Amtshandlungen des Konsistoriums zu bekritteln? Wenn der Pfarrer von Malsfeld Ihn wirklich nicht geschickt hat, wer hat Ihm dann da überhaupt ein Recht gegeben, sich in unsere Sachen zu mischen? Wie kann Er sich überhaupt unter-

stehen, unsere Maßnahmen als schwarzen, grundlosen Verdacht auszugeben, sag' Er einmal, wie Er zu solcher Dreistigkeit kommt?"

„Verzeiht, hochwürdiger Herr, wohl weiß ich, daß es für einen unerfahrenen Dorfmann eine große Dreistigkeit ist, auch nur vor Eure Eminenz hinzutreten. Aber unser Herr Pfarrer hat mir bei früheren Anlässen schon so viel von Hochdero Herablassung und Leutseligkeit auch gegen den Niedrigsten erzählt, daß ich mir gesagt habe, es müsse einem so edlen Manne selber leid thun, einem im Dienste grau gewordenen Seelsorger ein Unrecht zuzufügen, wie dasjenige mit dem Konsistorial-Verweis da. Geschickt hat mich Niemand, aber getrieben hat mich mein Herz, das keinen Unterschied zwischen Juden und Christen kennt, das wie dasjenige der alten jüdischen Propheten für Moab und Edom, wie für die eigenen Stammesgenossen schlägt, das weiß, daß wie Maleachi sagt, Alle einen und denselben Vater haben, und daß uns Alle ein und derselbe Gott geschaffen hat und das sich daher wild auflehnt gegen jedes Unrecht, das an einem Bruder verübt wird, mag er nun Jude oder Christ sein."

„Er ist ja ein Schriftgelehrter, wie?"

„Nein, der bin ich leider nicht; ich weiß nicht mehr, als ein einfacher Dorfjude meines Standes zu wissen pflegt, und das ist von einem Schriftgelehrten sehr weit entfernt."

„Inwiefern ist Er denn an dem Handel mit dem Waisengut betheiligt?"

„Ein Handel mit dem Waisengut, verzeiht Hochwürdigster Herr, existirt gar nicht. Ich bin nicht daran betheiligt und der Herr Pfarrer ist an keinem Handel betheiligt, der nur einen leichten Schatten auf seine Ehrenhaftigkeit

werfen könnte. Wenn es erlaubt ist, will ich Alles erzählen, wie es in Wirklichkeit ist."

Bis dahin hatte Bensew noch immer an der Thüre gestanden. Jetzt erst lud ihn der Herr Prälat ein Platz zu nehmen und ihm ohne Rückhalt Alles zu erzählen, was er auf dem Herzen habe.

Dankbar leistete der Aufgeforderte Folge und schilderte die Biederkeit seines Pfarrers im allgemeinen und die seltene, wahrhaft väterliche Fürsorge, die er besonders den drei verlassenen Waisen zugewendet habe, wie schwer ihn daher die ungerechte Verdächtigung traf, als welche er die Rüge seiner vorgesetzten Behörde ansehen mußte.

Aufmerksam hörte ihm der greise Konsistorial-Präsident zu; das Lächeln der anwesenden Damen war längst einem ungekünstelten Erstaunen über das unerhörte Vorkommniß gewichen, daß ein durch die christliche Behörde angegriffener Pfarrer in einem fremden Dorfjuden einen so warmen Vertheidiger fand.

„Ich will schon glauben," bemerkte Herr Prälat Schellenberg, als Bensew geendigt hatte, „daß Er von der Unschuld seines Klienten überzeugt ist, aber ich bin es nicht. Es liegt uns eine Klage vom Vorstand des dortigen Waisenamts vor, die in allen Einzelheiten glaubwürdig erscheint, und wenn wir auf die Beschwerden der zuständigen Behörde nicht mehr hören, sondern unser Ohr einem gänzlich unbekannten Hebräer zuneigen wollten, wohin sollen wir dann kommen?"

Darauf erzählte Bensew, wie der Ankläger selber ein Interesse daran habe, den Pfarrer zu verleumden, und zog dabei zur Beglaubigung die beiden Dokumente aus der Tasche.

Sorgfältig prüfte der Konsistorial-Präsident länger als eine Viertelstunde alle Daten und Zahlen; aber plötzlich unterbrach er seine Prüfung.

„Sagte Er nicht, der Pfarrer habe Ihn nicht geschickt und wisse überhaupt nichts von dieser Verwendung?"

„Allerdings sagte ich das und wiederhole es hiermit."

„Aber zu was hat denn der Pfarrer Ihm diese Beweise mitgegeben?"

Bensew erzählte, wie er diese Schriften unter dem Vorwande, sie prüfen zu wollen, sich von ihrem Besitzer aushändigen ließ, und daß er sie gewiß nie erhalten hätte, wenn der Pfarrer auch nur eine Ahnung von dem Schritte gehabt hätte, den er zur Rechtfertigung des fälschlich Verdächtigten unternommen habe.

In sichtlicher Erregung ging darauf der greise Prälat mehrere Male in seinem Zimmer auf und ab und blieb dann plötzlich vor Bensew stehen. Er legte die Hand auf seine Schulter und sagte mit einer Innigkeit, die zu dem bisherigen Auftreten in vollendetem Gegensatz stand:

„Bensew, Er ist ein Ehrenmann, Respekt vor Ihm! Ich werde noch heute Morgen in meinem Sekretariate die Akten durchgehen und Seine Angaben damit vergleichen. Wenn sich, wie ich hoffe, Alles so herausstellt, wird noch heute ein Schreiben nach Malsfeld gehen, das die Rüge zurücknimmt und dem Herrn Pfarrer Genugthuung für die ihm widerfahrene Unbill gewähren wird. Ist Er damit zufrieden?"

„Ich danke Euch, Hochwürdiger Herr, das ist es, was ich von Eurem biederen Rechtlichkeitssinn erwartet habe; ich bin mehr als zufrieden."

Bei diesen Worten drängte sich eine große Freudenthräne aus den blauen Augen des ungewöhnlichen Bittstellers. Er erhob sich, um zu gehen.

„Noch einen Augenblick, Heinemann Bensew. Er ist jetzt zufrieden, sagt Er; aber ich bin es noch nicht. Was kann ich Ihm zu Dank dafür thun, daß Er uns auf unseren Irrthum in so überzeugender Weise aufmerksam gemacht, und obwohl Er doch ein Jude ist, so wacker für einen christlichen Amtsbruder eingetreten ist?"

„Ich bin wirklich belohnt durch das Glück, das mit der Zurücknahme des Verweises in das Pfarrhaus zu Malsfeld einziehen wird. Aber wenn ich mir doch eine Gnade erbitten darf, so ist es die Bitte, daß unser Pfarrer niemals erfahren möge, daß er durch meine Vermittelung wieder zu seinem Rechte gelangt ist."

„Warum will Er das?"

„Weil ich unserem Herrn Pfarrer erstens sein Glück so vollständig wie möglich gönne; denn ich denke mir, daß es für ihn doch etwas Niederdrückendes hat, wenn die Fürsprache eines armen fremden Juden von größerem Gewichte ist, als die makellose vierzigjährige Amtsführung eines so edlen Geistlichen. Ferner würde es mich bedrücken, wenn sich unser Herr Pfarrer mir zum Danke verpflichtet glaubt, für einen Schritt, der mir durch Euer Hochwürden Wohlwollen doch so leicht geworden ist. Dann ist es aber auch noch eine andere Ueberlegung, die mich diese Bitte stellen läßt. Wenn je der Löwenwirth Holzmann es erfährt, daß ich, ein einfacher Dorfjude es war, der seine schwarzen Pläne durchkreuzt hat, so wird er mir und meinen Glaubensgenossen einen unauslöschlichen Haß nachtragen. Deshalb bitte ich um die Gnade, daß

das Ganze auch für den Verleumder ohne unangenehme Folgen bleibe; er ist schon genug bestraft, wenn er sieht, daß seine Machenschaften an dem Gerechtigkeitssinn Euerer Hochwürden ohne Wirkung abprallen."

„Er ist ein guter und kluger Mann und ich verspreche Ihm, daß ich Seinen Wunsch respektiren werde. Aber ich bleibe in Seiner Schuld, vielleicht ist es mir doch noch einmal vergönnt, mich für Seine wackere That erkenntlich zu zeigen; und nun eile Er nach Malsfeld und bringe Er Seinem Schützling die Freudenbotschaft!"

„Nach Hause gehen werde ich, aber die Freudenbotschaft zu bringen, muß ich dem Schreiben Euerer Hochwürden überlassen. Von mir wird unser Herr Pfarrer niemals erfahren, daß ich heute in Kassel war. Dagegen hoffe ich, daß er mir die Freudenbotschaft bald bringen wird und dafür sage ich Eurer Hochwürden schon heute meinen Dank."

Mit diesen Worten verabschiedete sich Bensew.

Ehrerbietig erhoben sich die Damen des Hauses beim Abschied. Der Herr Prälat gab dem fremden Juden sogar das Geleit bis an die Treppe und drückte ihm dort warm die Hand, mit dem Wunsche einer glücklichen Heimkehr.

III.

Als Bensew die schwere Hausthüre des Prälaten Schellenberg geschlossen hatte, sandte er einen dankerfüllten Blick zum Himmel empor, daß ihm das gute Werk so rasch und vollkommen gelungen war. Er hätte nun heimkehren können, denn er hatte in Wirklichkeit sonst nichts in Kassel zu thun. Es war jetzt kaum 9 Uhr vorüber; um 4 Uhr Nach-

mittags hätte er wieder zu Hause sein können. Was ihn noch in Kassel zurückhielt, war seine unbeugsame Wahrhaftigkeit, die sich nie ein Wort der Unwahrheit verziehen hätte. Er hatte zu Hause den Seinen gesagt, daß er auf dem Vorsteher-Amte zu thun habe; das Wort mußte er einlösen.

Als Gemeindeältester der Synagogengemeinde seines Ortes stand er in lebhaftem Verkehr mit dem Vorsteheramte der Israeliten, als seiner vorgesetzten Behörde. Er hatte schon seit einigen Wochen die Absicht, bei dem Vorsteheramte Schritte wegen Besserstellung des Lehrers, Cantors und Schächters zu thun, der seit ca. sechs Monaten zur vollen Zufriedenheit der ganzen Gemeinde seines Amtes waltete. Auch den seit Jahresfrist amtirenden Landrabbiner hätte er gerne kennen gelernt und gewünscht, daß derselbe einmal zur Inspektion der Schule und Abhaltung eines Vortrages nach Malsfeld komme. Zu diesem Zwecke wollte er sich aber erst gerne vergewissern, welcher religiösen Richtung derselbe angehöre. Denn wenn er dem Abfall von der Religion der Väter huldigen sollte, der damals als „Reform des Judenthums" vielfach verkündet wurde, verzichtete er gerne auf den Besuch eines solchen Apostels dieser Modereligion.

Mit diesen und ähnlichen Gedanken ging er in der Richtung nach dem Büreau des Vorsteheramtes der Israeliten.

Auf dem Corridor bedeutete ihm der Pedell, daß der Herr Landrabbiner gerade beim Sekretär des Vorsteheramtes sei. Er führte ihn in das Vorzimmer und sagte ihm, er möge da warten, bis der Herr Landrabbiner fortgehe und dann solle er nur zum Sekretär, Herrn Dr. Pinhas, in dessen Büreau hineingehen.

Die Büreauthüre war wegen der großen Hitze halb ge-

öffnet. Benfew muß im Vorzimmer also jedes Wort hören, das drinnen gesprochen wurde, und durfte annehmen, daß es jedenfalls keine Geheimnisse seien, die da bei offenen Thüren verhandelt wurden. Die Herren saßen hinter der Thüre, so daß Benfew weder sie sehen konnte, noch von ihnen gesehen wurde.

Die schlaflose Nacht, der ermüdende Marsch, die Aufregung des Morgens, machten ihr Recht geltend und Benfew hatte sich kaum niedergesetzt, als ihm die Augenlieder zufallen wollten.

Da wurde die Unterhaltung der beiden Herren etwas erregter und lauter, so daß sie unwillkürlich Benfew's Aufmerksamkeit fesselten. Die Stimme des Herrn Dr. Pinhas war Benfew wohlbekannt, und da er wußte, daß die andere Stimme die des Herrn Landrabbiners war, so konnte er sich leicht in die Situation finden.

Eben sagte die fremde Stimme:

„Ich wiederhole Ihnen, daß ich ganz auf Ihrem Standpunkte stehe, ja, daß ich vielleicht eine noch viel radikalere Reform wünsche, als Sie selbst. Aber eben deshalb halte ich eine Synagogenordnung, wie sie Ihnen vorschwebt, für einen chronologischen Fehler. Ja, für die Residenz schon; da erfreut sich das Gros der Gemeinde bereits der nöthigen Bildung und Aufklärung, aber in den Landgemeinden!? Wissen Sie, daß wir mit einer solchen Synagogenordnung bei den Landjuden eine richtige Revolution zu gewärtigen haben? Lassen Sie noch einige wenige Jahre in's Land gehen, bis ich mich selbst bei den Landleuten eingeführt habe und so die Möglichkeit vorhanden ist, sie für den Fortschritt zu gewinnen! Das ist meine unmaßgebliche Meinung."

„Als Vorsitzender des Landrabbinats," erwiederte die Stimme des Herrn Dr. Pinhas, „haben Sie eine sehr maßgebliche Meinung. Das schließt aber nicht aus, daß sie auch einmal irrig sein kann, und das ist sie in dem vorliegenden Falle ganz gewiß, was bei der kurzen Zeit Ihrer Amtsthätigkeit nur zu begreiflich ist. Sie kennen hier Land und Leute noch nicht genug und dürfen sich darüber wohl von einem Manne, der wie ich, darin alt und grau geworden ist, eines Besseren belehren lassen. Die Sache liegt gerade umgekehrt. Für unsere Kasselaner brauchten wir keine neue Synagogenordnung, da liegt die Bildung und Aufklärung in der Luft und die Elite der Gemeinde hat mit dem alten Plunder schon längst gründlich aufgeräumt, ohne auf die landrabbinerliche Sanktion erst zu warten. Orgel, gemischter Chor, Streichung der alten Gebete und Einführung von Gebetstücken in deutscher Sprache, das ist hier nur eine Frage der Zeit. Es bedarf nur eines Vorstandsbeschlusses und keines Hinderniſses seitens des Landrabbinates; dann wollen wir hier schon unsere Schäfchen in's Trockene bringen. Ganz anders liegt aber die Sache bei den beschränkten, fanatischen Landjuden."

Der Herr Landrabbiner wollte hier seinen Partner unterbrechen, dieser ließ sich jedoch nicht irre machen.

„Lassen Sie mich nur zu Ende reden, Sie werden ja dann sofort das Wort haben und wir haben Zeit genug, die Tage sind ja jetzt sehr lang. — Was unsere Landjuden betrifft, so beurtheilen Sie diese ganz falsch. Die und Revolution? Da können Sie ruhig sein, verehrter Herr Landrabbiner, die sind nicht aus dem Holz geschnitzt, aus dem man Revolutionäre und Barikadenstürmer macht. Wenn heute unsere neue Synagogenordnung erst die landrabbinerliche und landesherrliche

Genehmigung hat, dann kräht kein Hahn danach. Sie ducken sich Alle, nicht einmal in der Tasche werden sie eine Faust machen. Und wenn gegen alles Erwarten sich ein verschrobener Zelot dagegen erheben sollte, so werde ich dafür haften, daß er wegen Störung des Gottesdienstes mit strengem Gefängniß bestraft wird, das wird Alle abschrecken. Aber die Initiative müssen wir ergreifen, den ersten Schritt müssen wir thun. Wollen wir aber die Sache auf die lange Bank schieben, dann wird die egyptische Finsterniß in Permanenz erklärt, unter der unsere gesammte Landjudenschaft mehr und mehr verdummt. Wie lange wollen Sie warten, auf was wollen Sie warten? Es wird in zehn Jahen Alles genau so sein, wie es heute ist und wie es vor zehn Jahren war. Jeder Tag ist ein unersetzlicher Verlust und deshalb meine ich, wir sollten sofort an die Arbeit gehen."

Die scharfe Abkanzelung hatte ihren Eindruck auf den Landrabbiner nicht verfehlt. Bensew hörte es dem kleinlauten Tone an, mit dem er entgegnete:

„Ich füge mich ja gerne Ihrer längeren Erfahrung und gründlicheren Kenntniß der einschlägigen Verhältnisse. Aber einmal zugegeben, wir werden mit dem Lande fertig, wir werden ja im Landrabbinate niemals die Zustimmung zu diesen weitgehenden Reformen erlangen."

„Im Landrabbinate werden die Geister schon aufeinanderplatzen, aber wenn Sie als Vorsitzender entschieden zur Sache der Reform stehen, dann ist mir nicht bange. Ich habe das bereits sorgfältig erwogen, wir werden die Synagogenordnung im Landrabbinate mit einer Stimme Majorität durchbringen."

„Wie können Sie an meiner entschiedenen Stellung-

nahme auch nur zweifeln, Herr Doktor? Aber wenn die ansehnliche Minorität gegen diese Majorisirung Protest erhebt, das Land aufwiegelt und selbst bei der Regierung unsere Bestrebungen durchkreuzt?"

„Ihre Kollegen, die hier in Betracht kommen, sind ehrliche, einfältige Leute; von ihnen lasse ich mir ihr Ehrenwort geben, daß sie über unsere Verhandlungen kein Wort außerhalb des Sitzungssaales verlieren, und dann bin ich ihrer sicher. Daß vom Land nichts zu fürchten ist, habe ich Ihnen bereits auseinandergesetzt. Und die Regierung? Ich bin jetzt fast zwanzig Jahre Sekretär des Vorsteheramtes, es wäre das erste Mal, daß sie einem unserer Beschlüsse die Genehmigung versagte. Sie hat keine Ahnung von den Gegensätzen und Kämpfen der heutigen Judenheit. Se. Excellenz Minister Hassenpflug hält uns Alle für stockorthodox. Hätte er einen Schimmer von unserer wirklichen Gesinnung und religiösen Richtung, dann wäre es allerdings schlimm. Aber das ist vollständig ausgeschlossen. Also schlagen Sie ein, Herr Landrabbiner, und machen Sie sich an den Entwurf einer neuen Synagogenordnung, wie wir sie brauchen!"

Darauf hörte Bensew einen Handschlag und eine Bewegung der Stühle, die den Schluß der Besprechung ankündigte.

Seine Müdigkeit war geschwunden, das, was er als unfreiwilliger Zeuge hier gehört hatte, war vollständig geeignet, sie zu verscheuchen. Er glaubte mit Recht, daß die Herren nicht sehr erbaut sein würden, wenn sie wüßten, daß er ihre Besprechung mit angehört habe. Flugs öffnete er die Vorzimmerthüre und verließ das Haus, bevor einer der Herren etwas von seiner Anwesenheit bemerkt hatte.

IV.

Obwohl Benfew sich keines Unrechts bewußt war, drückte es ihn doch, daß er die Unterredung der beiden Männer angehört hatte, ohne ihnen seine Anwesenheit mitzutheilen. Aber er war auf den Platz angewiesen worden, an dem er jedes Wort hören mußte, ohne selber gesehen zu werden; er hätte nicht in's Büreau hineingehen dürfen, ohne sich einer Aufdringlichkeit schuldig zu machen. Aber wie dem auch sei, ganz geheuer war ihm bei alledem nicht zu Muthe. Er nahm sich vor, für's Erste keiner Seele ein Wort von dem zu sagen, was er gehört, als höchstens seinem väterlichen Freund und Rathgeber, Rabbiner Wetzlar in Gudensberg, der auch Mitglied des Landrabbinats, und zwar einer von den „Einfältigen" war, welchen ihre Einfalt verbietet, ihr Ehrenwort zu brechen.

Von Malsfeld nach Gudensberg sind drei starke Wegstunden, die Benfew oft zurücklegte, um seinen Rabbiner zu besuchen. Einen Augenblick trug er sich mit dem Gedanken, ob er nicht direkt von Kassel nach Gudensberg gehen solle. Aber es zog ihn doch nach Hause, wo er wußte, daß ihn der Pfarrer sehnsüchtig erwartete und so trat er sofort um die Mittagszeit den Rückweg an, obwohl die Sonne hoch am Himmel stand und heiß herniederbrannte.

Was er heute Alles erlebt und erfahren, beschäftigte ihn so unausgesetzt, daß er weder Müdigkeit, noch Hunger und Durst verspürte, bis er gegen Abend nach Hause kam.

Ermattet von dem vierzehnstündigen Marsche und der seelischen Erregung legte er sich zur Ruhe nieder und suchte erst am anderen Morgen das Pfarrhaus auf.

Die Niedergeschlagenheit und Bestürzung war daselbst noch größer als vorher. Der Herr Pfarrer konnte die trübe Seelenstimmung nicht soweit beherrschen, daß sie der Frau Pfarrerin und der ganzen Familie entgangen wäre. Er theilte ihnen sein Unglück mit, wodurch dasselbe nur noch vergrößert wurde. Alle gingen mit verweinten Augen umher und mußten so zu ihren eigenen Verräthern werden, wenn Jemand aus dem Dorfe in's Pfarrhaus kam.

Als Bensew daselbst eintrat, wurde er von der ganzen Familie wie ein rettender Engel begrüßt; sie hatten endlich Jemanden, dem sie ihr gepreßtes Herz ausschütten konnten.

In der That gelang es dem Freunde nach wenigen Minuten, durch seine herzliche Theilnahme und seine zuversichtliche Hoffnung auf eine Wendung zum Besseren, den Schmerz der Gedrückten zurückzudrängen.

„Hat es seit meinem jüngsten Besuche in der Sache etwas Neues gegeben?" fragte Bensew.

„Ja und nein," erwiederte der Pfarrer. „Die Sache selbst steht noch so, wie sie gestanden hat, aber sie hat sich insofern verschlimmert, als ich aus den Blicken einiger Bauern, welchen ich begegnet, schließen mußte, daß sie die ganze Geschichte bereits wissen."

„Glaubt doch das nicht," erwiederte Bensew; „wenn das wahr wäre, müßte ich früher etwas davon gemerkt haben und ich habe aufmerksam danach gesucht. Wenn man mit so sorgenvollem Blick in die Welt hineinschaut, wie Sie es jetzt thun, dann erblickt man überall Feinde und Gespenster. Die unstäte Sorge und Unruhe sind schlechte Berather, die müssen Sie sich nun einmal vom Leibe halten, sonst verrathen Sie sich selber.

Haben Sie ihren Brief schon aufgesetzt, den Sie an's Konsistorium richten wollen?"

„Der ist fertig; ich brauche nur noch die Daten und Zahlen aus den Büchern, die Ihr mitgenommen habt, nachzutragen."

Bensew nahm die drei Dokumente aus der Brusttasche, legte sie auf den Tisch und nun vertieften sich die Freunde in die Durchsicht der Vertheidigungsschrift, die der Pfarrer mit großer Weitläufigkeit ausgearbeitet hatte.

In diesem Augenblick reichte der Postbote einen Brief durch's offene Fenster herein.

Der Pfarrer erbleichte, als er nur die Adresse las; es war ein zweites Schreiben des Konsistoriums.

Bensew hatte alle Mühe, seine Freude zu unterdrücken und kleidete sie zur besseren Maskirung in den Ton des Vorwurfs.

„Verzeihen Sie, aber ich muß mich wirklich wundern, wie ein Mann, der das Gotteswort verkündet, seine Gemeinde so oft zum Vertrauen auf Gott ermahnt, wie ein solcher alles Vertrauen verloren zu haben scheint, gerade in dem Augenblick, wo er es am nöthigsten braucht. Jedes Unglück verliert viel von seinem Stachel, sobald man es in seinem ganzen Umfange kennt und erscheint größer, so lange man über seine Bedeutung noch im Zweifel ist. Oeffnet doch den Brief, der Untergang der Welt wird darin sicher nicht verkündet sein."

„Ihr habt Recht, Bensew, wir wollen also zusehen, was die Herren in Kassel neuerdings wollen; unglücklicher, als ich bereits bin, können sie mich wahrlich nicht machen, auch wenn der Prozeß gegen mich eingeleitet wird; vor dem Richter will ich mich schon verantworten."

Mit diesen Worten öffnete er zitternd das Schreiben; aber kaum hatte er zu lesen begonnen, so sprang er vom Stuhle auf, trat mit dem Brief an's Fenster, als brauche er mehr Licht, um sich zu überzeugen, daß das Alles auch wirklich so dasteht. Er liest und liest mit angehaltenem Athem, da brechen ihm plötzlich die Thränen aus den treuen Augen und er weint wie ein kleines Kind.

Bensew war Menschenkenner genug, auch wenn er weniger eingeweiht gewesen wäre, um zu wissen, daß es Freudenthränen waren, die sein Freund weinte.

„Bensew, lest selber, aber lest es laut vor, damit ich selber daran glaube, — — sie nehmen Alles zurück, sie hätten mir Unrecht gethan und ich hätte in Wirklichkeit Lob und Anerkennung und nicht Rüge und Tadel verdient, — sie bitten mich um Entschuldigung für das Vorgefallene! — — Bensew lest!"

„Ich habe Ihnen ja schon früher gesagt, daß mir die Kasseler Kanzleischrift zu gelehrt und schnörkelhaft ist, aber wenn Sie's sagen, wird's schon wahr sein, da bedarf's meiner Bestätigung nicht. Daß es bei dem Verweis nicht bleiben kann, habe ich ja vom ersten Augenblick an gesagt, aber daß die Herren sich so rasch eines Besseren besonnen haben, hätte ich selber nicht gedacht. Schreiben sie nichts davon, wie sie zur Einsicht ihres Irrthums gekommen sind?"

„Sie seien in Folge nachträglicher Erkundigungen eines Besseren belehrt worden, das ist Alles; wie kann das zugegangen sein?"

„Herr Pfarrer, ich wünsche Ihnen und mir keine größere Sorge, als die Beantwortung dieser Frage. Das wird sich mit der Zeit gewiß aufklären, aber wollen Sie nicht der Frau Pfarrer und Ihren Töchtern die Freudenbotschaft mittheilen?"

„Himmel, was bin ich für ein vergeßlicher Mensch, Käthe, Guste, Grethe!"

Nun kamen sie Alle herein, um die Kunde von dem erfreulichen raschen Wechsel ihres Schicksals selber zu erfahren.

Benjew benützte den Ausbruch ihrer lauten Freude, um sich der Thüre zu nähern und unvermerkt durch dieselbe zu entschlüpfen. Das Bewußtsein, die Verzweiflung einer braven, befreundeten Familie in hellen Jubel umgewandelt zu haben, strahlte in verklärter Freude aus den Augen des wackeren, selbstlosen Freundes. Er war damit so reichlich belohnt, daß er seiner eigenen Familie nichts von dem Vorgefallenen erzählte, sondern sofort in sein Magazin eilte, um Ziegen- und Kalbfelle zu sortiren und zu verpacken. Er war aber kaum eine halbe Stunde fort, als der Pfarrer ihm nachkam, um ihn durchaus zurückzuholen.

„Warum schleicht Ihr Euch denn so heimlich aus dem Hause? Ihr waret der theilnehmende Genosse in den Stunden des Leids, Ihr müßt jetzt auch die Freude mit mir theilen. Wir trinken eine von dem halben Dutzend Flaschen Rüdesheimer zusammen, die mir mein Sohn zu meinem jüngsten Geburtstag geschickt hat. Da giebt's keine Widerrede und ich wäre ernstlich böse, wenn Ihr meine Einladung ausschlagt; also kommt, Benjew!"

„Herr Pfarrer, Sie dürfen meine Freundschaft und Hochachtung für Sie und Ihr Haus nicht nach dem Weine beurtheilen, den ich bei Ihnen trinke oder nicht trinke. In Ihrer Freude haben Sie ganz vergessen, daß ich ja Ihren Wein nach unserem Gesetz gar nicht trinken darf; Sie wollen mich doch gewiß nicht verleiten, mein Religionsgesetz zu übertreten?"

Der Pfarrer schlug sich mit der flachen Hand ärgerlich auf die Stirn.

„Ich habe ja daran gar nicht gedacht; aber es ist doch schade, daß wir Beide nicht einmal ein Glas Wein zusammen trinken können! Es wäre doch schön, wenn ich's noch erlebte, daß diese Scheidewand fiele, die uns Christen von Euch Juden so unliebsam trennt."

„Der Vater im Himmel, der Vater der Juden und Christen, soll Sie noch ungezählte Jahre in ungetrübter Frische Ihrer Familie und Ihrer Gemeinde erhalten, aber das werden Sie nicht erleben, auch wenn Sie das Alter von Methusalem erreichen. Ich sehe zudem gar nichts von der Scheidewand, von welcher Sie da sprechen. Wir haben so unendlich viel Gemeinsames, das uns in Treu und Freundschaft verbindet, daß das bischen Essen und Trinken, in dem wir uns unterscheiden, ganz dagegen verschwindet. Man müßte dem Essen und Trinken eine viel höhere Bedeutung beilegen, als es in Ihren und meinen Augen in Wirklichkeit hat, um mit irgend einem Schein von Recht deshalb von einer Scheidewand zu sprechen. Ich kann mir z. B. nicht denken, daß die Gemeinschaft der Interessen und die innige Freundschaft zweier Christen oder zweier Juden davon berührt würde, wenn der eine ein leidenschaftlicher Verehrer von Butter, Käse, Fischen und dergleichen wäre, während der andere diese Speisen nie über die Lippen bringt. Unser Herr Rabbiner hat mir einmal erzählt, daß die alten Römer für „Essen" und für „Sein" ein und dasselbe Wort hätten. Wem Essen — Leben, und wem Leben — Essen bedeutet, der mag wohl in der Verschiedenheit von Speise und Trank eine Scheidewand erblicken, aber dazu zählen wir Beide doch nicht. Am wenigstens könnten wir jetzt von einer Scheide-

wand sprechen, wo Sie mich doch eines Vertrauens gewürdigt haben, wie man es nur einem erprobten Freunde entgegenbringt und wo ich geradeso Ihnen gegenüber gehandelt hätte, wenn ich in derselben Lage gewesen wäre."

Als Bensew geendigt, betrachtete ihn der Pfarrer einige Minuten lang stillschweigend, dann sprach er tief bewegt:

„Wäret Ihr nicht ein so treuer Freund, wie Ihr es mir seid, so müßte ich mich schämen, mir solche Wahrheiten von einem Manne sagen zu lassen, der da vor mir steht und Kalbsfelle sortirt, während ich, der gebildete, studirte Mann, ihn zu einer Uebertretung der Gesetze verleiten wollte, aus welchen seine Ueberlegenheit und Weisheit fließt. Nein, Bensew, ich will Euch ganz gewiß nicht von Eurem Gesetz abbringen oder es Euch erschweren und verleiden, ich sage Euch im Gegentheil mit den Worten der Bibel: „Hütet's und erfüllt's, denn das ist Eure Weisheit und Einsicht in den Augen aller Völker, die, wenn sie erst diese Gesetze verstehen werden, sagen müssen, es giebt nur ein weises, einsichtiges Volk, das ist diese große Nation." (5. B. M., Cap. 4, V. 6.)

„Nun, Herr Pfarrer, schließt das Alles nicht aus, daß wir doch ein Glas Wein zusammen trinken können, aber hier bei mir! Rüdesheimer habe ich zwar nicht, sondern nur guten Landwein, von dem ich jeden Sabbat ein Glas zu jeder Mahlzeit trinke. Ich würde Euch herzlich gerne zu einer gemeinsamen Flasche einladen, aber ein Bedenken hält mich zurück."

„Und das wäre?" fragte lächelnd der Pfarrer.

„Meine Frau und meine Kinder wissen von den jüngsten Vorgängen kein Wort; wenn wir die glückliche Wendung der Dinge bei mir durch eine Flasche Wein feiern wollten, so

müßte ich nachher Rede und Antwort stehen über die Veranlassung zu einer solchen ungewöhnlichen Feierlichkeit."

„Ja, warum wollt Ihr's denn eigentlich Euerer Familie verheimlichen, was uns so glücklich macht? Daß Ihr vorher nicht darüber sprechen wolltet, finde ich bei Eurem zartsinnigen Takte begreiflich und danke Euch herzlich dafür, aber jetzt könnten wir's doch öffentlich vor der Kirche Jedem erzählen."

„Wenn Ihr es gestattet, mache ich meiner Familie recht gerne die Mittheilung, aber ohne Eure Erlaubniß durfte ich nicht darüber mit einem Dritten sprechen. Nach den Vorschriften des Talmud ist es uns untersagt, eine Mittheilung, die Einer dem Andern unter vier Augen macht, einem Dritten mitzutheilen, ohne spezielle Erlaubniß des Betreffenden."

„Ihr habt wunderbare Gesetze, je mehr ich davon höre, desto mehr ahne ich den göttlichen Ursprung, dem sie entfließen. Aber ich werde es selbst Euerer Frau mittheilen, kommt nur mit in Eure Wohnstube."

Bensew folgte der herzlichen Aufforderung und in kurzer Zeit war auch die Flasche Wein aus dem Keller geholt, durch deren Leerung die merkwürdige Begebenheit ihren äußeren Abschluß erhielt.

V.

Fast zwei Jahre waren seit den in den vorigen Kapiteln geschilderten Vorgängen dahingegangen.

Der Herr Pfarrer hatte wiederholt persönlich bei dem Konsistorium in Kassel vorgesprochen, um seinen Dank mündlich auszusprechen, aber auch um zu erfragen, wieso sein Geschick eine so rasche, erfreuliche Wendung genommen habe. Er

konnte darüber nichts erfahren. Herr Prälat Schellenberg hatte Wort gehalten. Leutseliger als je zuvor verkehrte der Konsistorialrath mit dem fälschlich verdächtigten Dorfpfarrer, und er erkundigte sich eingehender als sonst über alle Verhältnisse seiner Gemeinde. Auch ob es in Malsfeld Juden gäbe und wie dieselben mit der christlichen Bevölkerung lebten und verkehrten.

Der Gefragte war ganz glücklich, nur Gutes darüber berichten zu können und benützte diesen Anlaß, das Lob des Gemeindeältesten Bensew verkünden zu können.

In sein Dorf zurückgekehrt, erzählte der Pfarrer seinem jüdischen Freunde, daß in der Unterhaltung mit dem Präsidenten des Konsistoriums auch von ihm die Rede gewesen wäre.

Bensew hatte seine stille Freude daran, daß sein Edelsinn dem Freunde ein Geheimniß geblieben war. Er hätte das Geheimniß mit in's Grab genommen, wenn nicht in den nächsten Tagen etwas eingetreten wäre, das Bensew selber veranlaßte, es preis zu geben.

Ein Geschäftsgang führte ihn ganz in die Nähe von Gudensberg und eine solche Gelegenheit ließ Bensew nicht vorübergehen, ohne seinen verehrten Lehrer und Berather, Herrn Rabbiner Wetzlar, zu besuchen.

Eine gewisse Scheu, über sein verdienstliches Thun selber viel Worte zu machen, hatte ihn zurückgehalten, dem Rabbiner von dem Freundschaftsdienst zu erzählen, den er dem Pfarrer geleistet hatte. Auch über das, was er seiner Zeit im Büreau des Vorsteheramtes der Israeliten unfreiwilliger Weise gehört hatte, war ihm aus Rücksichten der Diskretion niemals ein Wort über die Lippen gekommen. Jetzt lag die Sache schon so

weit zurück, daß er sie gewiß nicht mehr zur Sprache gebracht hätte, wenn nicht Folgendes eingetreten wäre:

Er traf den Rabbiner in einer seelischen Aufregung, wie er sie noch niemals bei ihm gefunden hatte, die sich aber jetzt in Stimme, Haltung und in jeder Bewegung so auffallend bemerklich machte, daß Bensew nach der ersten Begrüßung sofort den Rabbiner darüber befragte.

„Ist Euch irgend etwas passirt, Ihr seht so aufgeregt aus, daß Ihr mir wohl die Frage verzeiht. Ist in der Familie und in der Gemeinde Alles wohl?"

„Alles wohl! Es fehlt mir gewiß auch weiter nichts, als ein wenig Ruhe. Wenn Ihr zwei Stunden früher gekommen, hättet Ihr mich nicht zu Hause getroffen; ich komme gerade von Kassel zurück und die Reise hat mich wohl ein wenig angestrengt."

Als Bensew von Kassel hörte, wurde er aufmerksam.

„Es war gewiß eine Sitzung des Landrabbinats. Da kann bei dem Kurs, der dort herrscht, schon Manches vorkommen, was einen Rabbiner Eures Schlages nicht gerade angenehm aufregt. Was geht denn da wieder vor?"

„Es gehen Dinge vor, die nicht nur einen Rabbiner, sondern auch den letzten gewissenhaften Juden im letzten hessischen Dorfe beunruhigen können."

„Und das wäre?"

„Das Schlimmste dabei ist, daß ich es weder Euch, noch einem Anderen sagen kann, denn wir haben uns gegenseitig das Ehrenwort gegeben, daß nichts davon über unsere Lippen kommen darf, bis das Unglück geschehen ist."

„Das Unglück, welches Unglück?"

„Ja, das darf ich eben nicht sagen und das drückt mich am meisten, daß ich mich durch dieses Versprechen selber zum Schweigen verurtheilt habe. Wir gehen einer schweren Zeit entgegen, Bensew, das ist Alles, was ich sagen kann."

Einen Augenblick schwiegen die beiden Männer. Bensew fühlte, daß jetzt die Stunde zum Sprechen für ihn gekommen war. Er blickte in die umflorten Augen des treuen Führers und sprach:

„Ob Ihr durch Euer Versprechen gebunden seid, und ob man dasselbe nicht wie jedes andere Neder (Gelübde) lösen kann, vielleicht lösen muß, darüber steht mir keine Meinung zu, das wisset Ihr besser, als ich. Aber nehmen wir einmal an, es gäbe kein Mittel auf der Welt, Euch von Eurem Wort zu entbinden, Ihr dürftet nicht sprechen, ich darf es doch jedenfalls. Ich will Euch sagen, was Euch drückt, was sich in Kassel zugetragen hat, Ihr braucht meine Worte durch kein Wort zu bestätigen, sondern mir nur zu sagen, daß ich mich geirrt habe — —"

„Bensew, Bensew," sprach der Rabbiner, indem er warnend den Zeigefinger seiner rechten Hand erhob, „laßt das. Wollt Ihr mir entlocken, was ich nicht sagen darf? Das werdet Ihr nicht fertig bringen und Ihr könnt es nicht wissen, wenn Ihr auch jetzt von Kassel und nicht von Malsfeld kämet. Also lassen wir das."

„Verzeiht, Meister und Lehrer, wenn ich Euch zum ersten Male in meinem Leben zu widersprechen wage. Wir wollen den Gegenstand nicht liegen lassen, aber Ihr sollt nichts sprechen; ich will sprechen; ich will Euch Alles sagen. — — Herr Dr. Pinhas und der neue Landrabbiner haben dem Landrabbinate eine neue Synagogenordnung vorgelegt, welche

eine Zerstörung des von unseren Vätern uns überkommenen Heiligthums bedeutet. Dieser Angriff auf unser Allerheiligstes hat bei Euch und bei Euren Gesinnungsgenossen im Landrabbinate selbstverständlich die schärfste Gegnerschaft gefunden. Aber schließlich ist das Machwerk doch mit einer einzigen Stimme Majorität angenommen worden. Jetzt soll das Ganze die landesherrliche Genehmigung erhalten, und damit den Machern keiner einen Strich durch die Rechnung macht, hat man Allen das Ehrenwort abgenommen, hat — — —"

Erschrocken sprang Rabbiner Wetzlar von seinem Sitze auf. — —

„Seid Ihr ein Nowi? (Prophet) — ein Baal Schem? (ein Kenner der an den Gottesnamen geknüpften Geheimnisse) — steht Ihr mit dem Himmel oder mit den Schedim (Dämonen) in Verbindung? Sagtet Ihr nicht, Ihr kämet von Malsfeld? Wer hat Euch enthüllt, was vor fünf Stunden in Kassel gesprochen wurde?"

„Beruhigt Euch, Lehrer und Meister, ich bin nichts, als der schlichte Landmann, wie Ihr ihn seit vielen Jahren kennt. Aber Gottes Gnade hat mich vielleicht würdig befunden, in seiner starken Hand das schwache Werkzeug zu sein, womit er die Pläne der Listigen vereitelt."

Nun erzählte er dem an seinen Lippen hängenden Lehrer die Geschichte mit dem Pfarrer, wie sie ihn vor zwei Jahren nach Kassel führte und wie er damals Zeuge der Unterredung war, die nun ihre Früchte gezeitigt hatte.

„Und das Alles tragt Ihr fast zwei Jahre mit Euch herum, ohne mir ein Sterbenswörtchen davon zu sagen? Hättet Ihr mir durch einen Wink nur das, was Ihr gehört

habt, angedeutet, so hätte ich, durch Euch gewarnt, jedenfalls mein Ehrenwort verweigert."

„Verzeiht meine Zurückhaltung; es war kein Mangel an Vertrauen in Eure Verschwiegenheit und Einsicht, der dieses Schweigen entsprungen ist. Ich war in meinen jüngeren Jahren sehr gesprächig und mittheilsam, aber je älter ich wurde, desto mehr habe ich gefunden, wie wenig Brocho (Segen) an dem gesprochenen Worte ist. Wenn unsere großen Weisen sagen, daß der Segen Gottes nur auf Dingen ruht, die dem Auge entzogen sind, so möchte ich auf Grund meiner Erfahrung auch das Ohr hinzufügen. Dazu kommt, daß ich einmal im Sefer Chassidim (Buch der Frommen) gefunden habe, daß jedem Menschen eine bestimmte Zahl Worte zu sprechen bestimmt ist, wenn er diese gesprochen hat, ist sein Lebensfaden abgelaufen. Warum sollte ich leichtsinniger, oder unnöthiger Weise mein Leben verkürzen, wenn ich durch Schweigsamkeit das Mittel in der Hand habe, es zu verlängern?"

„Benseew, ich habe Euch immer geschätzt und geachtet, aber daß sich ein solcher Kern unter der unscheinbaren Hülle Eures äußeren Auftretens verbirgt, das habe ich nicht geahnt."

„Wenn Ihr wüßtet, wie stolz mich dieses Euer Lob machte, wenn ich es verdiente, und wie ich mich dessen schäme, weil ich es nicht verdiene, so würdet Ihr darin einen ferneren Milderungsgrund für mein Schweigen erblicken."

„Ihr braucht Euch bei mir wegen Eures Schweigens nicht mehr zu entschuldigen, denn jetzt sehe ich erst ein, welchen großen Dienst Ihr der Sache bereits durch Euer Schweigen erwiesen habt. Hättet Ihr mich gewarnt und hätte ich in Folge dessen mein Ehrenwort zu geben verweigert, so hätte

man sofort gewußt, daß die Agitation gegen das unerhörte Unterfangen von mir ausgeht. Man hätte mich sorgfältig überwacht und wäre jedem meiner Schritte sofort entgegengetreten. Jetzt aber habe ich freie Hand. Kein Mitglied des Vorsteheramtes und Landrabbinats hält mich fähig, mein gegebenes Wort zu brechen. Was auch gegen die Herren zu unternehmen sein wird, mich wird man nicht dahinter suchen, obwohl ich sie über meine wahre Herzensmeinung nicht im Zweifel gelassen habe. Die Frage aber ist, was soll man jetzt wirklich thun, um diesen Ränken mit Erfolg entgegenzutreten?"

„Ich weiß es nicht," entgegnete Bensew. „Aber wir wollen beide einmal darüber nachdenken. In spätestens acht Tagen bin ich wieder hier. Für die Zwischenzeit erbitte ich mir von Euch Folgendes: Eine Mizwa zieht die andere nach sich, sagen unsere Weisen. Durch den Freundesdienst, den ich unserem Pfarrer erwiesen habe, bin ich in die Lage gekommen, Alles zu erfahren, was Euch zu sagen verboten ist. Erlaubt mir, daß ich unseren Pfarrer in's Vertrauen ziehe, er ist ein großer Freund unseres Volkes und dabei ein überaus erfahrener, kluger Mann, vielleicht zeigt er uns einen Weg, der dazu führt, die Anschläge unserer Feinde zu nichte zu machen."

„Ihr bedürft meiner Erlaubniß nicht. Ihr sagt ja Eurem Pfarrer nichts, was Ihr von mir gehört habt, sondern was Ihr längst ohne mich gewußt habt. Thut also Alles, was Ihr für gut haltet. Gott möge Eure guten Absichten zum Wohle unserer Gesammtheit zur That reifen lassen."

„Dann gehe ich sofort zurück; aber bevor ich gehe, bitte ich Euch, mich zu benschen." (Segnend die Hand auf's Haupt zu legen.)

„Ich Euch benschen? Bensch Ihr mich, möchte ich von Euch bitten, wenn Ihr es nicht schon gethan hättet. Ihr habt mir die Bangigkeit und Hoffnungslosigkeit verscheucht und mich wieder mit der freudigen Zuversicht erfüllt, daß Alles sich noch zum Guten fügen werde, wenn ich auch zur Zeit noch nicht weiß, auf welchem Wege das möglich sein wird. Ihr seid ein Schliach Mizwoh. (Der Vollbringer einer Gottespflicht.) Ihr bedürft keines weiteren Segens."

Als aber Bensew fort und fort drängte, legte der Rabbiner segnend die Hände auf das Haupt des wackeren Biedermannes und erflehte Gottes Beistand für ihn und die Verwirklichung der guten Absichten, die ihn erfüllten.

Dann verabschiedeten sich die beiden Männer mit den Worten: „Gehe zum Frieden," mit welchen sich Jonathan und David (Samuel 1. Cap. 20. V. 42) trennten.

VI.

Als Bensew allein des Weges dahin ging, hatte er Zeit und Muße, sich die ganze Situation zu vergegenwärtigen. Er hatte einen Plan, der ihm schon im Hause des Rabbiners aufgedämmert war, der ihm aber so abenteuerlich schien, daß er ihn sofort, nachdem er aufgetaucht war, wieder verwarf. Aber als er auf seinem Wege den Gegenstand immer wieder nach allen Seiten erwog und keinen anderen Ausweg fand, erschien ihm das ursprünglich Ungeheuerliche immer einleuchtender und schließlich befreundete er sich damit so weit, daß er sich vornahm, seinen Plan jedenfalls dem Pfarrer zu unterbreiten, da ohne dessen Zustimmung und Mitwirkung seine Idee aussichtslos war.

Sein Weg führte ihn an dem Pfarrhause vorbei, und da er den Pfarrer durch's Fenster allein in seinem Studierzimmer bemerkte, trat er, ohne zuerst sein Haus aufzusuchen, bei ihm ein trotz der vorgerückten Abendstunde.

„Störe ich nicht, Herr Pfarrer?"

„Durchaus nicht; Ihr könnt mir sogar helfen; ich suche gerade einen kernigen Text für meine Predigt, wißt Ihr einen?"

„Oh, dann störe ich doch. Ich komme dann lieber ein anderes Mal; die Sache, die ich auf dem Herzen habe, drängt nicht so sehr."

„Bleibt nur ruhig da, Bensew, und setzt Euch. Es ist ja heute erst Mittwoch; ich habe meine Sonntagspredigt schon oft später entworfen, also nur keine Umstände."

„Ich wollte Sie um einen Rath in einer Angelegenheit bitten, die nicht direkt in Ihr Fach schlägt, in welcher Sie mir aber vielleicht doch eher mit Rath und That helfen können, als irgend ein anderer."

Nun erzählte er, wie er soeben von Gudensberg komme und dort bei dem Rabbiner von der Gefahr gehört habe, die der religiösen Zukunft der gesammten hessischen Judenheit drohe, wenn die geplante neue Synagogenordnung die ministerielle Genehmigung erhalte. Diese Synagogenordnung sei heute Sr. Excellenz dem Minister von Hassenpflug zur Unterschrift vorgelegt worden, — von einem Federstrich des Herrn Minister hänge daher Alles ab. Wenn das Landrabbinat, welches der Erhaltung und Förderung des Judenthums dienen solle, selber dem religiösen Abfall huldigt und diese Huldigung durch eine Synagogenordnung, welche mit heiligen

Bräuchen und Gebeten aufräumt, feste, greifbare Formen annimmt, wenn dieser Angriff auf unser Allerheiligstes gar die landesherrliche Sanktion erhielte, so könne er leicht die Erschütterung des religiösen Bewußtseins ermessen, die sie im ganzen Lande bis in die letzte jüdische Dorfgemeinde zur Folge haben müsse. Auf das Landrabbinat einzuwirken, sei bei der religiösen oder vielmehr unreligiösen Richtung seiner treibenden Elemente aussichtslos. Giebt es ein Mittel, um auf den Minister einzuwirken, daß er die Genehmigung versagt?

Der Pfarrer sah den Sprecher groß an, als wolle er sich überzeugen, daß Alles bei ihm in Ordnung sei, nahm dann eine Prise und sagte:

„Da ist guter Rath theuer. Ihr wißt, Hassenpflug ist im kurhessischen Ländchen allmächtig, aber unzugänglich. Er gehört der streng-orthodoxen Richtung in der Landeskirche an und sympathisirt daher wohl mit den Anhängern jeder positiven Religion, also auch mit Eurem Begehren. Aber er weiß gar nichts von dem Zwiespalt in Eurem Lager, so wenig ich davon wüßte, wenn Ihr mir nicht schon so oft darüber berichtet hättet. Was könnte man da thun? Wollt Ihr eine Eingabe an den Minister machen und ihm die Verhältnisse, wie sie sind, darlegen? Ich bin gern bereit, sie nach Eurem Ermessen auszuarbeiten und zu Papier zu bringen. Aber es wäre schade für jeden Federstrich. Die Eingabe wandert in den großen ministeriellen Papierkorb, vielleicht ungelesen, jedenfalls unverstanden. Das wäre aber noch der beste Fall. Möglich wäre aber auch, der Minister schickt Eure Eingabe mit Haut und Haaren zur Begutachtung und Berichterstattung an das Landrabbinat und dann hättet Ihr die Bescheerung fertig. Dem Minister gegenüber erklärt Euch das Landrab-

binat für wahnsinnig und Ihr selbst seid von der Stunde an allen Chikanen und Nörgeleien ausgesetzt, mit welchen eine solche Behörde schon einem das Leben verleiden kann. Wie ich Euch kenne, nähmet Ihr auch das gerne in Kauf, wenn Ihr nur Eurer Sache dienen könntet. Aber Ihr könnt ihr auf diesem Wege nicht dienen. Wie könnte der Synagogenälteste einer kleinen Dorfgemeinde einen solchen Kampf gegen das einflußreiche Landrabbinat führen. Den Mitgliedern dieser Behörde, die auf Eurer Seite stehen, ist der Mund geknebelt; nach menschlicher Berechnung ist der Kampf völlig aussichtslos und deshalb weiß ich hier wirklich keinen Rath."

„Dasselbe habe ich auch gedacht," entgegnete Bensew. „Deshalb ist mir ein anderer Gedanke gekommen. Der Minister Hassenpflug mag in religiösen und politischen Dingen so reaktionär und unzugänglich sein, wie alle Welt sagt; ich halte ihn für einen gerechten Mann. Er hält sein religiöses und politisches System ohne Zweifel für den Ausbund aller Gerechtigkeit, deshalb huldigt er ihm. Er würde aber ebenso der freisinnigsten Demokratie huldigen, die er heute mit allem Nachdruck bekämpft, wenn er sie für eine gerechte Sache hielte. Kurz, ich meine, man muß den Minister über die Dinge, d. h. hier über die Zustände innerhalb der heutigen Judenheit aufklären, verstehen Sie mich?"

„Gewiß verstehe ich Euch. Ich verstehe auch die Mäuse in jener Fabel, die, um der Gefahr entgegenzutreten, welche die Katze für sie bedeutet, den weisen Entschluß faßten, man solle der Katze eine Schelle umhängen, damit man schon von der Ferne höre, wenn sie kommt und seine Maßregeln danach treffen könne. Die Ausführung des weisen Rathes scheiterte nur an dem Umstand, daß sich keine Maus fand, die es wagte,

der Katze die Schelle um den Hals zu binden. Wer soll hier den Minister aufklären?"

„Ich meine Sie, Herr Pfarrer! Sie sollen morgen früh nach Kassel gehen und dem Minister Alles erzählen, wie es Ihnen bekannt ist; ich glaube, er wird es Ihnen noch danken. Sie können vor dem Minister das Wort führen, besser wie ein anderer. Was halten Sie davon?"

„Ich halte davon, daß Eure Liebe zu Eurer Religion und Euer Eifer für dieselbe Euch so blind gemacht haben, daß man den sonst so einsichtigen, klarblickenden Heinemann Bensew gar nicht wiedererkennt. Denkt Euch doch einmal die Dinge, wie sie wirklich liegen. Ich, der simple, linkische Landpfarrer, gehe morgen nach Kassel, melde mich zur Audienz bei Sr. Excellenz dem Minister Hassenpflug, dieselbe wird mir auch bewilligt und ich sage mein Sprüchlein so gut herunter, wie Ihr es nur wünschen könnt; und dann? — — Dann wird doch die erste Frage sein, wie kommt ein christlicher Geistlicher dazu, sich um jüdische Religionsanliegen zu kümmern. Se. Excellenz wird auch fragen: Von wem mir diese Wissenschaft kommt, was ein Pfarrer in einem abgelegenen hessischen Dorfe für ein Interesse daran hat, den Minister aufzuklären, wer mich geschickt hat, wer alle die Hintermänner sind, die mich vorgeschoben haben, mit wie viel Geld ich von den Juden gekauft bin und dergleichen Annehmlichkeiten mehr. Was würde der Minister von einem Juden denken müssen, der vor ihn mit Beschwerden über Unzulässigkeiten innerhalb der Landeskirche treten wollte? Hat man schon einmal gehört, daß vor den Behörden ein Jude die Sache der Christen vertreten hat? Und wie sollte ein Christ die Anliegen der Juden vertreten!?"

„Sie haben Recht, verehrter Herr Pfarrer, in allen Punkten, bis vielleicht auf den letzten. Ich kenne nämlich allerdings einen Fall, wo in Kassel ein Jude mit sehr gutem Erfolg die Sache eines Christen vor einer hohen kirchlichen Behörde geführt hat und diese Erinnerung war es, die mich bethört hat, zu glauben, es könne einmal umgekehrt möglich sein."

„Davon ist mir allerdings nichts bekannt, wann soll denn das gewesen sein, und welchen Fall betrifft das?"

„Ein Dorfjude hatte einmal gehört, daß der Pfarrer seines Ortes, der ein gar lieber, guter Herr gegen Christen und Juden war, vom Kasseler Konsistorium einer unehrenhaften Handlungsweise fälschlich beschuldigt worden war. Da lief der Jude noch in derselben Nacht nach Kassel, trat vor den Präsidenten des Konsistoriums hin, klärte den Irrthum auf und mit Gottes Hilfe ist es ihm gelungen, der Wahrheit zum Rechte zu verhelfen."

Bei diesen Worten sprang der Pfarrer erregt von seinem Sitze auf, küßte und umarmte Bensew und rief:

„Das habt Ihr gethan? Ihr seid also der, dem ich meinen wiedererlangten guten Namen verdanke, und Ihr sagtet mir nichts davon, Bensew, warum sagt Ihr mir das erst heute?"

„Es war meine feste Absicht, es Ihnen niemals zu sagen. Daß ich es nun aber doch gethan habe, mag Ihnen zeigen, wie sehr mir die Sache am Herzen liegt, die uns jetzt beschäftigt. Vielleicht hat Gott es deshalb damals so gefügt, daß ich das Werkzeug für Ihre Rettung war, damit Sie nun auch unser Retter werden, ehrwürdiger Herr Pfarrer."

„Bensew, nach dem, was Ihr mir nun gesagt habet, bin ich zu Allem bereit, was Ihr verlangt. Aber erst müßt

Ihr mir ausführlich erzählen, wie es Euch damals in Kassel erging! Jetzt begreife ich auch das Interesse, das der Herr Konsistorialpräsident für die Malsfelder Juden hatte. Er ist doch ein Ehrenmann, daß er Euch niemals verrathen hat. Nein, wer hätte das gedacht; aber jetzt erzählt einmal Alles von Anfang an."

Und Bensew erzählte seinem aufmerksamen Zuhörer Alles, wie es sich zugetragen hatte, auch sein Erlebniß auf dem Büreau des Vorsteheramtes und sein heutiges Begegniß mit dem Rabbiner von Gudensberg. Von den Fragen und Bemerkungen, dem Erstaunen und der Rührung seines Zuhörers oft unterbrochen, währte die Erzählung bis tief in die Nacht hinein. Als Bensew zu Ende war, ergriff der Pfarrer seine beiden Hände:

„Jetzt danke ich Euch nochmals für Alles, was Ihr da gethan habt. — Ich bin zu gering für alle Wohlthat und alle Treue, die Du Deinem Diener erwiesen hast — spreche ich mit Vater Jakob. Ich brauche Euch nicht erst zu versichern, daß es mein höchstes Glück sein wird, mich Euch dankbar zu zeigen. Für Euch und Eure Sache gehe ich nach Kassel, nach Konstantinopel, bis an's Ende der Welt; dafür habt Ihr mein Wort. Aber ich sage wie Pharao zu Joseph, nachdem dieser die Träume richtig gedeutet hatte: Nachdem Gott Dir dies Alles kund gethan hat, giebt es keinen weiseren und einsichtsvolleren Mann, als Du. — Wenn Ihr wollt, gehe ich für Euch nach Kassel, aber ich rathe Euch, es nicht zu wollen. Ihr sollt selber nach Kassel gehen, es giebt gar keinen geschickteren, besseren Unterhändler, als Ihr seid. Gott wird seinen Engel vor Euch her senden, und das soll diesmal der Herr Prälat Schellenberg sein. Er ist ein Studien- und Gesinnungsgenosse Hassen-

pflug's. Ich schreibe heute Nacht noch einen Brief an denselben und stelle ihm in Kürze den Sachverhalt dar, mit der Bitte, er möge Euch bei Hassenpflug einführen und Eure Sache befürworten. Den Brief nehmt Ihr mit und geht zunächst zu Herrn Prälat Schellenberg, und das Andere wird sich mit Gottes Beistand schon finden. Was haltet Ihr davon?"

„Ich glaube selbst, daß es so am Besten wäre; die Sache hat nur einen Haken, — wie kann ein Mann meines Schlages, ohne Bildung, ohne Wissen, ja ohne richtige Sprache, mit einem so hohen Herrn auch nur reden? Ich komme vor Schüchternheit und Verzagtheit zehnmal aus dem Konzept, bevor ich nur angefangen habe."

„Das ist nicht so, Bensew. Eure Zurückhaltung und Schüchternheit werden Eure besten Fürsprecher bei Sr. Excellenz sein. Folgt mir und geht jetzt nach Hause, es ist bald Mitternacht, und morgen früh geht Ihr in Gottesnamen nach Kassel und nehmt den Brief mit, den ich jetzt schreiben werde."

„Ich bin unter der Bedingung einverstanden, daß ich auf Ihre persönliche Mitwirkung noch rechnen darf, falls der Brief nicht den gewünschten Erfolg haben sollte."

„Selbstverständlich! Und nun gute Nacht, theurer, wackerer Freund!"

VII.

Am Nachmittage des anderen Tages stand Bensew an der Thüre des Konsistorialpräsidenten Prälat Schellenberg. Sie wurde ihm auf sein Läuten sofort geöffnet und zwar von derselben Köchin, wie vor zwei Jahren.

Sie erinnerte sich noch seiner und empfing ihn um vieles respektabler, als damals. Nach wenigen Minuten fand er sich dem Hausherrn gegenüber, der ihn so herzlich empfing, daß die Herzlichkeit keiner Steigerung mehr fähig war, als er den Brief des Pfarrers von Malsfeld überreichte.

„Also heute weiß Ihr Pfarrer, daß Ihr hier seid, oder habt Ihr ihm von Eurem damaligen Besuch noch immer nichts gesagt?"

„Gestern Abend, Eminenz, haben es Seine Hochwürden von mir erfahren, weil ich mit ihm über den Gegenstand des Briefes sprechen mußte."

Der Herr Prälat öffnete den Brief und las ihn aufmerksam durch.

Bensew hatte inzwischen Zeit, sich darüber zu freuen, daß er nicht mehr von Sr. Eminenz per „Er", wie zum ersten Male, angeredet wurde.

„Ihr seid ein merkwürdiger Mann, Herr Heinemann Bensew, Ihr wollt zu Sr. Excellenz dem Minister von Hassenpflug, wißt Ihr, daß das gar nicht so leicht iß?"

„O, das weiß ich nur zu gut, aber ich hoffe auf Gott und auf Euer Eminenz Wohlwollen für diesen bedeutsamen Schritt."

„Ich will das Meinige thun und wir wollen sehen, ob es gehen wird. Heute ist Skatabend bei Sr. Excellenz, da werde ich ohnedies hingehen und will Euch bei dieser Gelegenheit avisiren. Vielleicht kann ich Euch eine Audienz schon für morgen erwirken, aber jedenfalls wird es gut sein, wenn Ihr mir recht genau sagt, was Ihr eigentlich bei dem Minister wollt. Aus dem Brief kann ich's noch nicht klar genug ersehen und der Schreiber hat mich auch auf Sie verwiesen. Es wäre

möglich, daß ich heute Abend schon Se. Excellenz vorbereiten könnte und Ihr hättet dann morgen einen leichteren Stand."

Bensew erzählte nun in seiner schlichten Weise, wie es innerhalb der deutschen Judenheit im allgemeinen und der kurhessischen insbesondere zwei verschiedene Richtungen gäbe, die sich grundsätzlich einander gegenüber stehen. Die einen seien Juden, wie es ihre Väter seit undenklichen Zeiten waren, sie führen ihre Söhne im zarten Alter von acht Tagen in das alte Abrahamsbündniß ein, tragen die Gottesschrift an den Thürpfosten ihres Hauses, sie halten die Sabbate und Feiertage heilig, legen sich die Beschränkungen auf, welche die Gesetze über Speise und Trank vorschreiben, kurz, ihr ganzes Leben bewegt sich in den Bahnen, die Gottes Wille in der niedergeschriebenen und mündlich überlieferten Thora vorgeschrieben hat.

Der Prälat stand von seinem Sitze auf und ging nachdenklich in seinem Zimmer hin und her. Dann forderte er Bensew durch eine Handbewegung zum Weitererzählen auf.

Bensew fuhr tiefaufathmend fort.

„Die Andern haben sich von dem Willen Gottes und seinem Gesetz losgesagt, sie erfüllen es entweder gar nicht mehr oder doch auf eine Weise, die der Vorschrift nicht entspricht. Sie glauben eben nicht mehr an die Göttlichkeit und Verbindlichkeit des Gottesgesetzes und erklären dasselbe für veraltet und der Reform bedürftig. Dieser Richtung huldigt ein großer Theil der Kasseler Synagogengemeinde, sogar ein Theil der Mitglieder des Landrabbinats und leider der Herr Landrabbiner selbst."

Nach kurzer Pause fuhr Bensew fort:

„Würden diese Herren sich damit auf sich beschränken, so ginge das Niemand etwas an, sie hätten das, was sie thun

und zu lassen für gut finden, nur für sich, vor ihrem Gewissen und vor Gott zu verantworten. Aber die Herren mißbrauchen ihre amtliche Stellung, um den Geist des Abfalles in die Kreise der hessischen Judenheit zu tragen. Sie können nun G. s. Dank Niemanden zwingen, irreligiös zu leben, wenn sie auch die treue Anhänglichkeit an Gott und seinem Gesetz als überwundenen Standpunkt belächeln und verspotten. Sie sind nun auf den Gedanken gekommen, die einzige Stätte, die ihrer Aufsicht und Verwaltung untersteht, zum Versuchsfeld ihrer Neuerungen zu machen, das ist der synagogale Gottesdienst. Ich kann Ew. Eminenz nicht sagen, mit wie vielen innigen Fäden die jüdischen Herzen an ihren Gotteshäusern und dem Gottesdienst hängen, der sich darin vollzieht. Jeder Brauch, jedes Gebet, jede Einrichtung, ja fast jede Melodie gilt ihnen als ein seit undenklichen Zeiten von den Ahnen überliefertes Heiligthum. Wenn ein Kind in den Abrahamsbund eingeführt wird, so vollzieht sich diese Einführung dort und die ganze Gemeinde nimmt an der Freude des Einzelnen Theil. Wer sein Theuerstes durch den Tod verloren hat, haucht an dieser Stätte vor der ganzen Gemeinde seinen Schmerz in ergreifenden Gebeten aus, auf deren Schwingen sich das gedrückte Gemüth hoch über die Mühen und Leiden dieses Lebens emporschwingt. Es giebt nichts zwischen der Wiege und dem Grabe, an dem das Gotteshaus nicht innigen Antheil nähme. Draußen im Leben gedrückt und geächtet, finden wir uns hier wie eine große Familie im Vaterhause zusammen. Der hunderte von Meilen entfernte Fremde, der diese Stätte betritt, hört auf, ein Fremder zu sein, er fühlt sich als Bruder. Die trauten Laute der heiligen Sprache treffen das Ohr, rühren das Herz und schlingen das Bruderband um alle zerstreuten

Glieder des Gottesvolkes. In dieses Heiligthum wagt das Landrabbinat einen rohen Eingriff durch seine neue Synagogenordnung. Diese Ordnung will die heilige Sprache verdrängen und durch die Landessprache ersetzen, sie streicht die heiligsten Gebete, sie verletzt die theuersten Empfindungen und glaubt — nicht mit Unrecht — wenn die Entweihung dieses Allerheiligsten erst gelungen ist, daß dann auch die Heiligkeit des jüdischen Lebens außerhalb der Synagoge dem Moloch der Aufklärung und des angeblichen Fortschrittes, der aber in Wirklichkeit ein beklagenswerther Rückschritt ist, ganz von selbst zum Opfer falle. Daß dieser Willkür nicht noch die landesherrliche Bestätigung durch die Unterschrift des Ministers werde, das ist es, worum ich Seine Excellenz ganz unterthänigst bitten möchte."

Der Herr Prälat hatte dem Sprechenden aufmerksam zugehört und nickte ihm nun zustimmend entgegen, als er geendet hatte.

„Ihr habt mir da Vieles gesagt, was mir ganz neu war und von dem ich glaube, daß es auch Sr. Excellenz gänzlich unbekannt ist. Ihr seid also ein entschiedener Gegner dieser Neuerer und möchtet ihrer Neuerungssucht gern einen Riegel vorschieben, nicht wahr?"

„So ist's, Eminenz."

„Da muß ich mich denn doch über Euch wirklich wundern. Wenn Ihr schon denjenigen gram seid, die nur einen Theil Eurer Gesetze nicht erfüllen, was müßt Ihr erst von uns denken, die wir uns im praktischen Leben ja gar nicht an das Gesetz Mosis halten. Wie könnt Ihr ein Gegner Eurer eigenen Brüder sein und gleichzeitig eine so treue, aufopfernde Freund-

schaft für einen Christen, für Euren Pfarrer im Eurem zwiespältig getheilten Herzen tragen? Das verstehe ich nicht."

„Verzeiht, Eminenz, aber ich glaube, daß hier keinerlei Zwiespalt vorliegt. Wie sollte ich gegen einen Christen und gar gegen unseren Herrn Pfarrer irgend etwas haben, weil er ein Gesetz nicht erfüllt, zu dem er ja gar nicht verpflichtet ist. Ich hätte ja auch gegen meine Brüder nichts, wenn sie ihren Abfall nur auf sich beschränken und ihn nicht in's Volk tragen wollten. Ich verlange ja auch nicht, daß ihnen auch nur ein Haar gekrümmt wird, nur das Unheil möchte ich zurückhalten, das sie mit vollen Händen in die Massen zu streuen im Begriffe sind. Wenn mir das nicht möglich ist, wenn ich meine eigenen Brüder als Verführer betrachten muß, die Amt und Ansehen mißbrauchen die Religion zu zerstören, die sie doch zu erhalten berufen sind, dann muß ich allerdings sagen, daß ein religiöser Christ, wie es z. B. unser Herr Pfarrer ist, mir ungemein näher steht, als ein irreligiöser Jude dieses Schlages. Ich habe dann viel mehr gemeinsame Berührungspunkte mit jenem, als mit diesem. Der Herr Pfarrer erkennt wie ich die Göttlichkeit der Bibel an, meine abgefallenen Brüder leider nicht. Unser Herr Pfarrer schont und achtet meine religiöse Ueberzeugung, wie ich die seine achte, meine religiösen Brüder thun das nicht. Ich halte ihre Modereligion für einen schweren Treubruch und sie verspotten meine Anhänglichkeit an das überlieferte Judenthum als einen überwundenen Köhlerglauben. Es thut mir weh, daß Ew. Eminenz mich zu dieser Erklärung nöthigen, aber sie entspricht leider der Wahrheit."

„Ihr seid ein wackerer Mann, Bensew, und wenn Ihr das Alles so Sr. Excellenz dem Minister sagt, so glaube ich, daß Eure Sache gut steht. Schaden kann es nicht, wenn Ihr

auch noch einfließen laßt, daß wer keine rechte Religion hat, daß der auch kein rechter Bürger und Patriot sein kann, daß daher die Herren vom Landrabbinat und Vorsteheramt auch nach dieser Seite hin — —"

Bei diesen Worten hatte Bensew ganz die Rücksicht vergessen, die es verbietet, einem so hohen Herrn in's Wort zu fallen und ihn nicht zu Ende reden zu lassen. Er unterbrach ihn ganz erregt mit abweisend erhobener Hand:

„Das nicht, Eminenz. Ueber den Zusammenhang zwischen Religion und Patriotismus erlaube ich mir kein Urtheil, aber das muß ich im Namen der Wahrheit betonen, nach dieser Seite hin haben sich meine abgefallenen Glaubensbrüder nie etwas zu Schulden kommen lassen. Sie nehmen es hinsichtlich der Bürgertugenden getrost mit allen Bewohnern des Landes auf, ich würde es mir für eine große Sünde anrechnen, einen solchen Verdacht auch nur zu erwecken, geschweige denn ihn zu fördern. Lieber würde ich auf Alles verzichten, als es um diesen Preis zu erlangen. Sie mögen es mir glauben, daß es mich viele Ueberwindung gekostet hat, einen Schritt bei dem Minister zu thun und zwar lediglich deshalb, weil ich für unsere inneren jüdischen Anliegen nicht gern einen außerjüdischen Richter und gar einen so hochstehenden anrufen möchte. Es stünde gewiß besser um unsere inneren religiösen Angelegenheiten, wenn wir dieselben selber verwalten könnten und nicht auf christliche Behörden angewiesen wären, die beim besten Willen dadurch, daß sie falsch und einseitig unterrichtet sind, fehlen und irren müssen. Aber nicht ich habe die Synagogen-Ordnung dem Minister unterbreitet, sondern das Landrabbinat und das Vorsteheramt hat es gethan. Daß dieser un-

heilvolle Schritt keine anderen nach sich ziehe, das ist, was ich mit Gottes Hilfe und Ihrem Beistand verhindern möchte."

„Also seid unbesorgt, ich werde Euch eine Audienz beim Minister erwirken; ich zweifle nicht daran. Morgen früh um acht Uhr findet Euch wieder bei mir ein und dann will ich Euch Nähers mittheilen."

VIII.

In den eleganten Empfangsräumen Sr. Excellenz des kurfürstlich hessischen Ministers von Hassenpflug bewegte sich eine kleine auserlesene Gesellschaft. Es mochten etwa 8—10 Herren mit ihren Damen zugegen sein. Dieselben hatten eben gemeinschaftlich den Thee genommen und theilten sich nun in kleinere Gruppen. Die Damen musizirten in dem Musiksaale, die Herren hatten sich in das Rauchzimmer zurückgezogen und sich um verschiedene kleine Tischchen gruppirt, an welchen gespielt wurde.

Der Wirth hat seine feierliche, zugeknöpfte Amtsmiene so vollständig abgelegt, daß man in dem liebenswürdigen, jovial dreinschauenden Skatspieler kaum wieder den gestrengen und gefürchteten Herrn Staatsminister erkennen konnte.

Es waren fast ausschließlich Jugend- und Duzfreunde, die sich hier zusammengefunden hatten. Herr Prälat Schellenberg spielt niemals Karten; er pflegte an solchen Abenden mit dem Herrn Oberappelations-Gerichtspräsidenten von Wudtke eine Partie Schach zu spielen. Der letztere saß schon an seinem Tischchen dazu bereit, aber sein Partner erklärte, daß er heute Abend überhaupt nicht spiele. Wer ihn aufmerksamer beob-

achtete, mußte finden, daß er irgend etwas auf dem Herzen habe. Aber aufmerksame Beobachter gab es heute Abend in diesem Kreise nicht. Was ihn drückte, war die Ueberlegung, wie es ihm möglich sein werde, sein Bensew gegebenes Versprechen einzulösen. Von amtlichen Angelegenheiten wollte der Minister an solchen Abenden nichts wissen. Hätte Schellenberg den Minister ein Viertelstündchen allein sprechen können, so hätte er seine Sache trotzdem zur Sprache gebracht, aber vor diesen „alten Herren" von einem Dorfjuden anzufangen und gar für ihn eine Audienz zu erwirken, das ging nicht wohl an. Man mußte also eine passende Gelegenheit abwarten und dieselbe sofort am Schopfe fassen. Dazu war es nöthig, sich in unmittelbarer Nähe des Ministers zu postiren.

Dieser saß mit dem Cavallerieoberst von Görne und dem kurfürstlichen Domäneminister von Wattenbach an einem besonderen Tisch und mischte eben die Karten.

„Ich setze mich heute zu Euch," begann der Herr Prälat näher tretend, „aber nur als stummer Gast, mein Kopf ist heute nicht frei genug für's Schach, vielleicht erbarmt sich ein Anderer über den Wudtke."

„Sehr angenehm, Eminenz, wenn Du zu uns aus Deinen theologischen Höhen herniedersteigst," sagte Hassenpflug und stellte an seiner rechten Seite einen Stuhl für ihn zurecht.

„Wenn wir geistlichen Beistand nöthig haben, brauchen wir jetzt nicht weit zu suchen, wenn Du bei uns bist," meinte der Domäneminister.

„Ich werde sofort darum bitten, indem ich Dich ersuche, mir in die Karten zu sehen und mir im Ernstfalle Deinen hoch-

weislichen Rath zu spenden," sagte der Oberst; „was ist Trumpf?"

„Richtig Kreuz! auf diesem Gebiet ist Schellenberg ja erste Autorität," sagte lächelnd der Wirth.

Schon länger als eine halbe Stunde hatte der Prälat gedankenlos dem Spiele zugesehen und vergebens nach einer Gelegenheit gefahndet, sein Sprüchlein herzusagen. Eben hatte durch einen feinen Trik der Domäneminister den Cavallerieoberst bete gemacht, so daß dieser sagte:

„Du Spitzbub', wenn das mit rechten Dingen zuging, will ich, ich weiß nicht was, aber ich werde jetzt die Augen aufmachen, — — der reine Jud'!"

„Wenn der Wattenbach wirklich etwas gemogelt hat, dann ist die Bezeichnung Jud' viel zu gelinde," sagte der Prälat, „denn es giebt doch auch ehrliche Juden."

„Hast Du schon einmal einen gesehen?" fragte der Cavallerieoberst, während er die Karten vertheilte.

„Es sind noch nicht vier Stunden her, daß ich einen in meiner Wohnung gesehen und gesprochen habe."

„Du hast ihn am Ende gar bei Dir, sieh' doch einmal in Deiner Westentasche nach," bemerkte Hassenpflug.

„Bei mir habe ich ihn nicht, aber wenn Du willst, will ich ihn Dir morgen schicken."

„Das fehlt mir auch noch, was soll er bei mir thun? Aber in's Museum kannst Du ihn schicken, dort sollen sie ihn unter Spiritus legen und ihn für Geld vorzeigen."

Die beiden Zuhörer brachen in ein schallendes Gelächter aus; aber der Herr Prälat blieb ernst. „Hat Euch schon einmal ein Jude geprellt?" fragte er ernst.

„Von der Seite habe ich Dich noch gar nicht gekannt," antwortete der Domäneminister, „Du verzapfst wohl heute Menschenliebe, hm?"

„Ich habe mich selber nicht von der Seite gekannt, auch über die Juden immer und überall so gedacht, wie Ihr, aber was ich neuerdings erfahren habe, hat mich zu einer ernstlichen Revision meines Urtheils oder Vorurtheils geführt."

„Sofort wenn die Partie zu Ende ist, mußt Du uns Dein Judenabenteuer erzählen," sagte der Domäneminister.

Aber es folgte noch ein Spiel und noch ein zweites, es wäre wohl noch manches andere gefolgt, wenn der liebenswürdige Hauswirth nicht daran erinnert hätte, daß man der Eminenz die Geschichte abkaufen müsse, die sie zum besten geben wolle.

Herr Prälat Schellenberg erzählt nun sein erstes Begegniß mit Bensew vor zwei Jahren, und er that dies mit so viel Wärme und Geschick, daß, als er geendet, der Oberst v. Görne meinte, einen solchen Juden möchte er auch kennen lernen.

„Handelt er vielleicht mit Pferden, dann möchte ich gerne mit ihm in Verbindung kommen, denn die Roßhändler, mit welchen ich verkehre — und es sind ausschließlich Christen — haben mich schon so oft über's Ohr gehauen, daß ich's einmal mit einem Juden versuchen möchte."

„Sagtest Du nicht vorhin," bemerkte Hassenpflug, „daß Du den Juden erst vor wenigen Stunden gesprochen hättest?"

„Allerdings sagte ich das, jetzt habe ich den Mann von einer zweiten Seite kennen gelernt, die aber nur unsern Wirth interessirt. Dir will ich's ein anderes Mal erzählen."

„Vor meinen Gästen habe ich kein Geheimniß, und wer A sagt muß B sagen, also heraus mit Deiner Geschichte Nummer Zwei, die Sache fängt an, mich zu interessiren."

„Nun, wenn Ihr's durchaus wissen wollt, so kann Euch geholfen werden. Ist bei Dir nicht ganz kürzlich vom Vorsteheramt der Israeliten oder vom Landrabbinate eine neue Synagogenordnung eingelaufen?"

„Ja, du lieber Himmel, da fragst Du mich zuviel. Die Eingänge von dieser Behörde gehen alle an den landesherrlichen Kommissar; der liest sie und legt sie mir, je nachdem, was sie enthalten, zur Unterschrift vor. Ich unterschreibe dann diese Sachen, lasse mir auch manchmal einen kurzen, mündlichen Bericht darüber erstatten, aber das dauert oft Monate lang bis zur Erledigung; bekannt ist mir zur Zeit gar nichts davon, aber warum interessirt Dich das?"

„Ihr scheint Alle nicht zu wissen, daß es unter den Juden, ganz so wie bei uns, zwei verschiedene Richtungen giebt, ja, man darf geradezu sagen, zwei verschiedene Konfessionen. Denn die Unterschiede z. B. zwischen Protestantismus und Katholizismus sind reine Spielsächelchen gegen die tiefgehende Kluft, die zwischen den alten Juden sans phrase und denjenigen besteht, die sich Reformjuden nennen, und den Fortschritt und die Lossagung von den alten Satzungen des Judenthums als Parole ausgeben."

„Was sagst Du da von Fortschritt und Aufklärung, so was giebt's doch bei uns in Hessen-Kassel nicht?"

„In Hassenpflug war der Reaktionär, der Büreaukrat, der ausgesprochene Gegner jeden Fortschritts bei diesen Worten erwacht.

„Erzähle doch einmal weiter, Dein Jude fängt an, mich zu interessiren."

Prälat Schellenberg war jetzt im richtigen Fahrwasser, und als er nach einer Viertelstunde seinen Bericht beendet hatte, sagte Hassenpflug:

„Den Malsfelder Synagogen-Aeltesten mußt Du mir einmal schicken; ich suche schon so lange nach einer Gelegenheit, den Kasseler Juden eins einzubrocken; jetzt bietet sie sich ganz ungesucht."

„Was haben Dir denn die Kasseler Juden gethan?" fragte der Domäneminister.

„Du fragst auch noch? Sie führen mich ja schon so und so viele Jahre am Narrenseile herum, und wenn ich heute Abend hier nicht gehört hätte, wohin sie eigentlich zielen, ich hätte sie ja für lauter stock-orthodoxe Talmudjuden gehalten. Einen schönen Streich habe ich ihnen schon einmal gespielt, den sie mir nicht so bald vergessen werden."

„Was war denn das?" fragte der Prälat.

„Als der vorige Landrabbiner starb, ich glaube, es war im Jahre 42, da ließen sie die Stelle sechs, sieben Jahre oder noch länger unbesetzt. Auf wiederholte Reklamationen seitens des Ministeriums traf immer die stereotype Antwort ein, sie gäben sich alle Mühe, aber sie hätten die richtige Kraft noch immer nicht gefunden. Mir kam das sonderbar vor, daß sich für Kassel kein Landrabbiner finden lassen solle. Ich recherchirte und hörte nun zu meinem Erstaunen, daß die superklugen Leutchen immer auf die Feiertage einen anderen Rabbiner zur Probepredigt kommen ließen; für sonst im Jahre konnten sie ihn leicht entbehren. Für die Feiertage hatten sie aber den Genuß, jedesmal einen anderen Prediger zu hören,

der sie nichts kostete und das Gehalt für den Landrabbiner konnten sie auf diese Weise die ganzen Jahre hindurch für sich behalten. Als ich das erfahren hatte, stand mein Entschluß fest, ihnen die Wahl zu erleichtern. Ich ging gerade zur Kur nach Kissingen, gehe am Samstag dort in die Synagoge, um den Rabbiner predigen zu hören, und als ich ihn als einen ganz acceptablen Prediger fand, so ließ ich ihn Sonntags kommen und fragte ihn, ob er Lust hätte, Landrabbiner von Kassel zu werden. Der Herr war ganz verblüfft, er ward sofort von mir engagirt, und ich ließ nach Kassel meinem landesherrlichen Kommissar berichten, er solle dem Vorsteheramte mittheilen: habemus papam, d. h. auf deutsch, wir haben einen Landrabbiner. Auf diese Weise habe ich mich um die Seelsorge meiner Juden verdient gemacht, aber daß der Rabbiner mir das so lohnt, daß er unter die Reformer und Aufwiegler geht, das werde ich ihm auch gedenken. Also, Deinen Juden schickst Du mir morgen früh um Zehn, bis dahin werde ich mich noch informiren, ob wirklich eine neue Synagogen-Ordnung zur Bestätigung vorliegt; das Andere wird sich finden."

Der Gegenstand fesselte die Herren noch den ganzen Abend, so daß sie erst durch die anderen Gäste an die vorgerückte Nachtstunde erinnert werden mußten.

IX.

Punkt acht Uhr am anderen Morgen stellte sich Bensew bei seinem Gönner ein.

„Euer Weizen blüht," rief ihm der Prälat entgegen. „Se. Excellenz hat Euch zu einer Audienz um zehn Uhr befohlen."

„Gehen Eure Eminenz mit?"

„Wo denkt Ihr hin? Das paßt sich nicht; Se. Excellenz wollen nur Euch empfangen. Ich muß Euch aber noch ein paar kleine Winke mitgeben. Also ich gehe nicht mit; ich gebe Euch aber eine Visitenkarte mit den Worten: „Zur Empfehlung für den Synagogen-Aeltesten Heinemann Bensew aus Malsfeld" mit. Die Karte lege ich in ein Briefcouvert mit der Aufschrift: „An Se. Excellenz den Minister von Hassenpflug" und Ihr gebt die Karte beim Portier am Ministerial-Gebäude ab. Man wird Euch dann in ein Vorzimmer führen, dort wartet Ihr, voraussichtlich mit Andern, bis der Huissier Euren Namen ruft und Ihr tretet dann direkt in das Arbeitskabinet Sr. Excellenz ein. Habt Ihr verstanden?"

„Vollkommen, Eminenz."

„Ihr dürft das nicht übel nehmen, wenn ich Euch das Alles so umständlich darlege, aber bei den großen Herren kommt es sehr viel auf Kleinigkeiten an, und Ihr habt doch gewiß noch niemals eine Audienz bei einem Minister gehabt, wie?"

„Nein, Eminenz, bei einem Minister noch nicht, aber schon bei einem König."

„Was sagt Ihr da, Ihr eine Audienz bei einem König. Ihr scherzt, bei welchem König?"

Bensew hatte nicht das Aussehen, als ob er scherze, er war in diesem Augenblick auch sehr wenig zum Scherzen aufgelegt, und mit feierlichem Ernst, der gar nichts Gemachtes an sich hatte, erwiederte er:

„Beim König aller Könige, dem Heiligen, gepriesen sei Er. Bei Ihm habe ich täglich dreimal Audienz, wenn ich Ihm Morgens, Mittags und Abends mein Gebet vorbringe. Es ist

noch kaum mehr als eine Stunde her, daß ich bei Ihm Audienz hatte. Dort habe ich mir die Kraft, den Muth und die Einsicht erbeten, auch vor irdischen Größen Seine heilige Sache zu vertreten. Daß Gott mein Gebet erhört hat, dafür ist mir die Leutseligkeit Bürgschaft, mit welcher Ew. Eminenz sich herablassen, um einem schlichten Dorfjuden die Winke mitzutheilen, die für den nächsten Schritt mir so sehr nöthig sind. Ich kann dafür meinen Dank wohl nicht besser aussprechen, als durch die Versicherung, daß ich mir Alles sorgfältig merken und es gewissenhaft befolgen werde."

Die weisen und doch so ungekünstelt bescheidenen Worte Benseu's verfehlten ihren Eindruck nicht auf den edlen Prälaten und dieser fuhr in seiner herzlichen Weise fort:

„Se. Excellenz wird von der Welt vielfach verkannt und falsch beurtheilt. Der feste, unerschrockene Mannesmuth, mit welchem er sich der Strömung einer leichtlebigen Zeit entgegenwirft, um ihre unberechtigten, gefährlichen Ausschreitungen zurückzudämmen, haben ihm viele Feinde und heißen Kampf gebracht. Dadurch hat er sich im Laufe der Zeit eine gewisse Rauheit in seinem äußeren Wesen und Auftreten angeeignet, die Viele den edlen Kern verkennen läßt, den diese rauhe Hülle birgt. Es ist sehr möglich, daß er auch heute Euch rauh anfahren wird, aber laßt Euch dadurch nicht einschüchtern, denn ich wiederhole Euch, Eure Sache steht so gut, wie Ihr es nicht besser wünschen könnt."

„Ich danke Ew. Eminenz von ganzem Herzen."

„Nun, noch eins. Widersprecht niemals Sr. Excellenz; das können die hochgestellten Persönlichkeiten am wenigsten leiden. Nehmen wir z. B. an, Se. Excellenz erkundigt sich nach Eurem Wohnort, und er sagte, daß ihm Malsfeld als der Ort

bekannt sei, in welchem der Himmel grün ist und die Bäume blau sind, in welchem die Kühe jeden Morgen per Luftballon auf die Weide fahren, und ähnliches mehr, so sagt Ihr weiter gar nichts, als: „Zu Befehl, Excellenz!"

Bensew mußte unwillkürlich lächeln; aber der Herr Prälat fuhr unverdrossen fort: „So schlimm wird's wohl nicht werden, ich habe mit Absicht etwas übertrieben. Aber es ist möglich, daß sich Se. Excellenz über Personen, auf die Ihr sehr wenig haltet, überaus anerkennend ausspricht, oder umgekehrt, versteht Ihr mich, da dürft Ihr nicht opponiren und corrigiren wollen, sondern sagt immer nur: „Zu Befehl, Excellenz!"

Bensew nickte zustimmend und sein Instruktor fuhr fort: „Jetzt komme ich zur Hauptsache. Ihr habt, darüber dürfen wir uns nicht täuschen, in der ganzen Angelegenheit keinen leichten Stand. Ihr kommt ohne Auftrag, als gewöhnlicher, unbekannter Dorfjude in die Residenz und verlangt von Sr. Excellenz, dem Staatsminister, nichts Geringeres, als er solle dem Vorsteheramte und Landrabbinate entgegen treten, die doch anerkannte staatliche Behörden sind. Füglich muß auch der Minister eine so ungewöhnliche Handlungsweise doch irgendwie begründen. Wenn er seine Unterschrift unter die Synagogen-Ordnung verweigert und sie wandert in den großen, ministeriellen Papierkorb, dann werden bald ihre Gevattern auf die Motive dringen. Er braucht sie nicht anzugeben; aber diese Leisetreterei ist nicht Sache Sr. Excellenz. Soll er aber die Wahrheit sagen, daß er seine Macht nicht zur Förderung von Bestrebungen hergeben will, welche die Religion untergraben und zerstören, statt sie zu fördern und zu erhalten, so liegt die Frage auf der Hand, von wo dem Minister diese Wissenschaft kommt. Der Minister ist durch mich von der

Wahrheit Eurer Darstellung überzeugt, daran braucht Ihr nicht zu zweifeln, aber er kann trotzdem nicht Vorsteheramt und Landrabbinat ohne weiteres vor den Kopf stoßen, weil der Herr Heinemann Bensew es so haben möchte. Euch wäre es wahrscheinlich selber nicht lieb, wenn die Herren erführen, wer ihnen die ganze Bescheerung gebracht hat, nicht wahr?"

„Gewiß nicht!"

„Wir müssen die Sache daher in folgender Form machen: Ihr geht zu Sr. Excellenz und gebt Antwort, auf was Ihr gefragt werdet. Hauptsache ist, daß Ihr den Widerstreit der verschiedenen Richtungen bei den heutigen Juden so darstellt, wie Ihr es bei mir gethan habt. Dann verlangt Ihr nicht, Se. Excellenz solle die Genehmigung der Synagogen-Ordnung verweigern, das wäre von einem simplen Dorfjuden eine zu große Kühnheit. Ihr bittet, Se. Excellenz möge vor der Entscheidung den Entwurf einer anderen rabbinischen Autorität vorlegen und nach deren Gutachten entscheiden. Ihr müßt dann zusehen, daß Ihr, wenn Ihr nach einer solchen Autorität gefragt werdet, oder wenn die Frage nicht erfolgt, von selbst ein oder zwei Rabbiner namhaft macht, die auf dem Boden des alten einzigen Judenthums stehen. Es müssen natürlich außerhessische, aber jedenfalls deutsche Rabbiner sein. Auf diese Weise ist der Minister gedeckt und Ihr seid aus dem Spiel und die ganze Sache wird sich viel leichter und glatter machen; verstanden?"

„Vollkommen, — ich bewundere die fürsorgende Weisheit Ew. Eminenz, die Alles bis in die kleinsten Einzelheiten in Erwägung gezogen hat für den bevorstehenden Schritt, von dessen Gelingen und Mißlingen die religiöse Zukunft der hessischen Judenheit so wesentlich abhängen wird."

„Nun habt Ihr aber keine Zeit mehr zu verlieren, es ist schon neun Uhr vorbei und Ihr müßt vor Zehn im Palais des Ministers sein. Hier habt Ihr meine Karte und nun wünsche ich Euch guten Erfolg! Gott möge Euch Seine Engel voransenden, daß Ihr Gnade in den Augen des Mannes findet, in dessen fester Hand die Geschicke unseres Landes liegen!"

„Gott hat ihn bereits in Ew. Eminenz Person geschickt, so daß ich mit Vater Jakob spreche: „Auf Deine Hilfe hoffe ich, o Gott!"

Kurz vor dreiviertel auf Zehn stand Bensew vor dem Palais des Ministers von Hassenpflug.

Da war zunächst ein Doppelposten zu passiren, eine Passage, für welche Bensew schon seinen ganzen Muth zusammen nehmen mußte. Man ließ ihn zwar unbehelligt hindurchgehen, aber die beiden Soldaten betrachteten den Juden mit Blicken, die nichts weniger als ermuthigend für ihn waren.

Bensew war noch nie in seinem Leben zwischen zwei Soldaten hindurch gegangen, und die beiden Wache stehenden Soldaten hatten auch noch nie einen Dorfjuden in das Palais Sr. Excellenz gehen sehen.

Die Equipagen und Karossen, welche vor dem hohen Portale hielten, pflegten in der Regel andere Herren zur Audienz zu führen. Neugierig blickten sie dem über den weiten Hof nach dem Palais Schreitenden nach. Jetzt kam die zweite Schwierigkeit. Dort stand ein reich gallonirter Lakai oder Portier mit einem großen Stabe in der Hand, der oben einen dicken silbernen Knopf trug. Schüchtern wagte sich Bensew heran. Aber kaum hatte er die unterste Stufe der hohen Freitreppe betreten, als ihn der betreßte Cerberus anherrschte:

„Zu wem will Er, Hebräer?"

„Ich bin für zehn Uhr zur Audienz befohlen."

„Ja, was will Er denn hier, um Himmelswillen?"

„Einen Brief soll ich hier abgeben."

Bei diesen Worten überreichte Bensew das Billet, welches den Stempel des Konsistorial-Präsidenten Schellenberg trug.

Der Portier nahm gravitätisch die Adresse in die Hand. Beim Lesen derselben verloren die Züge des Lesenden ihren rohen, übermüthigen Ausdruck und nahmen die üblichen, devoten Formen an.

Vielleicht, dachte er, ist dieser Landjude irgend ein verkappter Rothschild; die Rothschilds haben ja mit dem hessischen Hof schon lange gute Beziehungen gehabt, er wurde sogar höflich, höfisch und geleitete ihn ganz unterwürfig zu der breiten Treppe, die zum Antichambre Sr. Excellenz führte; dort möge er seine Karte nur dem Huissier abgeben.

Der Letztere stand bereits an der Flügelthüre, nahm Bensew das Empfehlungsschreiben ab und wies ihn an, Platz zu nehmen und zu warten, bis er gerufen werde.

In den Vorzimmern befanden sich mehrere Herren in Frack und weißer Binde, verschiedene höhere Militärs in Galauniformen und einige elegant gekleidete Damen, welche zur Audienz geladen und für den Empfang vorgemerkt waren.

Es war Bensew nicht zweifelhaft, daß die bereits Anwesenden zuerst vorgelassen würden, und daß er noch lange werden warten müssen. Er sah sich seine Umgebung ein wenig an, sein Blick musterte den ganzen Raum, von den weichen, türkischen Teppichen an, in welchen er mit seinen schweren, genagelten Schuhen tief eingesunken war, bis zu den herrlichen Plafondmalereien, welche die Saaldecke zierten. Dabei blieb das Auge unwillkürlich an dem hohen, mit schweren Gold-

rahmen eingefaßten Spiegel hängen, in dem er plötzlich seinem eigenen Bilde begegnete. Wie stach er gegen die elegante Hofetiquette und Toiletten ab, auf die er hier allenthalben stieß und die er nun so bequem durch den Spiegel mustern konnte, ohne die Herren in Uniform und Civil direkt auf's Korn zu nehmen. Sein unvermeidlicher stahlblauer Jomtofrock, um den ihm ganz Malsfeld neidisch nachblickte, hielt keinen Vergleich mit dem aus, was er hier Alles sah; das stand fest, daß er mit seinem Rock dem Minister nicht imponiren werde. Er trug das schlichte ungestickte Hemd von grobem Linnen, wie es die Leute vom Lande damals trugen; um den Hals ein schwarzes, halbseidenes Halstuch, das ähnlich wie die Halsbinden der Soldaten geschlungen und durch eine Schleife vorn festgebunden war. Zu seinem Schrecken merkte er, daß der Knoten sich gelöst und die Schleife sich verschoben hatte. Flugs öffnete er das Halstuch und suchte es vor dem Spiegel in möglichst gefällige Form zu bringen. Dabei ging ihm der Ausspruch der Weisen durch den Sinn, daß diese Welt nur ein Vor- und Wartezimmer für die folgende sei, daß man sich im Vorzimmer in die rechte Verfassung bringen müsse, um jeden Augenbick in den Empfangssaal selber eintreten zu können. Da störte ihn aus seinen Betrachtungen der Schlag der goldenen Stutzuhr, die jetzt die zehnte Stunde verkündete. Die Schläge waren noch nicht verhallt, als sich die Portiere zum Arbeitszimmer des Ministers wie von selbst auseinander that und der in der geöffneten Thür erschienene Huissier rief:

„Heinemann Bensew, Synagogen-Aeltester aus Malsfeld."

X.

Verwundert schauten sich die Cavaliere an, als der zuletzt eingetretene, unscheinbare Jude vom Lande zuerst zur Audienz befohlen wurde. Niemand aber war von dem Rufe mehr verwirrt und betroffen, als Bensew selber. Knoten und Schleife seines Halstuches waren noch immer nicht in Ordnung, ja, sie hatten widerspänstigere Formen als je angenommen, als just der Ruf erscholl, der ihn vor den Minister lud. Obwohl er nur ein paar Schritte bis zur geöffneten Thüre des Arbeitskabinettes hatte, blieb ihm doch Zeit und Muße genug, an alles Mögliche und Unmögliche zu denken, die Audienz ausgenommen, zu der er nunmehr zugelassen war.

Zunächst spann er den Gedanken weiter, der sich ihm schon beim Eintritt in das Vorzimmer aufgedrängt hatte, daß nämlich diese Welt einem solchen Vorzimmer gleiche und daß der Eintritt in den Empfangssaal dem durch den Tod vermittelten Uebergang in die Ewigkeit entspreche. Der unerwartete plötzliche Ruf, der ihn vor den Minister so rasch beschied, daß er nicht einmal sein Halstuch mehr vorher in Ordnung bringen konnte, erinnerte ihn an das Wort des Königs Salomo: „Kein Mensch beherrscht den Geist, den Geist zurückzuhalten“ und auf die Erklärung, welche die Weisen des Midrasch zur Stelle geben, wonach sich die Worte auf die Todesstunde beziehen, in welcher sich der Geist vom Körper trennt, und dem Menschen kein Augenblick länger zu säumen vergönnt ist, bis er sein Haus bestellt und seine Rechnung mit dem Leben beglichen hat.

Auf diese Weise dachte Bensew viel mehr an Gott und sein Walten, als an den kritischen Moment seiner Audienz und das gab ihm eine Ruhe, Festigkeit und ein sicheres Auftreten, um die ihn mancher Höfling hätte beneiden können.

Seine Excellenz der Staatsminister von Hassenpflug saß, dem Eintretenden den Rücken zuwendend, an seinem Schreibtisch, in die Durchsicht von Akten vertieft und ließ Bensew einige Minuten warten, ohne irgend welche Notiz von ihm zu nehmen. Dann sprang er plötzlich auf, stellte sich direkt mit einem durchdringenden Blick vor Bensew hin und fragte ihn, das Auge scharf auf ihn gerichtet, mit lauter, barscher Stimme:

„Was will Er eigentlich hier?"

Bensew parirte den Blick, der unter den buschigen Augenbrauen auf ihn herniederglühte, und sprach:

„Ich wollte mir die Frage erlauben, ob so ein geringer Mann, wie ich es bin, ein hohes Ministerium auf die Gefahren aufmerksam machen dürfe, welche die kurhessische Judenheit in Folge der neu einzuführenden Synagogen-Ordnung bedrohen?"

Diese wenigen Worte hatten den Erfolg, daß der Minister seine scharfen, fixirenden Blicke sofort sistirte und in einer ganz anderen, fast väterlich milden Tonart erwiederte:

„Gewiß, bei uns gilt nur Wahrheit und Recht und es ist uns daher lieb, wenn wir aufmerksam gemacht werden. Wenn Ihr Israeliten Euren Kultus selber zu Grunde gehen lasset, so können wir ihn nicht halten."

Ermuthigt durch dieses herablassende Entgegenkommen schilderte nun Bensew die Verhältnisse und Zustände fast mit denselben Worten, wie er es Tags vorher bei dem Herrn Kon-

sistorial-Präsidenten gethan hatte und schloß mit der Bitte, die Synagogen-Ordnung einer rabbinischen Autorität zur Begutachtung zu unterbreiten und diesem Gutachten gemäß über den Entwurf zu entscheiden.

Der Herr Minister war den Ausführungen Bensew's mit sichtlicher Aufmerksamkeit gefolgt und hatte ihn oft durch Fragen und Bemerkungen unterbrochen, aus welchen Bensew das Interesse des Ministers für den Gegenstand der Unterredung folgern durfte.

„Könnt Ihr mir einen Rabbiner nennen, mit dessen Urtheil Ihr Euch zufrieden gebt?" fragte darauf der Minister.

„Wenn das hohe Ministerium das Gutachten von Rabbiner Samson Raphael Hirsch, dem früheren Oberlandesrabbiner von Mähren, jetzigem Rabbiner der Israelitischen Religionsgesellschaft zu Frankfurt a. M. einholen wollte, so wäre meine gehorsamste Bitte vollkommen erfüllt."

„Nun, dann reicht mir Euer Anliegen schriftlich ein und ich werde dann meine Entscheidung treffen. Ihr seid entlassen."

Bensew kehrte direkt zu seinem Gönner, dem Herrn Konsistorialrath Schellenberg zurück und berichtete ihm genau den ganzen Verlauf der Unterhaltung, die etwa 20 Minuten gewährt hatte. Er unterdrückte die gewichtigen Bedenken über den Erfolg seiner Sendung nicht, und sagte seinem Beschützer geradezu, daß er sich den Ausgang der Sache anders und zwar besser gedacht hätte, nachdem er einen so einflußreichen Fürsprecher in der Person des Herrn Prälaten gehabt habe.

Dieser aber erwiederte lächelnd:

„Ihr habt wohl geglaubt, daß der Minister auf diese

Darstellung hin das ganze Vorsteheramt mit dem Landrabbinat in die Luft sprengen würde?"

„Das glaubte ich nicht, aber daß Se. Excellenz in so verbindlicher, anerkennender Weise über diese Behörden und einzelne ihnen angehörende Persönlichkeiten sich äußern würde, das hat mich unangenehm überrascht. Ich wäre dieser Auffassung ganz entschieden entgegen getreten, wenn Ihre Ermahnung nicht gewesen wäre, mir keinerlei Widerspruch zu gestatten."

„Da habt Ihr gut daran gethan. Der Minister wollte Euch gegenüber seine Unbefangenheit feststellen, damit es nicht den Anschein hat, als ob er aus persönlicher Abneigung gegen die Mitglieder dieser Behörden Euch zu Willen sei. Dieses Lob ist für den, der Se. Excellenz kennt, der beste Beweis, daß er Euren Wunsch voll und ganz erfüllen wird. Verlaßt Euch darauf und seid unbesorgt."

„Nun habe ich noch das schwere Bedenken mit der schriftlichen Eingabe. Ich kann sie nicht aufsetzen, unser Herr Rabbiner muß die Hand frei haben und darf sich daher in den Handel nicht mischen. Einen hiesigen Advokaten will ich damit nicht betrauen, weil ich dann nicht sicher bin, ob er verschwiegen genug ist; vielleicht falle ich gerade einem in die Hände, der mit den Herren, die ich bekämpfen muß, auf besonders gutem Fuße steht, das wäre schlimm!"

„Ei," erwiederte der Herr Prälat, „da ist leicht Rath geschafft. Die Eingabe muß Euer Pfarrer aufsetzen und abschreiben, dann unterschreibt Ihr sie und schickt sie sobald als möglich an das Kurfürstliche Staatsministerium. Das ist Euch Euer Pfarrer schuldig, und wie ich ihn taxire, wird er sich glücklich schätzen, diese Dankesschuld abzutragen."

„Ew. Eminenz treffen immer das Rechte. Unser Herr Pfarrer ist in der That am besten dazu geeignet und er thut es gern; das weiß ich. Nun aber, ehrwürdiger Herr, nehmen Sie meinen innigen Dank für die große Gnade und Herablassung hin, die Sie mir erwiesen haben. Möge der himmlische Vater alle die heißen Segenswünsche zum Guten erfüllen, die ich für Ihr Wohl zum Himmel emporsende. Ich verabschiede mich mit den Worten aus Ruth: „Möge Gott dein Wirken vergelten und möge dein Lohn vollkommen sein, von Gott, dem Gotte Israels!"

„Amen!" sagte der Herr Konsistorial-Präsident, drückte Bensew warm die Hand, und mit der Bitte, ihn jederzeit wieder aufzusuchen, wenn er seiner bedürfe, ließ er Bensew seines Weges ziehen.

Bensew eilte leichten, geflügelten Schrittes seinem Dorfe zu, brennend vor Verlangen, dem Freunde Alles zu erzählen, was er Merkwürdiges in den zwei jüngsten Tagen erlebt hatte. Der Herr Pfarrer wartete schon den ganzen Nachmittag ungeduldig auf die Rückkehr des Freundes, und als derselbe immer noch nicht kam, ging er ihm entgegen, getrieben von dem Verlangen, Alles, was sich zugetragen, sobald als möglich zu erfahren.

Etwa anderthalb Stunden von Malsfeld trafen sie zusammen und nun mußte Bensew erzählen.

Als er geendet hatte, sagte der Pfarrer:

„Die Eingabe wird heute Nacht noch gemacht, Ihr unterschreibt sie morgen früh, so daß sie noch morgen abgeht und beim Ministerium eintrifft; der Minister muß sehen, daß es Euch Ernst ist. Morgen geht Ihr dann gewiß nach Gudens-

berg; Ihr müßt doch dem Herrn Rabbiner auch Bericht abstatten über das Gelingen Eurer Sendung."

„So lange die ministerielle Entscheidung in dem gewünschten Sinne nicht wirklich erfolgt ist, kann eigentlich von einem Gelingen meiner Sendung nicht die Rede sein. Herrn Rabbiner Wetzlar habe ich zudem nichts von meiner Absicht gesagt, selber nach Kassel an's Ministerium zu gehen, weil mir damals, als ich bei ihm war, die Sache selber noch zu abenteuerlich schien. Der Plan ist, wie Sie wissen, erst später gereift, als ich mit Ihnen die Angelegenheit berathen hatte. Ich habe dem Herrn Rabbiner versprochen, in acht Tagen bei ihm vorzusprechen, von diesen acht Tagen sind jetzt erst drei verstrichen. Vielleicht ist unsere Angelegenheit bis in fünf Tagen schon einen Schritt weiter, so daß ich ein greifbares Resultat zu berichten habe."

Das wird nicht gut möglich sein. Morgen ist der 30. August; nehmen wir an, daß die Eingabe morgen noch beim Ministerium einläuft, so muß die Synagogen-Ordnung erst nach Frankfurt wandern, dort beurtheilt und hoffentlich verurtheilt werden; sie geht dann wieder nach Kassel zurück. Bei dem langsamen Gang aller derartigen Dinge können Wochen und Monate hingehen, bis ein wirkliches Resultat zu erwarten ist. Was in der Sache überhaupt zu thun war, ist geschehen und allem Anscheine nach mit bestem Erfolg; ich an Eurer Stelle würde vor Verlangen glühen, über das bereits Geleistete Bericht zu erstatten. Ihr habt da etwas zuwege gebracht, das Euch keiner so leicht nachthut, und Ihr in Eurer Bescheidenheit scheint von der Größe und Tragweite Eurer Handlungsweise selbst nicht den rechten Begriff zu haben. Aber Euer Rabbiner wird's Euch sagen und mit seiner Anerkennung nicht zurück-

halten, einen solchen Mann, wie Ihr es seid, zu den Seinen zählen zu dürfen."

„Ich bin nicht so bescheiden, wie Sie wohl glauben. Wohl weiß ich, was der Schritt für die hessische Judenheit bedeutet, den zu unternehmen mich, den gewöhnlichen Dorfjuden, Gottes Gnade gewürdigt hat. Aber wie Sie über dem schwachen Werkzeuge die Hand des großen Werkmeisters zu vergessen scheinen, die es doch allein geführt hat, so fürchte ich Aehnliches bei unserem Herrn Rabbiner. Diese Anerkennung, die wahrlich nicht mir gebührt, ist mir lästig und ich möchte ihr, so lange ich kann, aus dem Wege gehen. Deshalb will ich wenigstens bis zum achten Tage warten, bevor ich nach Gudensberg gehe."

„Wenn Jemand ein Recht hätte, sich auf seinen Erfolg etwas zu Gute zu thun, so hättet Ihr es und warum Ihr das hartnäckig abweisen und Euch selber bereden wollt, Ihr wäret gar nicht derjenige, der Ihr nun doch seid, das ist mir ein Räthsel."

Bei diesen Worten waren die Freunde an die ersten Häuser von Malsfeld gelangt und blieben einen Augenblick stehen. Ein Frosch hüpfte über den Weg, und Benfew sagte, indem er auf das Thier wies:

„Wenn mich je die Ueberhebung befallen sollte, deren Mangel Ihnen räthselhaft erscheint, dieses Thier genügte, um mich wieder in's rechte Geleise zu bringen. Unsere Weisen lehren, als König David seine Psalmen beendet hatte, habe er sich in einer Anwandlung von Ueberhebung der herrlichen Gotteslieder gerühmt, die seine Harfe zur Ehre Gottes in die Welt hinaus gesungen hatte. Hat noch je ein Mensch, rief er

aus, Gott mehr verherrlicht, als ich es durch meine Lieder gethan habe? Da habe ihn ein Frosch eines Besseren belehrt. Wir sind, sagte ihm der bloße Anblick dieses Thieres, auf Gottes Geheiß, als Er die zweite Plage über die Egypter sandte, zur Verherrlichung Gottes in den Feuertod gegangen, als wir in die heißen Oefen der Egypter drangen; kann sich deine Gottesverehrung mit dem Martyrium messen, das wir zur Ehre Gottes übernahmen? Und wenn David, dessen Liedesworte doch in Wirklichkeit ungezählte Millionen von Menschengemüthern der Gottheit zugeführt haben, wenn David schwieg angesichts eines solchen Thieres, hochwürdiger Herr, was sollte ein Mensch meines Schlages sich stolz blähen dürfen wegen eines Ganges nach Kassel, den er unter Ihrer Protektion gemacht hat? Das können Sie im Ernst selber nicht glauben."

„Geht heim, Bensew," erwiederte von dieser schlichten Selbstlosigkeit gerührt der Pfarrer, „Ihr seid ein merkwürdiger Mensch, das lasse ich mir von Euch nicht wegdisputiren; morgen früh erwarte ich Euch, so früh Ihr wollt."

XI.

Am andern Morgen ging die vom 30. August datirte Eingabe nach Kassel ab, und unterm 2. September 1854 antwortete bereits Hassenpflug dem Bittsteller, „daß sein Gesuch die angemessene Berücksichtigung gefunden habe."

Nun eilte Bensew nach Gudensberg und erzählte dem erstaunten Rabbiner, was vorgefallen war. Zur Bestätigung legte er den Brief Hassenpflugs auf den Tisch, dessen wenige Zeilen Herr Rabbiner Wetzlar aufmerksam durchlas.

„Bensew," begann dann der Rabbiner, „Ihr habt da eine

Großthat vollbracht, für die Euch alle glaubenstreuen hessischen Gemeinden zum ewigen Danke verpflichtet sind. Gott wird Euch und Euren Kindern lohnen, was Ihr da mit Eurer Umsicht und Beharrlichkeit zu Wege gebracht habt. Diejenigen, denen Euer Gottgesegnetes Wirken in erster Reihe zu Gute kommt, werden vielleicht niemals erfahren, wem sie die Erhaltung ihres Judenthums nächst Gott zu verdanken haben. Aber unsere Gegner, die Verächter und Bekämpfer unseres von den Vätern überkommenen Heiligthums, werden ohne Zweifel alle Hebel in Bewegung setzen, um zu erfahren, wer ihre Pläne vereitelt hat. Sie werden die Spur bald ausfindig machen, und Ihr werdet verdächtigt, gekränkt und verfolgt werden, wie es das Geschick aller braven, thatkräftigen Männer war und ist, die mit Einsatz ihrer ganzen Persönlichkeit für Gottes Sache gewirkt haben. Nehmt deshalb von mir meinen Dank und die Versicherung meiner Anerkennung für das, was Ihr für uns geleistet habt. Es hat mir weh gethan, daß Ihr zwei Jahre Euer Geheimniß mit Euch herumgetragen habt, ohne mir davon Mittheilung zu machen. Aber ich habe eingesehen, Ihr seid einsichtiger, erfahrener und thatkräftiger als ich, und denke, daß es so recht ist, wie Ihr es gemacht habt. Ihr seid einer von dem alten Schlag der „Anshe Maaseh" (Männer der That) und ich füge mich gerne Eurer besseren Einsicht. Aber, sagt mir, warum habt Ihr jetzt wieder die gute Botschaft fast vier Tage für Euch behalten und macht mir erst jetzt Mittheilung, nachdem Ihr gestern den Brief des Ministers erhalten habt?"

„Ich hatte ein wichtiges Geschäft vor, das ich erst erledigen wollte, bevor ich hierher ging, sonst wäre ich gewiß früher gekommen."

„Darf ich wissen, was das für ein Geschäft war, betrifft es Euren Handel?"

„Es wäre mir lieber, Mauri We-Rabbi (Meister und Lehrer), wenn Ihr mich nicht danach gefragt hättet, aber jetzt, wo Ihr es gethan, und Ihr glauben könntet, es wäre Geheimnißthuerei von mir, will ich es Euch sagen: Als ich von Kassel zurückkam und ich Alles, was ich durch Gottes Fügung zu erreichen gewürdigt war, überblickte, kam mir eine hoffärtige Aufwallung, als ob meine Kraft und mein Verstand das gethan hätte, was doch allein eine höhere Macht bewirkt hat. Es war nur eine augenblicklich stolze Regung, aber ich dachte mit Schrecken daran, daß ich Gefahr laufe, ein eitler, Gottvergessener Narr zu werden, wenn ich solchen Gedanken nachhinge. Als Schutzmittel gegen solche schlechte Gedanken kaufte ich mir sechs ungehobelte Bretter und zimmerte mir selber für über hundert Jahre meinen Oraun (Sarg). Wenn es mir je wieder zu wohl werden sollte, brauche ich nur eine Treppe höher zu steigen und sehe mir die hölzerne Lade an, in der man mich einst hinaustragen wird, und ich bin kurirt."

„Aber Bensew," entgegnete der Rabbiner, „deshalb hättet Ihr doch kommen und Euren Oraun einen Tag später fertig machen können."

„Doch nicht, Mauri We-Rabbi. Was die große Welt einem Verbindliches sagt, dagegen bin ich gewappnet, das gleitet ohne besonderen Eindruck an mir ab. Aber es hat mir nicht umsonst geahnt, daß Ihr, wenn ich Euch alles Geschehene erzähle, auch Worte der Anerkennung für mich haben werdet, wie es ja in der That der Fall war. Auf das, was Ihr sagt, darf ich nichts entgegnen, Euer Lob ist das gefährlichste, weil ich von seiner Aufrichtigkeit überzeugt bin. Das könnte mich

in der That stolz machen und da bedarf's schon eines besonders starken Gegenmittels. In meinem Draun liegt auch meine Zwohe (letztwillige Verfügung). Ich habe darin gebeten, daß mir Niemand ein Hesped (Grabrede) halte; ich habe dabei an Euch gedacht. Wollt Ihr mir wirklich einen Beweis Eurer Freundschaft und Anerkennung geben, so bitte ich Euch, daß wir von der Sache, soweit meine Person damit verknüpft ist, nicht mehr reden. Damit es Euch nicht zu schwer fällt, verabschiede ich mich sofort von Euch, und bitte Euch nur noch um Eure Brocho." (Segen.)

Damit neigte Bensew das Haupt hin, auf welches der Rabbiner den Segen des Himmels herabflehte, dann reichten sich die Männer die Hand und trennten sich, ohne ein Wort zu sprechen.

* *
*

Im Jahre 1878 hauchte Bensew als 80jähriger Greis seine reine Seele aus. Wenige Jahre vor seinem Tode theilte er die geschilderten Erlebnisse einem Freunde mit, und belegte dieselben durch eine Anzahl Aktenstücke, unter welchen sich auch der Wortlaut der Unterredung beim Minister und das mit eigenhändiger Unterschrift Hassenpflug's versehene Schreiben aus dem Ministerium befand.

Für diejenigen, welche sich noch für das Schicksal der vereitelten hessischen Synagogen-Ordnung interessiren, möge hier noch kurz bemerkt werden, daß dieselbe Rabbiner Hirsch in Frankfurt zur Begutachtung vorgelegt wurde und in Folge dessen die ministerielle Genehmigung nicht erhielt. — Darob große Verblüffung beim Landrabbinat, das von diesen Vorgängen keine Ahnung hatte, sondern seiner Sache ganz sicher

zu sein glaubte. Als die Herren aber erfuhren, daß es ein einfacher Dorfjude, daß es der Malsfelder Gemeindeälteste Bensew war, welcher einen so dicken Strich durch die landrabbinatliche Rechnung gemacht hatte, kannte ihr Unmuth keine Grenzen mehr.

Herr Dr. Pinhas ließ den Attentäter zu sich kommen, und fuhr, als er erschienen war, mit einer ganz ungewöhnlichen Wuth auf ihn los, wie er, der ungebildete Landmann, die Dreistigkeit haben könne, auf solche Weise die Cirkel des hohen Vorsteheramtes und Landrabbinats zu stören. Er drohte, ihn seiner Stellung als Gemeindeältester zu entheben, er gab schließlich gute, süße Worte, damit der „ungebildete Landmann" seine Opposition aufgebe; Alles scheiterte an dem geraden, unbestechlichen Charakter des „ungebildeten Landmannes." Absetzen konnte man freilich einen Mann nicht, weil er rückhaltlos seiner Pflicht gerecht geworden war, aber man verleidete ihm sein Amt derart, daß er später um seine Enthebung nachsuchte.

Inzwischen wurde im Jahre 1857 das Ministerium Hassenpflug entlassen und Scheffer wurde Hassenpflug's Nachfolger.

Sofort wurde dem neuen Minister die inzwischen alt gewordene Synagogen-Ordnung zur Genehmigung unterbreitet. Die Erinnerung an das drei Jahre vorher erlebte Fiasko hatte das Landrabbinat vorsichtig gemacht. „Wenn Bedenken gegen die vorliegende Synagogen-Ordnung auftauchen sollten," baute das ehrwürdige Landrabbinat vor, „so könne man ja ein auswärtiges Landrabbinat darüber zu Rathe ziehen."

Vermuthlich versprach sich das hohe Landrabbinat von

einem ebenbürtigen auswärtigen Kollegium ein mehr sympathisches Votum. — —

Aber es irrte auch diesmal. Das Ministerium sandte die unter einem so unglücklichen Sterne geborene Synagogen-Ordnung an das Meklenburgische Landrabbinat, welches ebenfalls sein Verdikt über sie aussprach.

Seitdem hat das Landrabbinat keinen Schritt mehr gethan, um seine reformatorischen Tendenzen mit staatlicher Sanktion zu bekleiden. Daß auf diese Weise den kurhessischen Israeliten alle jene Widerwärtigkeiten erspart geblieben sind, die anderwärts in so gehässiger Weise zu Tage getreten, verdanken sie nächst Gott dem wackeren Biedermanne, dessen Gedächtniß diese Erzählung auffrischen und ihm so eine dankbare Erinnerung sichern möchte.

IV.

Kurirt.

I.

Es ist Sabbat-Nachmittag. In allen Gipfeln herrscht Ruh. Auf dem zum größten Theil von Juden bewohnten Städtchen U. an der russisch-galizischen Grenze, lagert eine zauberhafte Stille, die demjenigen besonders auffällt, der das rege, bunte Treiben der Woche kennt. Die ganze Gemeinde hält ihren Nachmittagsschlaf, oder schickt sich dazu an. Jankel Goldberger und seine Frau Gitel, die Helden unserer Erzählung, sind auch bereits im Begriff, dem Sabbatschlaf seinen Tribut zu zollen. Jankel sitzt auf der harten, hölzernen Bank, die Füße auf zwei tannenen, wurmstichigen Stühlen ausgestreckt, mit dem Rücken an die Zimmerwand gelehnt, summt halblaut die Sidra (den heute in der Synagoge vorgelesenen Thoraabschnitt) vor sich hin; zweimal in der heiligen Sprache und einmal in der chaldäischen Uebertragung. Gitel sitzt am entgegengesetzten Ende des Tisches auf einem gebrechlichen Stuhl, mit dem Rücken gegen das Bett gelehnt und liest ihren Zeeno Ureno. Das kleinste sieben Monate zählende Kind liegt, in einem großen Korb gebettet, schlafend da. Die beiden größeren, acht bis neun Jahre alten Söhne, sind zum „Verhören" beim Melamed (Lehrer) und die zwei dreizehn und vierzehn Jahre zählenden Töchter haben sich zu ihren Altersgenossinnen begeben, um gemeinschaftlich den Sabbat scherzend und spielend zu begehen.

Jankel ist ein Handelsmann in des Wortes wörtlichster Bedeutung. Er hat drei Dörfer in der nächsten Nähe, die er täglich mit seinem Sack auf dem Rücken besucht. Dieser Sack nimmt Alles auf, was sich ihm nur bietet: Lumpen, Knochen, altes Eisen, Zinn, Früchte, Hühner, Fische, Jankel kann Alles gebrauchen und zahlt dafür die höchsten Preise. Zu Hause wird dann das Ganze sortirt und in Geld umgesetzt. Der Gewinn ist nur sehr mäßig, aber er reicht aus, die Familie allerdings bei großer Sparsamkeit „bekowaud" (in Ehren) zu ernähren. Am Sabbat ist vom Handel in ganz U. keine Rede; am wenigsten bei Jankel Goldberger. Er geht schon Freitag nicht mehr über Land, es müßten denn ganz ungewöhnliche Vorkommnisse sein.

Aber heute machte Gitel eine Ausnahme. Man kann sich denken, daß sie ein ganz ungewöhnliches Ereigniß beschäftigte. Gestern in aller Frühe hatte nämlich die Hofmagd des nächsten Gutsbesitzers Jankeln sagen lassen, er möge sobald als möglich auf das Gut kommen, sie hätten ein wichtiges Geschäft für ihn. Gitel protestirte dagegen, daß Jankel am Erew Schabbos (Rüsttag zum Sabbat) gehe.

„Es ist keine Brocho drinn," meinte sie, „in all' den Geschäften, die man Erew Schabbos macht. Mein Saide (Großvater) hat immer gesagt, die Kaunim (Kunden), die am Freitag kommen, sind gar keine Kaunim, sondern lauter verstellte (maskirte) Schedim (Dämone)."

Jankel lächelte überlegen; denn der dümmste Mann hält sich für klüger als seine Frau; und der dümmste war Jankel allerdings noch nicht.

„Am Freitag Vormittag seinem Geschäft nachzugehen," entgegnete er, „ist kein Issur (Verbot). Was man Nachmittags

thut bringt einem allerdings keine Brocho, aber bis Mittag bin ich ja längst wieder zurück."

„Ich weiß nicht, was Dir auf einmal einfällt, Jankel," erwiederte Gitel. „Du bist doch sonst am Freitag gerne zu Hause und die Kathinka wartet auch noch bis Sonntag. Wir haben ja auf Schabbos genug, sogar ein Hendel (Huhn) und Fische, bleib daheim."

Aber Jankel meinte, daß seine Frau vom Handel nichts verstehe. Er nahm aus seiner Kommode, da er ahnte, daß es sich um ein bedeutendes Geschäft handle, die ganze Baarschaft mit, die aus fünf Gulden und dreißig Kreuzern bestand, legte seinen Sack über die Schultern und ging auf das Gut, das eine kleine Stunde entfernt war.

Jankel kam in der That schon lange vor der Mittagstunde mit leerem Sack verstimmt zurück, Gitel triumphirte.

„Habe ich nicht gesagt, es ist keine Brocho an dem Erew-Schabbos-Masso umattan (Geschäft)?"

„Nur gemach," entgegnete Jankel, „ich habe heute wenigstens drei Gulden verdient und zwar dadurch, daß ich mit der Kathinka kein Geschäft gemacht habe."

Bei diesen Worten wollte Jankel das lederne Geldbeutelchen wieder in die Schieblade zurücklegen, aber Gitel nahm es ihm aus der Hand, um sich an dem Anblick der gewonnenen drei Gulden zu weiden. Aber sie mochte zählen und rechnen, wie sie auch wollte, es waren nicht mehr als fünf Gulden dreißig Kreuzer zu sehen.

Jankel lächelte gezwungen, aber Gitel's Scharfblick konnte er nicht täuschen. „Du," sagte er, „hast jedenfalls gewonnen. Habe ich die drei Gulden, nun dann ist's ja gut,

habe ich sie aber nicht, so hast Du doch Recht gehabt, und mehr wollt ihr Frauen ja nicht."

Daß Jankel so gegen alle sonstige Gepflogenheit seine wirklich bessere Hälfte mit allen anderen Frauen in einen und denselben Topf warf, hätte diese wirklich übel nehmen können. Aber ihr gutes, frommes Gemüth sah in dieser Bemerkung nur ein Symptom der ungewöhnlichen Erregung ihres Mannes. Als wenn nichts vorgefallen wäre, legte sie ihr nasses Aufziehtuch, mit welchem sie eben ihr Wohnzimmer zur Ehre des Sabbat scheuern wollte, aus der Hand und fragte ihren Mann, was es denn wirklich Neues auf dem Gut gegeben habe.

„Die Kathinka," erzählte Jankel, „hat von ihrem Bräutigam, dem Hofknecht Ignaz, ein ganzes Lotterieloos schon vor vier Wochen geschenkt bekommen. Sie braucht aber auf Sonntag eine neue Haube und hat das Geld nicht dazu. Sie wollte mir nun das Loos verkaufen, damit sie sich ihren Kopfputz anschaffen kann. Was das Loos gekostet hat, weiß ich nicht, aber 20 Gulden ist das wenigste. Sie wollte es mir für zehn lassen. Davon konnte nun gar keine Rede sein, da ich doch nur fünf Gulden besitze; sie hält mich für einen Baron Rothschild; aber was ist mir damit geholfen?"

„Was Dir damit geholfen ist?" warf Gitel ein, „mit dieser hohen Meinung von Deinen großen Kapitalien ist Dir Alles geholfen. Wo würden Dir die Leute etwas anbieten und verkaufen und Dir ruhig jeden Credit gewähren, wenn sie eine Ahnung von unseren dürftigen Verhältnissen hätten! Du hast doch das Loos nicht gekauft?"

„Nein, und sie ging sogar bis auf drei Gulden herunter, aber ich konnte mich nicht entschließen."

„Wie viel hätten wir mit dem Loos gewonnen?“ fragte Gitel.

„Beim höchsten Treffer wären 300 000 Gulden herausgekommen.“

„Aber es wäre auch möglich, daß man nichts gewinnt?“

„Allerdings, und daß man sogar den Einsatz verliert.“

„Dann,“ meinte Gitel, „hast Du Recht gehabt, daß Du das Loos nicht gekauft hast. Und wenn auch das Loos mit dem höchsten Treffer herausgekommen wäre, wie hätten wir das erfahren?“

„Das kann man erfahren,“ meinte überlegen Jankel. „Rabbi Löb Bamberger bekommt jeden Tag von Wien die Zeitung, da steht Alles drin. — Aber das sind alles Hewel Hawolim. Erstens hätten wir doch auch nichts gewinnen können und zweitens hätte es Rischus bei dem Gutsherrn und bei der Hofmagd gemacht, wenn wir mit dem Loos von der Kathinka 300 000 Gulden gewonnen hätten.“

„Für 300 000 Gulden hätte ich mir schon etwas Rischus gefallen lassen,“ meinte Gitel. „Aber so ist es gewiß besser. Es ist gut, daß Du das Geschäft nicht gemacht hast.“

Damit war die Angelegenheit am Freitag erledigt. — Aber am Sabbat-Nachmittag, just um die Stunde, als wir den Leser in Jankel's ärmliche Wohnung führten, kam dieser wieder auf die Sache zurück.

„Ich lese da eben von Korach's Reichthum und ich weiß doch nicht, ob ich recht gethan habe, das Geschäft mit der Kathinka so von der Hand zu weisen. Sie hat mir Zeit bis heute Abend nach Hawdolo (Sabbat-Ausgang) gelassen und wenn ich nicht hingehe, ist auch zu befürchten, daß sie den rothen

Leiser in's Vertrauen zieht und für die Folge alle Geschäfte mit ihm macht."

Gitel, die schon im Begriffe war einzuschlafen, schnellte wie elektrisirt in die Höhe. „Daß Du an Schabbos gar von solchen Sachen reden magst, ist gewiß eine Awera (Sünde). Was sollen wir uns auch in so große Geschäfte einlassen? Haben wir's nöthig, unsere ganze Baarschaft auf eine einzige Karte zu setzen? Es ist wahr, wir haben wenig, aber wir brauchen auch wenig. Wir haben doch jeden Tag Kaffee mit Kartoffeln und Zwiebeln und fast jeden Tag Brod. Am Schabbos haben wir Fleisch, Fische und Rosinenwein, wie der erste Kozin, was wollen wir noch mehr?"

„300 000 Gulden ist viel Geld," meinte Jankel.

„Und fünf Gulden wagen, heißt unsere ganze Baarschaft auf's Spiel setzen; was machen wir, wenn das Loos nicht herauskommt?" entgegnete Gitel.

Als Antwort auf die Frage folgte ein tiefes, friedliches Schnarchen. Der Sabbat-Nachmittag-Schlaf ist stärker, als alle glänzenden Gewinnaussichten. Gitel nahm ihre Lektüre in dem Frauen-Erbauungsbuch wieder auf. Wir wissen bereits, daß heute die Geschichte von Korach im Gotteshause aus der Thora vorgelesen wurde. Die wunderbare Begebenheit fand Gitel in ihrem Zeeno Ureno wunderbar schön erklärt. Wie es zwei weise Leute in alter Zeit gab, einen unter den Juden, das war Korach, und einen unter den Heiden, das war Haman. Der eine ging durch seinen Reichthum unter, der andere kam durch seinen Reichthum in die Höhe, aber in die halsbrecherische Höhe von 50 Ellen, die sein Galgen maß. Beide wurden durch die Ehrsucht ihrer Frauen in's Verderben gestürzt. Gitel fand es wunderbar, wie das Alles zu ihrer

augenblicklichen Lage paßte und schätzte sich glücklich, daß sie die Sucht, auf so waghalsige Weise reich zu werden, sofort bei ihrem Manne im Keime erstickt habe. Aber Korach war noch nicht versunken, als auch Gitel bereits in Schlaf versunken war.

Jetzt waren alle Meinungsverschiedenheiten gelichtet und alle Sorgen hatten ihr Ende erreicht. — Zehn starke Dinge, sagt ein jüdischer Weiser des Talmud, giebt es in der Welt, aber der Schlaf ist der stärkste von allen. Stark ist der Berg, aber das Eisen ist stärker, es durchbohrt ihn. Stark ist das Eisen, aber das Feuer schmiedet es. Stark ist das Feuer, aber das Wasser löscht es. Stark ist das Wasser, aber die Wolken tragen es. Stark sind die Wolken, aber der Wind zerstreut sie. Stark ist der Wind, aber der menschliche Körper trotzt ihm. Stark ist der Körper, aber die Furcht bricht ihn. Stark ist die Furcht, aber der Wein verscheucht sie. Stark ist der Wein, und der Schlaf bewältigt ihn.

Wenn das vom gewöhnlichen Schlaf gilt, so gilt es noch mehr vom Schabbos-Nachmittag-Schlaf, dem die Helden unserer Erzählung nun ihren Tribut zollen.

II.

In einer der lebhaftesten Straßen der Leopoldstadt zu Wien fallen uns unter den vielen Passanten dieses von Juden besonders stark frequentirten Stadttheils zwei Personen auf, die beide fein gekleidet, die Häuser musternd, hin- und hergingen. Daß es keine Fensterpromenaden waren, die etwa einem geliebten Gegenstand galten, das lehrte ein Blick auf die beiden Suchenden. Trotz des kostbaren Pelzes, des neuen Cylinders in modernster Façon und der feierlichen, über das

vatermörderische Niveau hinausragenden Stehkragen, und obwohl die Toilette der beiden Herren bis auf die kleinsten Details zum Verwechseln ähnlich waren, trat der Unterschied zwischen den zwei Passanten noch auch im Aeußeren auf den ersten Blick zu Tage. Der Eine, ein Mann in den vierziger Jahren, gerirte sich in seinen neuen Kleidern, wie sich etwa David in der Panzerkleidung bewegt haben mochte, als er den Kampf mit Goliath aufnehmen sollte. Sie war ihm ungewohnt und unbequem und jeder Schritt, jede Bewegung verriethen dies dem aufmerksamen Beobachter. Es war Niemand anders, als Jankele Goldberger, begleitet von Rabbi Löb Lemberger, der mit der Grandezza eines englischen Lord neben Jankele herschritt und als dessen Cicerone fungirte.

Der aufmerksame Leser hat es gewiß ohne großen Scharfsinn bereits errathen, wieso die beiden Herren nach Wien kamen, so daß wir nur einige Details nachzutragen brauchen. Jankele hatte nach Ausgang des Sabbat, an dem wir ihn schlafend verließen, sich doch entschlossen, das Geschäft zu machen und das Loos der Kathinka für drei Gulden abzukaufen. Wer war glücklicher, als Kathinka, die nun ihren Sonntag in vollem Glanze feiern konnte, und wer war unglücklicher, als Jankele von dem Augenblick an, in dem er die bessere Hälfte seiner fünf Gulden dreißig Kreuzer um ein Stück Papier von sehr problematischem Werthe hingegeben hatte! Einige Tage verschwieg er den Handel seiner Frau, vor der er seit ihrer zwanzigjährigen Ehe noch niemals ein Geheimniß hatte. Diese Geheimnißthuerei drückte ihm vollends schier das Herz ab. Aber er hatte den Muth nicht, seiner soliden, ruhig und kühl erwägenden Gitel das Geschehene mitzutheilen, obwohl es ihr nicht lange Geheimniß bleiben konnte.

In seiner Verzweiflung ging Jankele am Mittwoch darauf zu Rabbi Löb Lemberger und schüttete ihm sein bekümmertes Herz aus. Er erzählte dem Manne Alles, was ihn drückte und schloß mit der Bemerkung:

„Ist das nicht ein wunderbarer Fall? Unsere Weisen sagen: Je mehr Geld, desto mehr Sorgen! Und ich habe das Geld noch nicht, aber die Sorgen sind bereits da. Was soll ich anfangen? Hätte ich nur meiner Frau gefolgt, aber jetzt ist's zu spät; wie kriege ich meinen Scholaum Bajis (Hausfrieden) wieder?"

Rabbi Löb, der ein seelenguter und dabei lebenskluger Mann war, sah Jankel lächelnd an und meinte, „wenn man alle Sorgen so leicht bannen könnte, wie diese da, dann wäre es nicht schlimm. Das Loos," sagte er, „das heute über drei Wochen gezogen wird, ist mehr als das zehnfache dessen werth, was Ihr dafür gegeben habt. Wenn Ihr wirklich so in Verlegenheit seid über das, was Ihr gethan habt, so will ich Euch das Loos abkaufen und gebe Euch noch zwei Gulden mehr dafür, als es Euch gekostet hat."

Da blitzte Jankel plötzlich der Gedanke durch den Kopf: Wenn die Sache so steht, dann wäre ich doch ein Narr, wenn ich so ein Papier verkaufen sollte, das mich in drei Wochen zu einem reichen Mann machen konnte! Aber er war doch in peinlicher Verlegenheit Rabbi Löb gegenüber. Einen solchen geraden, glatten Ausweg hätte er sich nicht gedacht und noch zwei Gulden Gewinn dazu, und nun sollte er, der um einen Rath zu erbeten kam, einen solchen Rath von sich weisen.

Einen Augenblick schwankte Jankel, aber füglich behielt doch die Aussicht auf den großen Treffer die Oberhand.

„Nein, Rabbi Löb," erwiederte er mit einer Feinheit, die dem geriebensten Diplomaten Ehre gemacht hätte, „so war's nicht gemeint, daß Ihr mir mit Eurem Geld aus der Klemme helfen sollt. Ich hab' mir's eingebrockt und ich muß es auch selber ausessen. Von Euch wollte ich nur Eure Meinung darüber hören, ob Ihr glaubt, daß das Loos wirklich gezogen wird oder nicht. Sagt Ihr: Ja, nun dann behalte ich's und kann dafür schon die Beklemmung drei Wochen lang hinnehmen, vor meinem Gitelleben einen Ssod (Geheimniß) zu haben. Sagt Ihr aber nein, das Loos kommt nicht heraus, wie kann ich Euch dann zumuthen, daß Ihr ein leeres Stück Papier für fünf Gulden kaufen sollt?"

Rabbi Löb Lemberger erkannte sofort die ganze Situation. Jankel war ein braver, fleißiger Mann, den es drückte, vor seiner wackeren Frau ein Geheimniß zu haben. Aber so groß diese Beklemmung war, so war seine Sucht auf leichte, schnelle Art reich zu werden, doch viel größer.

„Ob das Loos mit dem Treffer herauskommt," entgegnete Rabbi Löb Lemberger, „das weiß ich so wenig, wie Ihr heute wissen könnt, was morgen Trumpf ist. Aber so viel kann ich Euch sagen, daß es tausendmal eher nicht herauskommt als ja. Ich hätte Euch das Loos abgekauft, nicht weil ich glaube, daß es herauskommen wird, sondern um Euch einen Gefallen zu thun. Wenn Ihr morgen nach Krakau fahren wollt, könnt Ihr bei meinem Banquier zwanzig, vielleicht auch fünfundzwanzig Gulden dafür bekommen. Wenn Ihr wollt, gebe ich Euch einen Brief an ihn mit, dann werdet Ihr reell behandelt oder wenn Ihr mir das Vertrauen schenkt, so könnt Ihr die Reise sparen; ich schicke Euch dann das Loos direkt per Post nach Krakau."

„Als Jankel hörte, daß man in Krakau für sein Loos 20 oder gar 25 Gulden zahle, da stand es bei ihm fest, daß er es nimmermehr verkaufen wolle. Aber diesen Entschluß theilte er Rabbi Löb Lemberger nicht mit. Diesem sagte er, wie dankbar er ihm für Alles sei, was er ihm da gesagt habe, er wolle nun vor allen Dingen sein Herz von der Last dieses Geheimnisses frei machen und seiner Gitel Alles bekennen und dann ihren Rath hören.

Dieses that auch Jankel, wenn auch schweren Herzens. Gitel seufzte tief auf, als sie den Bericht ihres Mannes hörte, und die düsteren Furchen ihrer Stirne wollten auch nicht vor der Botschaft weichen, daß man das Loos jeden Augenblick für vielleicht 25 Gulden verkaufen könne.

Sie blieb, nachdem Jankel geendigt hatte, noch einige Minuten in düsteres Hinbrüten versunken und sah dann ihrem Mann mit Thränen in den Augen in das erregte Antlitz.

„Du kannst es mir glauben," so brach sie denn das peinliche Schweigen, „das Loos bringt uns keinen Segen. Wenn man so wie Du, heimlicher Weise mit den sauer erworbenen Kreuzern spielt, die fast unser ganzes Hab und Gut ausmachen, so kann da keine Brocho darin stecken. Wenn wir die drei Gulden verlieren, habe ich keinen Verdruß daran, wenn es Dir zur Lehre dienen wird. Und wenn wir Hunderttausende damit gewinnen, habe ich keine Freude daran, falls Du auf diesem Wege fortfährst, wie ein leichtsinniger Spieler zu handeln. Jtzt ist Dir aber jedenfalls Dein Weg vorgeschrieben. Du bringst das Loos zu Rabbi Löb, der soll's nach Krakau schicken und was wir dafür bekommen ist zu Gutem."

„Liebe Frau," meinte Jankel, „wir wollen über die Sache noch einmal schlafen und morgen unseren Entschluß fassen.

Du bist aufgeregt und hast ja nicht einmal ein Wort der Anerkennung für Deinen Mann übrig, der eine Sache für drei Gulden kauft, die unter Brüdern zwanzig und fünfundzwanzig Gulden werth ist. Meinst Du denn, die Banquiers in Krakau sind Narren, daß sie für eine Sache, die nichts werth ist, fünfundzwanzig Gulden zahlen? Und wenn Rabbi Löb nun das Loos gar nicht nach Krakau schickt, sondern es behält und mir aus seiner Tasche die fünfundzwanzig Gulden zahlt, und es kommt heute über drei Wochen mit 300 000 Gulden heraus, so gehören sie Rabbi Löb Lemberger und Du hast Dich und Deine Kinder um diese Summe gebracht! Willst Du das verantworten?"

Gitel war betroffen von der ungewöhnlichen aufbrausenden Heftigkeit, mit welcher Jankel diese Argumente geltend machte. Mehr als sie es wußte, ahnte sie aus diesem Gebahren, wie die Sucht nach Reichthum sich schon so tief in das sonst so edle Herz des Gatten eingefressen hatte.

Sie schwieg und weinte zwei große Thränen, die Jankel bestimmten, für dieses Mal abzubrechen. Aber am anderen Tag ging der Streit von neuem los und steigerte sich von Tag zu Tag während der drei Wochen, die zwischen der Ziehung lagen. Der Frieden und das Glück dieser Familie, welche durch jede gemeinsam getragene Sorge und Arbeit seit zwanzig Jahren von Tag zu Tag mehr gefestigt wurden, waren durch die bloße Möglichkeit der Aussicht auf Reichthum in wenigen Tagen auf's ernstlichste gefährdet.

So kam der Ziehungstag heran. Jankel hatte sich während dieser Zeit nicht mehr bei Rabbi Löb Lemberger blicken lassen. Dieser schien die ganze Sache vergessen zu haben, als an dem entscheidenden Mittwoch Morgens früh nach dem

Gottesdienst Jankel in Rabbi Löb's Schreibstube gestürmt kam mit der Frage, ob sein Loos herausgekommen sei.

Rabbi Löb mußte unwillkürlich erschrecken, als er in den Zügen Jankels die Veränderung gewahrte, welche die jüngsten Wochen bewirkt hatten.

„Habt Ihr schon Kaffee getrunken?" fragte Rabbi Löb leutselig.

Aber Jankel hielt diese Freundlichkeit für eine heuchlerische Maske, mit welcher er auf andere Gedanken gebracht und von dem Gegenstande abgelenkt werden sollte, der ihn seit drei Wochen früh und spät, im Schlaf und Wachen, beschäftigte. Wer weiß, dachte er bei sich, vielleicht hat er das Geld schon in Händen und will es durch seine Liebenswürdigkeit durch einen billigen Kaufpreis an sich reißen.

Es hätte nicht der Menschenkenntniß eines Rabbi Löb Lemberger bedurft, um aus den finsteren Blicken und tiefgefurchten Mienen Jankel's diesen schwarzen Verdacht herauszulesen.

Er klopfte Jankel treuherzig auf die Schulter und sagte: „Jankel, Jankel, Ihr seid auf einem falschen, gefährlichen Wege, wenn Ihr Euer Herz an solche Luftschlösser hängt. Ich kann Euch jetzt noch das Loos verkaufen, wenn Ihr die Kosten eines Telegramms vorlegen wollt. Ihr habt heute noch nichts zu Euch genommen; trinkt mit mir ein Schälchen Kaffee und dann könen wir ruhig über die Sache sprechen. Ich meine, fünfundzwanzig Gulden sicher in der Tasche, wäre mehr werth, als 300 000 Gulden, die Ihr auf natürlichem Weg Euer Lebtag nicht bekommt."

„Ich trinke keinen Kaffee; ich faste heute. Wollt Ihr

mir sagen, ob mein Loos gezogen worden ist, oder nicht?" fragte Jankel finsteren Blicks.

„Ihr fastet heute? Wißt Ihr schon nicht mehr, daß heute Rosch Chodesch (Neumondstag) ist? Und Ihr glaubt wirklich ein gottgefälliges Werk damit zu thun? Meinetwegen. Aber das kann ich Euch sagen, daß die Leute, welche die Ziehung in Wien vornehmen, heute nicht fasten. Die trinken ihren Kaffee, essen zu Mittag, und spät Nachmittags wird erst das Loos gezogen oder nicht gezogen. Morgen kommt's in die Zeitungen; die ausführliche Liste erscheint erst einen Tag später, diese kann vor Schabbos nicht hier sein. Die Zeitungen bleiben mit den Geschäftsbriefen bis nach Ausgang des Sabbat liegen; vorher ist es nicht möglich, ein Resultat zu erfahren."

Dies leuchtete Jankel ein, und er verließ mürrischen Gesichtes das Haus; geplagt von dem Bewußtsein, noch drei bis vier Tage in diesem Hangen und Bangen verbringen zu müssen. Gitel wußte schon, als ihr Mann länger als sonst von der Synagoge ausblieb, den Grund dieses langen Ausbeibens. Neugierig wartete sie am Fenster die Rückkunft ihres Mannes ab, und als sie von der Ferne schon die finstere Gluth und den verstörten Blick funkelnd unheimlich leuchten sah, so glaubte sie schon, ihr Mann bringe die Hiobsbotschaft, daß das Loos nicht gezogen und die darauf verschwendete Summe von drei Gulden rettungslos verloren sei.

Während infolgedessen eine der unliebsamen häuslichen Scenen erfolgte, an welchen die jüngsten Wochen so reich waren, ging Rabbi Löb Lemberger gedankenvoll in seinem Zimmer auf und ab. Das Schicksal des armen, redlichen Mannes ging ihm nahe. Er sah da so klar die demoralisirende, dämonische Macht des Geldes, welches Unheil die bloße Aussicht auf seinen

Besitz hier bereits gestiftet hatte. Wenn die ungleiche Vertheilung der irdischen Güter sein edles Herz oft mit vieler Bitterkeit erfüllt hatte, so lernte er jetzt die Wege der göttlichen Vorsehung ahnen, welche in dem, was sie dem Armen versagte, wohl eine noch größere Liebe bekundet, als in dem, was sie gewährt.

Rabbi Löb hätte zu gerne einmal mit seinen Augen gesehen, was aus Jankel und seiner Familie wohl werden würde, wenn sie wirklich über Nacht in die Lage kämen, über Hunderttausende zu verfügen. Gerne hätte er Jankel schon deshalb den höchsten Treffer gewünscht. Aber dann schlug er sich vor die Stirne und mußte über sich selber staunen, wie er im Ernst auch nur an die Möglichkeit denken konnte. Er ging an seine Arbeit, sah die eingelaufenen Korrespondenzen durch, warf einen Blick in die neuesten Zeitungen, aber der Gedanke an Jankel kam ihm nicht aus dem Sinn.

„Möglich ist bei Gott Alles," sagte Rabbi Löb halblaut vor sich hin, „eine Depesche ist mir der Spaß schon werth." Als wenn er sich unter dem Bann eines unbekannten Etwas bewegte, telegraphirte er um Drahtbericht nach Wien über die Nummern, auf welche die höchsten Treffer der heutigen Ziehung fielen.

Kaum hatte er jedoch das Telegramm aufgegeben, als es ihn reuete, einer solchen Schrulle nachgegeben zu haben. — Heute Abend sind wir aus dem Cholem. Morgen kann ich Jankel seine Ruhe wiedergeben, sobald ich ihm schwarz auf weiß zeigen kann, daß er ein Narr war, solchen abenteuerlichen Gedanken das Glück seines Lebens zu opfern.

— — — — — — — — — — — — — — —

III.

Die Anwesenheit Jankel Goldbergers und Rabbi Löb Lembergers in der Wiener Leopoldstadt haben dem Leser den Gang der Ereignisse bereits im voraus verrathen. Das Unwahrscheinliche war eingetroffen. Jankels Loos war zwar nicht mit dem höchsten, aber doch mit dem zweithöchsten Treffer herausgekommen. 200 000 Gulden! Als Rabbi Löb davon Jankel die Mittheilung machte, war Jankels erster Gedanke, daß Rabbi Löb ihm 100 000 Gulden unterschlagen habe. Er hatte so sicher auf 300 000 Gulden gerechnet, daß er sich das Fehlen der übrigen 100 000 Gulden nicht anders erklären konnte.

Es gelang Rabbi Löb diesen schwarzen Verdacht so vollständig von sich abzulenken, daß ihn Jankel nun endlich um Rath fragte, was er mit dem vielen Gelde anfangen solle. Rabbi Löb meinte:

„Wer auf so unerwartete Weise plötzlich ein reicher Mann geworden ist, wie Ihr es jetzt seid, der muß zuerst einmal nicht nur Maaßer (10%), sondern Chaumesch (20%) von diesem Gelde für gute Zwecke abscheiden. Ihr habt viele blutarme Verwandte, Ihr wißt, wie arm unsere Gemeinde ist, wie schlecht es mit unseren Chebroth bestellt ist, diese sollt Ihr zuerst bedenken. Einen Theil dieses abzuschneidenden Betrages könnt Ihr Euch zurückbehalten und gut anlegen, damit, wenn unvorhergesehene, besondere Nothfälle eintreten, Ihr etwas zu ihrer Linderung beitragen könnt. Wenn Ihr damit einverstanden seid, dann will ich Euch gern mit Rath und That beistehen, wie Ihr das übrige Geld für Euch am besten verwerthen

könnt. Ihr seid heute der reichste Mann der Khillo, reicher als ich selbst; als der größte Kozin unserer Gemeinde habt Ihr auch große Verpflichtungen, welchen Ihr Euch nicht entziehen dürft."

Jankele kratzte sich hinter den Ohren. Zwanzig, nein vierzigtausend Gulden auf einmal wegzugeben, das war zu viel. Ja, wenn er seine dreimalhunderttausend Gulden richtig bekommen hätte, für diesen Fall hatte er sich schon mit dem Gedanken vertraut gemacht, 30 000 Gulden Maaßer abzugeben, aber von 200 000 Gulden, 40 000 zu opfern, das schien ihm doch eine zu starke Zumuthung. Durch Gitel's Intervention gelang es, Jankele zu bestimmen, wenigstens 20 000 Gulden für gute Zwecke zu bewilligen; und Lemberger mußte sich damit zufrieden geben.

Als dann aber nach einiger Zeit das Geld eintraf und durch den staatlichen Steuerabzug und die sonstigen Sporteln an den Collecteur die 200 000 Gulden schon sofort erheblich reducirt wurden, hielt sich Jankele bereits für einen ruinirten Mann, fühlte sich so unzufrieden und unglücklich wie niemals zu Zeiten seiner bittersten Armuth und machte sich Vorwürfe, daß er so leichtsinnig auf Rabbi Lemberger's Vorschläge eingegangen war.

Dazu kam noch folgender Umstand. — Jankel gehörte nicht zu den Leuten, die lieber reich scheinen, als reich sein wollen. Er zog es vor, arm zu scheinen und reich zu sein. Er hatte daher mit Rabbi Löb Lemberger und seiner Gitel verabredet, daß das große ihnen widerfahrene Glück vor der Welt ein Geheimniß sein und bleiben solle. Aber wie's nun einmal in der Welt geht, die Sache wurde ruchbar, und nun war Jankels Ruhe vollständig hin. Die Armen aus Nah und Fern

suchten ihn auf. Kathinka und ihr Bräutigam drohten ihm mit einem Prozeß, wenn er ihnen nicht die Hälfte des Geldes herausgäbe. Obwohl er den ganzen Betrag in Rabbi Löb's feuerfesten Geldschrank niedergelegt und noch keinen Kreuzer in sein ärmliches Haus gebracht hatte, zitterte er Tag und Nacht vor Dieben und Einbrechern. Seine Ruhe war hin und es stand bei ihm fest, daß er nicht mehr länger in U. bleiben könne, was auch Rabbi Löb einräumte.

„Ihr müßt weit fort, Jankel, am besten geht Ihr nach Wien," meinte Rabbi Löb, „und wenn Ihr wollt, werde ich Euch begleiten und dort eine Wohnung und eine Beschäftigung suchen. Ihr müßt Euch, sowie Eurer Frau und den Kindern zunächst neue Kleider machen lassen, denn Euren Schabbosrock könnt Ihr in Wien nicht einmal an Wochentagen tragen."

Dieser Plan leuchtete Jankel ein und einige Wochen nach den Feiertagen siedelte die Famalie Jankel Goldberger nach Wien über, begleitet von ihrem treuen Mentor, Rabbi Löb Lemberger. —

Als wir den beiden Männern am Anfang des vorigen Kapitels in der Leopoldstadt begegneten, waren sie eben auf der Suche nach einer geeigneten Wohnung, die sie auch bald fanden, und zwar ganz in der Nähe der „Schiffschul'", so daß Jankel, wie er es gewöhnt war, früh und spät das Gotteshaus zum gemeinsamen Gebet bequem besuchen konnte. Eine geeignete Beschäftigung war schwerer für Jankele zu finden. Von der Kunst des Lesens und Schreibens hatte er keinen Hochschein. Rabbi Löb tröstete ihn, daß sich mit der Zeit auch ein geeignetes Geschäft finden werde. Einstweilen legte er ihm sein Geld in guten, zinstragenden Papieren an, deponirte dasselbe bei seinem Banquier, wo Jankel die fälligen Zinsen jederzeit in

Empfang nehmen konnte. Nach Abzug des Maaßer, der Steuern, Umzugs- und Einrichtungskosten waren Jankel noch rund 160 000 Gulden geblieben von deren Ertrag er mit seiner Familie mehr als reichlich leben konnte, auch wenn sich kein geeignetes Geschäft so bald finden sollte.

Rabbi Löb Lemberger's Mission war erfüllt, er war im Begriff wieder nach Hause zu reisen. Der Abschied ging der Familie ungemein nahe; sie hatte das Gefühl, als ob mit dem Weggehen Rabbi Löb's der letzte Faden zerrissen wäre, der sie mit ihrem Heimathsort und der ganzen Vergangenheit verband, die nun einer so glänzenden Gegenwart Platz gemacht hatte. — Als sich Rabbi Löb verabschieden wollte, überreichte ihm Jankel als Ausdruck des Dankes für alles ihm Geleistete einen kostbaren Ring und einen Brillantschmuck für Frau Rabbi Löb. Rabbi Löb nahm den Schmuck dankbar an, bewunderte als Kenner die theueren, reinen Steine und die tadellose Fassung, dann aber gab er den Schmuck wieder zurück.

„Jankel," sagte Rabbi Löb, „Ihr und Eure Frau seid noch junge Leute, der Schmuck ist etwas für Euch und Ihr ihn mit Gesundheit tragen. Meine Frau und ich sind zu alt dazu und in U. würden uns die Leute nachlaufen, wenn wir mit solchem Schmuck über die Gasse gingen. Aber für Euch hier in der großen, glänzenden Kaiserstadt passen diese herrlichen Sachen. Ich nehme nichts als meine baaren Auslagen, die Ihr mir ja schon gegeben habt. Aber, wenn ich Euch um etwas bitten darf, so gebt mir als Andenken an das Neß (Wunder), das Euch widerfahren ist, Euer ledernes Geldbeutelchen, worin Ihr Eure 5 Gulden 30 Kreuzer aufbewahrt hattet. Ich will es mit nach Hause nehmen, damit meine Kinder ein greifbares

Zeichen für Gottes Wunderwalten in Händen haben, und Eure Geschichte ihren Kinder weiter erzählen."

„Nichts als das?" meinte Gitel und ging über die Schieblade ihrer alten Kommode, die sie noch von zu Hause mitgenommen hatte, weil sie sich davon nicht so leicht trennen konnte, und überreichte nach einigem Suchen Rabbi Löb das Gewünschte.

„Wie wäre es, Rabbi Löb," meinte Jankel, „wenn Ihr Euer Haus und Geschäft in U. verkaufen und auch hierherziehen würdet? Wir könnten dann zusammen ein Geschäft anfangen und es wäre vielleicht uns Beiden geholfen."

„Daraus wird nichts, Jankel. Das Holzgeschäft, das ich schon vierzig Jahre betreibe, liegt zwar augenblicklich sehr danieder, aber das wird auch wieder besser kommen. Offen gesagt, glaube ich auch, daß wir beide viel bessere Freunde bleiben werden, wenn wir geschäftlich nichts miteinander zu theilen haben. Aber das Alles sind Chalaumos! Ich gehe von U. nicht weg. Die paar Jahre, die ich noch auf Erden bin, will ich in meiner Khille bleiben; das bin ich schon den Gräbern meiner Eltern und Großeltern schuldig, die in U. sind; das schlagt Euch somit aus dem Kopf."

„Wieso w i r nur niemals für uns auf diesen Gedanken kommen?" bemerkte Gitel verlegen. „Aus demselben Grunde hätten wir auch in U. leben und sterben und nicht hierher nach Wien ziehen sollen, wo ich eigentlich gar nicht weiß, was wir mit uns hier anfangen sollen. Ich weiß hier nicht einmal einen Platz, wo ich unser neues Geschirr tauweln kann, wie hat man das bei uns so bequem gehabt, wo der große Fluß oft zu uns in den Keller kam, wenn uns die paar Schritte zu ihm zu weit waren."

Rabbi Löb Lemberger beruhigte die wackere Frau, indem er daran erinnerte, daß sie durch ungewöhnliche Umstände zu ihrer Entfernung von der Heimath gewissermaßen gedrängt wurden.

„Aus freien Stücken wäre es Euch auch niemals eingefallen von zu Hause fort nach Wien zu gehen. Aber man kann hier in Wien auch als wackere jüdische Familie leben und Gutes thun. Ich zweifle nicht daran, daß Ihr, Frau Goldberger, hier als Esches Chajil (Bieberweib) ebenso Euch bewähren und Eure Kinder erziehen werdet, wie zu Hause. Aber Euretwegen, Jankel, bin ich nicht so ganz unbesorgt. In den jüngsten Monaten habe ich Euch viel zu beobachten Gelegenheit gehabt, und ich müßte nicht der gute Freund von Euch sein, der ich in Wirklichkeit bin, wenn ich Euch zum Abschied nicht meine Herzensmeinung über Euch offen und ehrlich sagte."

Jankel schlug die Augen nieder, denn es ging ihm die Erinnerung an das vielfache Mißtrauen durch die Seele, mit welchem er dem wackeren Ehrenmann so oft entgegengekommen war. Er wußte, daß ihn Rabbi Löb so gut und noch besser kannte, als er sich selber und er erwartete deshalb den verdienten Vorwurf.

Aber Rabbi Löb Lemberger fuhr gegen alles Erwarten fort: „Jankel, Ihr habt Euch immer als echter jüdischer Mann geführt, habt Eure Kinder jüdisch erzogen und seid zu Gott und seiner Thora gestanden in bösen und in guten Tagen. Ihr habt es verdient, daß an Euch sich das Wort unserer Weisen, gesegnet sei ihr Andenken, bewähre: „Wer die Thora in Armuth hält, wird sie am Ende auch in Reichthum halten." Aber sie haben auch gesagt: „Wer sie im Reichthum preisgiebt, der wird sie noch am Ende aus Armuth preisgeben."

Bei diesen Worten hatte Rabbi Löb mahnend den Zeigefinger der rechten Hand erhoben, aber Jankel sah dem Sprecher dreist in's Gesicht, er war sicher, derartiges sei bei ihm nicht zu befürchten.

Aber Rabbi Löb fuhr ruhig in gedämpftem Tone fort, damit es die anwesenden Kinder nicht hören konnten: „Jankel, Ihr habt einen großen Fehler und der kann Euch unglücklich machen, er kann Euch um diese und die andere Welt bringen, er kann Euch und Weib und Kind in's Elend bringen, Ihr hängt zu sehr am Geld! Ihr seid ein Rodef achar Hamomon, Ihr seid in Gefahr auf der Jagd nach Geld, viel, viel von Eurer Bravheit und Frömmigkeit zu verlieren. — Seht mich nicht so stier an, ich will Euch gewiß nicht zu nahe treten. Ihr werdet im schlimmsten Falle nicht viel schlechter sein, als die anderen Glücks- und Geldjäger alle, welche die Sucht nach Geld in ihren Krallen hat. Aber die anderen haben keine so reine, makellose Vergangenheit hinter sich wie Ihr, keine Eltern wie Ihr, keine Khillo wir Ihr, keine Gitel wie Ihr; Ihr würdet es schwerer als die anderen zu verantworten haben, wenn Ihr den Gefahren erliegen würdet, deren das Leben in einer Großstadt so viele für Eure Bravheit hat. Und nun seid tausenmal mauchel, daß ich Euch zu guter letzt solche Sachen sage. Aber, wenn ich es jetzt nicht thue, wann dann? Wer weiß, ob wir uns je wiedersehen. Wenn Ihr mich braucht, so dürft Ihr nur schreiben und ich bin da; aber jetzt lebt wohl und bleibt, wie Ihr bis dahin waret."

Mit diesen Worten riß sich Rabbi Löb los, eilte in die bereitstehende Droschke und fuhr nach dem Bahnhof ab, jede Begleitung ablehnend. Die ganze Familie sandte ihrem Wohlthäter den Ahronssegen und die besten Wünsche nach. Jetzt

waren sie allein, und sie fühlten sich um so verlassener und vereinsamter, je größer der Prunk war, der sie umgab.

So wenig nach den Begriffen der Großstadt auch von einer prunkvollen Einrichtung und Ausstattung der Wohnung die Rede sein konnte, so waren doch im Vergleich zu dem tannenen Tisch, der hölzernen Bank, den rohen Stühlen von zu Hause, die bescheidensten Wiener Rohrstühle, der große Ausziehtisch und jedes einzelne Stück der Einrichtung ein Luxus in den Augen der neuen Besitzer. Sie wußten nicht, was sie mit all der Herrlichkeit anfangen sollten. Der älteste Sohn öffnete die Gashahnen, um zu sehen, wie die Luft brennt, der andere klingelte unaufhörlich, um sich am Geläute der Hausglocken zu ergötzen, die älteste Tochter öffnete die Wasserleitung und rief Alle zusammen, um diesen Wasserfall anzustaunen. Am ersten hatte Gitel sich mit dem praktischen Blick der Hausfrau orientirt. Sie fand aus dem Chaos etwas heraus, das allen geläufig und heimisch war, die glänzende russische Theemaschine in der Mitte des Tisches, den Samowar. Wo der nächste Spezereihändler wohnte, bei dem man Thee und Zucker kaufen konnte, hatten die Kinder längst herausgefunden. Den Samowar hatten sie noch von zu Hause mitgebracht, er war ein Abschiedsgeschenk des Rabbiners. Die neuen porzellanenen Tassen in der Küche waren noch nicht getauwelt. Sie tranken daher ihren Thee aus den alten irdenen Töpfchen von zu Hause, aus welchen er viel besser schmeckte, als aus den neumodischen weißen Tassen, die zu zerbrechen drohten, wenn man sie recht ansah.

Beim Thee, wo ein jeder Trunk an U. erinnerte, konnte man auch in Wien recht glücklich leben. Sie hatten in U. auch ihren Empfangssalon, ihr Schlaf-, Speise- und Kinderzimmer

wie hier in Wien. Nur war zu Hause Alles insofern bequemer, als diese Appartements alle in einem und demselben Raume vereinigt waren, während sie hier über eine ganze Etage vertheilt auseinanderlagen. An die spiegelglatten Parquetböden im Vergleiche zu den soliden, mit Sand bestreuten Tannendielen von zu Hause, mußten sie sich auch noch gewöhnen. Aber wenn sie diese und ähnliche unvermeidlichen Anhängsel der Großstadt erst überwunden hatten, durften sie auch hier das Glück zu finden hoffen, dessen sie sich zu Hause erfreut hatten.

IV.

Dreimal täglich besuchte Jankel die Synagoge, und Abends das Bes Hamidrasch. Er konnte selbst nicht lernen, aber er hörte gerne zu, wenn gelernt wurde, und er wußte, daß der Besuch des Lehrhauses an und für sich eine verdienstvolle That ist, auch wenn man selbst nichts vom Lernen versteht. Oft spazierte Jankel durch die Straßen der Stadt, besah die Buden und Geschäfte, immer in der Hoffnung etwas zu finden, was für ihn eine Beschäftigung abwerfen könnte. Einigemale hatte er sich auch so gründlich in dem Straßenlabyrinth verirrt, daß es ihm schwer fiel, wieder seine Wohnung aufzufinden. Die zwei Knaben gingen zur Schule und lernten lesen und schreiben. Dies ebenfalls zu können, hatte Jankel längst gewünscht und er ließ sich täglich nach beendigter Schulzeit von seinen Knaben das zeigen, was sie heute gelernt hatten. Auf diese Weise lernte Jankel endlich auch die Kunst des Schreibens und Lesens.

Die Knaben brachten von ihrer Schule auch vieles mit nach Hause, woran die Eltern Anstoß nahmen. Schmul und Mendel, so hießen die beiden Söhne, hatten viel in der Schule

wegen dieser Namen zu leiden. Gitel erfuhr auch zu ihrem Schrecken, daß ihre Kinder während der ganzen Schulzeit unbedeckten Hauptes sitzen, daß man sie durch Verlockung und Drohung bestimmen wollte, am Sabbat zu schreiben und vieles andere mehr, was ihr schier das Herz abdrückte. Dazu kam noch, daß sie Alle mit ihrem neuen Glück nichts anzufangen wußten. Es war ihnen Alles so fremd, und sie standen dem neuen Leben so unbeholfen und linkisch gegenüber, daß sie ihres Aufenthalts in der prächtigen Kaiserstadt nicht froh werden konnten. Gitel hatte zwar ein schönes Plätzchen zum Tauweln ihrer Töpfe und Tassen gefunden, aber was sie dagegen verloren hatte, wog diesen Gewinn nicht auf. Ihr Mann war, seitdem er keine Beschäftigung mehr hatte, launisch und hochfahrend. Seitdem er zu schreiben und zu lesen angefangen hatte, ging er darin so vollständig auf, daß ihm seine Umgebung ganz gleichgültig geworden war. Stundenlang konnte er buchstabiren und schreiben, ohne für Weib und Kind auch nur ein Wort oder einen Blick übrig zu haben. Dabei versäumte er den Besuch des Bethauses nie, und ebensowenig den des Lehrhauses; ja er war immer unter den zehn ersten Besuchern dieser heiligen Stätten.

Als Jankel eines Abends wieder in das Bes Hamidrasch ging, machte er dort eine Bekanntschaft, die bedeutungsvoll für die Helden unserer Erzählung werden sollte. Ein junger Mann sagte Kaddisch nach beendetem Lernen und Jankel fuhr bei den ersten Lauten wie elektrisirt in die Höhe, denn die Stimme war ihm bekannt. Unwillkürlich tritt Jankel näher; nein, das konnte kein Irrthum sein, das war Feiwel Seelenfreund, der einzige Sohn seines früheren Nachbars Nachmu Seelenfreund aus U.

Der junge Mann mochte 22 Jahre alt sein, trug einen tadellosen schwarzen Anzug und einen Flor um den Hut, ein Abzeichen, dessen Bedeutung Jankel nicht verstand. Aber Feiwels Eltern hatten noch vor einem halben Jahre gelebt und waren gesund und munter beim Abschied von U. Jankel hatte Niemanden in U. gesagt, daß er nach Wien übersiedele, sonst hätte er die Unannehmlichkeiten, denen er zu Hause aus dem Wege gehen wollte, auch in Wien gehabt. Deshalb hatten ihm Reb Nochum und Frau auch keine Grüße an ihren einzigen Sohn, an ihren Feiwel Leben mitgeben können. Dieser war schon drei Jahre bei einem kinderlosen, reichen Onkel in Wien, um das Geschäft zu erlernen und ihn wahrscheinlich später zu beerben. Er hatte zwar auch von dem fabelhaften Glück Jankel Goldbergers gehört, aber als er jetzt leibhaftig vor ihm stand, war er von diesem unerwarteten Zusammentreffen so freudig und schmerzlich betroffen, daß sein glattrasirtes, abgelebtes Gesicht glücklich und wehmüthig zugleich aufleuchtete, und daß nicht viel gefehlt hätte, daß er seinem alten, väterlichen Freunde vor allen Leuten um den Hals gefallen wäre.

Die beiden Freunde hatten sich viel zu erzählen. Sie eilten auf die Straße und Feiwel schlug Jankel vor, mit in eine Conditorei zu gehen; dort wollten sie sich einmal gründlich ausplaudern.

Jankel, der zwar schon von Narrethei, Scholet mit Ei und verschiedenen anderen Eiern gehört hatte, wußte nicht, was eine Conditorei für ein Institut ist, und hatte daher bei seinem Mißtrauen gegen alles Unbekannte wenig Gefallen an diesem Vorschlage.

„Nein, Feiwel, wir gehen nach Hause, wie wird sich meine Frau und die Kinder mit Deinem Besuche freuen, so etwas ist

uns in den sechs Monaten noch nicht vorgekommen, in welchen wir hier wohnen."

„Sechs Monate seid Ihr schon in Wien und ich weiß nichts davon? Daß mir das meine selige Mutter nicht geschrieben hat, für sie sage ich Kaddisch, sie ist vor vierzehn Tagen gestorben."

„Boruch Dajan Emmes!" rief Jankel bestürzt. „Ich habe Dich nicht fragen wollen, warum Du Kaddisch sagst; aber mir hat natürlich nichts Gutes geahnt."

Feiwel sah betroffen zu Boden. Wäre es nicht Nacht gewesen, so hätte es Jankel nicht entgehen können, wie sein Begleiter über und über roth vor Scham und Schmerz wurde. Feiwel war ein echtes Wiener Weltkind geworden. Die drei Jahre seines Wiener Aufenthaltes hatten genügt, um die jüdische Erziehung vollständig abzuwerfen, die ihm Vater und Mutter mit so viel Hingebung neunzehn Jahre lang angedeihen ließen. Aber an der Bahre der Mutter hatte er sich's gelobt, das Trauerjahr für sie wenigstens gewissenhaft zu halten. Er hatte sich einen neuen Tallis und neue Teffillin gekauft und besuchte seitdem früh und spät das Gotteshaus, um für das Seelenheil seiner Mutter Kaddisch zu sagen. Als er heute so unerwartet Jankel traf, trat mit ihm seine ganze Jugend vor die Seele. Als ihn gar Jankel mit seinem alten, echten jüdischen Namen Feiwel anredete, den er schon sofort nach seiner Ankunft in Wien gegen Ferdinand vertauscht hatte, da ging ihm eine Ahnung von der Feigheit auf, die der Namenswechsel bedeutete, daß er vor Scham an der Seite dieses schlichten, ungebildeten Mannes in den Boden hätte sinken mögen.

Aber es war nicht viel Zeit diesen Gefühlen nachzuhängen, denn schon hatte er mit Jankel dessen Wohnung erreicht

und trat nun unter die überraschte Familie. War das ein freudiges Wiedersehen! Zumal laut getroffener Verabredung die Familie heute Abend noch nichts von dem Tode der Frau Seelenfreund erfahren sollte, um eben die gegenseitige Freude durch keinen Schatten zu trüben. Feiwel war mehrere Stunden da geblieben und versprach bald wieder zu kommen. Der Besuch hatte Feiwel besonders in seiner jetzigen, gedrückten Seelenstimmung doppelt wohl gethan. Er wiederholte ihn oft und der Verkehr schien besonders für die Familie Goldberger ungemein vortheilhaft. Denn bei ihr begann nun ein neues Leben, in welches sie Niemand besser und rascher als eben Feiwel einführen konnte. Letzterer war aber in seine unjüdische, ausgeartete Lebensweise so tief versunken, daß die guten Regungen und Vorsätze zu einem besseren Lebenswandel bald wieder verflogen. Er hielt es im Gegentheil für eine rettende That, die reiche, aber ungebildete Familie ihres neuen Lebens recht froh werden zu lassen. Die letztere hatte keine Ahnung davon, daß Feiwel im Herzen und durch die That längst mit dem Judenthum und seinen Lebensvorschriften gebrochen hatte; sie vertrauten sich daher blindlings der Leitung des alten, neuen Freundes an.

Mendel und Schmul hießen jetzt bald Manfred und Siegmund und Feiwel sorgte auch dafür, daß die Kinder im Religionsunterricht unterrichtet wurden, eine Disziplin, von der Jankel sowohl als Gitel so wenig eine Ahnung hatten, als von dem, was eine Conditorei ist. Aber sie ließen Feiwel gewähren, und dieser führte die Knaben einem jungen Doktor zu, der ein Schüler Jellineks war und der leichtes Spiel hatte, aus den herrlichen Knaben moderne Juden im schlimmsten Sinne des Wortes zu machen.

Auch sich selbst vergaß Feiwel nicht. Sein alter Onkel war ein unberechenbarer Mann, der an dem Neffen und seiner Führung wenig Gefallen hatte. So tüchtig derselbe auch im Geschäfte war, so entschuldigte dies der Onkel doch nicht für den sonstigen lockeren Lebenswandel des Neffen. Dieser suchte daher sein Lebensglück auf kürzerem Wege zu machen. Er war der Familie Goldberger durch seinen Rath und gefälliges Entgegenkommen so unentbehrlich geworden, daß er keinen Augenblick daran zweifelte, er brauche nur um die älteste Tochter Malko anzuhalten, um Schwiegersohn von Jankel und Gitel Goldberger zu werden. Aber Feiwel rückte mit diesem Vorhaben nicht sofort heraus, sondern suchte sein Ziel auf einem Umweg zu erreichen, auf dem ihm noch andere große Vortheile winkten.

Als eines Abends im Familienrathe gemeinschaftlich mit Feiwel Seelenfreund wieder die Frage verhandelt wurde, ob sich für Jankel kein geeignetes Geschäft ausfindig machen lasse, meinte Feiwel, er habe nach vielem Nachdenken etwas sehr Passendes gefunden — Jankel solle Banquier werden!

„Banquier?" fragte Jankel verblüfft, „wie Schmidt und Ehlers meinst Du, bei welchem unser Geld deponirt ist?"

„Ganz so meine ich's. Was braucht Ihr Euer Geld fremden Menschen anzuvertrauen, die wer weiß wie viel daran verdienen? Die Kunst könnt Ihr gerade so gut."

„Wo denkst Du hin," wandte Gitel ein, „wir können nicht einmal schreiben und lesen und kaum rechnen, wie könnten wir Banquiers sein?"

Diese Bemerkung verletzte Jankel's Eitelkeit. Gereizt bemerkte er zu Feiwel: „Meine Frau ist sehr demüthig und bescheiden und geht darin so weit, daß sie es nicht nur für sich,

sondern auch für mich mit ist. Ich kann aber boruch Haschem lesen und schreiben."

Feiwel lächelte; er war auf dem rechten Wege. „Daß Ihr schreiben und lesen könnt, ist mir gar kein Sofek (Zweifel); habe ist doch Eure Kunst darin doch oft genug bewundert. Zudem wachsen auch Eure Kinder zum Guten heran, die Jungen können's afilu (sogar) sehr gut und die Mädchen können's auch lernen. Wenn's Euch recht ist, lern ich jeden Abend eine halbe Stunde mit ihnen, dann werden sie diese Chochmo auch bald können. Aber in allem Emmes (in Wirklichkeit) braucht man für das Geschäft nicht schreiben und lesen zu können, man braucht nur Geld dazu zu haben, und das habt Ihr boruch Haschem. Nichtsdestoweniger werdet Ihr gut thun, wenn Ihr Euch nach einem Schuttof (Compagnon) umkeht, z. B. nach einem zuverlässigen Ehrenmann wie Rabbi Löb Lemberger, hundert Jahre soll er leben."

Diesen Vorschlag hatte Feiwel nur gemacht, weil ihm schon früher mitgetheilt worden war, daß Rabbi Löb diese Offerte entschieden zurückgewiesen hatte.

„Damit ist's nichts," sagte Gitel, „er geht nicht von U. fort."

„Wie wär's," fragte Jankel, wenn Du, Feiwel, Dich an dem Geschäft betheiligen würdest?"

Der Gefragte that, als ob er dieses Angebot gar nicht gehört hätte, und verbreitete sich über das Bankfach im Allgemeinen und über Jankel als Banquier inspe insbesondere. Jankel und Gitel ihn für ein Finanz-Genie ersten Ranges Er that dies mit so viel Geläufigkeit und Sachkenntniß, daß halten mußten. Er wies seinen verdutzten Zuhörern zuerst

nach, daß es ein leichtes sei, mit einem Kapital von 160 000 Gulden in einem Jahre das Doppelte zu verdienen.

Hier mußte ihn Jankel mit der Bemerkung unterbrechen, daß er es im ersten Jahre um 20 000 Gulden billiger thue; es sei ihm zunächst nur darum zu thun, die 140 000 Gulden zu bekommen, die ihm noch an „seinen" 300 000 Gulden fehlten.

Feiwel lächelte überlegen. „Die 20 000 Gulden," meinte er, „werdet Ihr sehr gut gebrauchen können. Ihr müßt viele neue Einrichtungen anschaffen, Büreau's, Commis und feine Möbel, damit Ihr ein respektables Haus ausmacht; denn das gehört dazu. Ihr müßt in's Theater, müßt Bälle und öffentliche Vergnügungen aller Art mitmachen, damit man Euch kennen lernt, damit von Euch bei den Geldleuten gesprochen wird. — Aber es wäre doch gut, wenn Ihr noch einmal zuvor den Rath von Rabbi Löb Lemberger einholtet."

„Das ist nur nöthig," entgegnete Jankel, „wenn Du Dich nicht selbst an dem Geschäft betheiligen wirst. Bist Du aber willens, selbst Theilhaber an meinem Geschäft zu werden, so brauche ich keinen besseren Rathgeber."

Feiwel machte einige Einwendungen, ließ sich aber schließlich ohne allzugroßes Drängen zu dem überreden, woran sein ganzes Herz hing und worauf er die ganze Zeit mit jedem Schritte hingestrebt hatte. Er versprach, seine bisherige Stellung so bald als möglich aufzugeben. Sechs Wochen später war alles erledigt. Eine neue Wohnung mit schönem Comptoir ward bezogen und auf glänzender Bronceplatte war an einem der schönsten Häuser in frequenter Lage der Stadt die Aufschrift zu lesen: „Jacques Goldberger, Bankgeschäft."

V.

In seinem bequemen Fauteuil ruhte Herr Jacques, weiland Jankel Goldberger in dem Privatkabinet seines Comptoirs und war in die Lektüre der „Neuen Freien Presse" vertieft. Obwohl im Besitz noch ganz guter Augen, hatte er sich eine Brille zugelegt, weil er von verschiedenen Leuten gehört hatte, daß sie viel besser mit, als ohne Brille lesen konnten. Das Studium der großen Zeitung nahm den ganzen Vormittag bis zur Börsenzeit in Anspruch. Aus alter Liebe für Lumpen, Knochen, altes Eisen u. dergl. suchte er in dem Inseratentheil erst die Parthieen auf, in welchen diese Gegenstände gesucht oder angeboten wurden, ohne daß er je etwas in diesem Artikel gekauft oder verkauft hätte, seitdem er in Wien lebte. Dann erst studirte er die übrigen Annoncen und zuletzt den Kurszettel, in dessen Wissenschaft ihn Feiwel, alias Ferdinand Seelenfreund eingeweiht hatte. Auch in die Börse hatte derselbe Jankel eingeführt. Mit seinem gesunden, praktischen Sinn hatte dieser sich in dem Tumult leichter zurechtgefunden, als sein Compagnon selber glaubte. Das ganze Börsengeschäft der Herren Jacques Goldberger & Comp. bestand in Spekulationen für eigene Rechnung oft der waghalsigsten Art, die aber alle so vollständig glückten, daß längst vor Verlauf eines Jahres Jankel „seine" 300 000 Gulden beisammen hatte. Aber er hatte sie nicht allein. Der Compagnon und Rathgeber hatte die Hälfte und dieser Umstand machte Jankel viele Sorgen. Da er ihm unentbehrlich war, so konnte er ihn nicht fortschicken, aber er war ein theuerer Compagnon und doch konnte er ihn nicht missen.

Da kam Jankel auf den genialen Einfall, Feiwel zum Schwiegersohn zu machen. Seine Malko war inzwischen zur schönen Jungfrau herangewachsen und die jungen Leute sehen sich gern und verkehrten mit einander. Gitel hatte zwar einige Bedenken gegen diese Verbindung. Ihrem Scharfblick war es natürlich nicht entgangen, daß Feiwel im Herzen der Väterreligion nicht die unverbrüchliche Treue bewahrt hatte, die er im Verkehre mit der Familie zur Schau trug. Er hatte sich einmal, ohne sich vorher die Hände zu waschen, zu Tische gesetzt und hätte ohne Kopfbedeckung gegessen, wenn man ihn nicht noch rechtzeitig daran erinnert hätte. In Wirklichkeit führte Feiwel ein ausschweifendes Leben, und legte sich nur in der Familie Goldberger den Zwang auf, alle Vorschriften zu beobachten, die das Religionsgesetz vorschreibt.

Als man ihm eines Abends Malko's Hand anbot, schützte er erst seine Jugend vor, erbat sich einige Tage Bedenkzeit und ging dann selbstredend mit großer Bereitwilligkeit auf den Antrag ein. Von dem Augenblicke der öffentlichen Proklamirung Feiwels als Schwiegersohn, ließ er von Tag zu Tag mehr die Maske fallen, welches sein unreligiöses Leben und Treiben bis jetzt verhüllte. Er miethete eine Wohnung im Prater und erklärte auf das Entschiedenste, daß seine Malko, die nun auf den Namen Amalie hören mußte, ihr Haupthaar nicht nach jüdischer Frauensitte verhüllt tragen dürfe. Das würde ihm den Verkehr mit seinen Freunden unmöglich machen und seiner Frau alle höhere, gebildetere Kreise für immer verschließen. Die Trauung mußte Jellinek vollziehen, obwohl Jankel inzwischen erfahren hatte, daß dieser Rabbiner in ostentativer Weise das Judenthum untergrabe, das ihm so hoch und heilig dastand, weil er es von seinen Eltern so überkommen hatte. Auf die

Söhne hatte das Beispiel Feiwels schon längst demoralisirend gewirkt. Hinter dem Rücken der Eltern hatte er ihnen klar gemacht, wie die Religion, die sie von U. mitgebracht hatten, für dort ganz gut und berechtigt sei. Hier in Wien stelle man andere, höhere Ansprüche an die Menschen. Er rieth ihnen aus Schonung für die Eltern, diesen nichts von der neuen Offenbarung mitzutheilen, sondern äußerlich so zu leben, wie sie es bisher gewöhnt waren. Aber außer dem Hause seien sie freie Menschen und die beschränkten Anschauungen der Alten zu Hause sollten ihnen nicht die Freude am Genuß des Daseins vergällen. Diese Lehren fielen auf leider nur zu fruchtbaren Boden und machten aus den hoffnungsvollen Jünglingen, heuchlerische Gecken, die voll Verachtung auf ihre würdigen Eltern blickten, sich selber dagegen für ungemein gebildet und fortgeschritten dünkten.

Jankel und Gitel duldeten seufzend bei ihrem Schwiegersohn, was sie nicht ändern zu können glaubten. Als die Hochzeit gefeiert war, ließ Feiwel den letzten Rest von Rücksicht fallen. Er verspottete nicht nur das Religionsgesetz, sondern auch seine Schwiegereltern, vernachlässigte seine Frau und führte sein ungezügeltes Leben fort, wie er es früher gethan hatte. —

In seinen geschäftlichen Unternehmungen war aber Feiwel so glücklich, daß selbst Jankel darüber stutzig wurde.

„Wie kann ein Posche Jisroel (Abtrünniger), wie es leider unser Schwiegersohn ist, nur solches Glück haben?“ sagte er oft seufzend zu seiner Frau.

Diese schüttelte bedenklich das Haupt und meinte, es könnte kein Segen darin sein. „Er geht an Schabbos auf die Börse, ich habe ihn am Schabbos schreiben, rauchen und Briefe

schreiben sehen, das kann auf die Dauer nicht gut thun. Wie das enden wird, ich weiß es nicht; ich möchte den Mund nicht zum Bösen öffnen, aber gut kann das nicht enden."

Aber das Geschäft ging über Erwarten gut. Die Söhne waren herangewachsen und hatten die Schule verlassen. Sie sollten in ein Geschäft eintreten und der Schwager hatte ihnen auch bereits ein solches ausfindig gemacht. Aber sie mußten daselbst den Sabbat entweihen. Mit aller Entschiedenheit legten die Eltern dagegen ihr Veto ein, aber es half nicht viel. Die Söhne waren ihnen über den Kopf gewachsen und erklärten rundweg, sie wären ihre eigene Herren, sie wollten das schon verantworten.

Das Schlimmste aber war, daß Jankel, abgestumpft durch die Gewohnheit, selbst angefangen hatte, es mit der gewissenhaften Erfüllung des Gottesdienstes laxer zu nehmen. Seitdem sie ihre neue Wohnung bezogen hatten, besuchte er wegen des weiten Weges weder die Synagoge noch das Bes-Hamidrasch an jedem Tage. Nur am Sabbat hatte er Zeit und Muße dafür; aber auch das war ihm bald verleidet. Jeder gewissenhafte Genosse, mit dem er dort zusammenkam, war für ihn ein lebendiger Vorwurf, dem er daher lieber aus dem Wege ging. Er erfüllte zwar im Hause gewissenhaft seine religiösen Pflichten wie bisher, aber er that es nur um seiner Pflicht zu genügen; nicht mehr wie früher aus innerem Herzensdrang. Ein jüdischer Geschäftsfreund hatte ihn einmal mit in ein Restaurant genommen und ihn mit Wein regalirt und Jankel hatte nicht den Muth die Offerte zurückzuweisen, obwohl er wußte, daß er ein bis dahin heilig gehaltenes Gesetz verletzte.

Dazu kam, daß Jankel hoffte, durch solche Nachgiebigkeit ein besseres Verhältniß mit seinem Schwiegersohn anzubahnen,

was auch in der That der Fall war. Als dieser merkte, wie es mit seinem Schwiegervater bestellt war, suchte er sich ihm zu nähern und ihn für seine Religion des Abfalls, nicht nur durch Hohn und Spott, sondern durch Ueberedung zu gewinnen. Er nahm ihn einmal mit in seine Synagoge, damit er Jellinek zuhöre. Dieser predigte so fromm und feurig, wie es kaum der beste Maggid in U. zu Wege brachte. Als sie nach Hause gingen, fragte Feiwel seinen Schwiegervater:

„Nun, wie hat Dir die Droscho gefallen?"

„Fein," sagte Jankel, „wie ein Jid reden muß; die Wiener sind keine Narren, wenn sie so viel Aufsehens von ihrem Maggid machen; und was für Mussar und Tauchocho in jedem Wort!"

„Nun siehst Du; und dieser Maggid hat ein glattrasirtes Gesicht, wie ich es habe, ißt und trinkt was ihm schmeckt, wie ich es thue, und mir machst Du fort und fort Vorwürfe über meinen unjüdischen Lebenswandel."

Jankel wußte nichts zu entgegnen und schwieg. Aber Feiwel fuhr fort:

„Es ist heute halt eine andere Zeit. Wir sind allen anderen Bürgern gleichgestellt und da wäre es sogar unrecht von uns, wenn wir uns durch Aeußerlichkeiten absonderten. Nicht auf diese Aeußerlichkeiten, auf's Herz und auf die Gesinnung kommt's an und wenn die recht sind, dann ist das andere Nebensache. Gäbe uns der Himmel ein solches Glück, wie wir es haben, wenn er nicht selber damit einverstanden wäre?"

Jankel erzählte, nach Hause zurückgekehrt, seiner besseren Hälfte von diesem neuen Evangelium, das er soeben von Jellinek und dem Schwiegersohne gehört hatte und meinte, sie

müsse auch einmal mit in den großen Tempel und dort Jellinek hören.

„Was?“ antwortete Gitel, „so lange ich lebe werde ich diesen Mesiß und Mediach nicht hören, denn ich sehe ein, wie gefährlich dieser Mensch ist, wenn er sogar Dich berückt hat. Und Du lässest Dir solche Flausen vormachen? Steht's nicht im Menauras Hamoaur, daß es schon in aller Zeit Leute gegeben hat, die schön gedarschent (gepredigt) und schlecht gehandelt haben? Und wenn unser Meschumed von Schwiegersohn sagt: Tallis und Tefillin, koscher und treife wären nur kleinliche Aeußerlichkeiten, und es käme nur auf's Herz und die Gesinnung an, dann möchte ich ihn einmal fragen, wie's bei ihm mit dem Herz und der Gesinnung denn in Wirklichkeit bestellt sei. Daß man ein guter Jude sein und dennoch ein gutes Herz haben kann, das wissen wir. Daß man ein schlechter Jude sein und dabei ein schlechtes Herz haben kann, das wissen wir auch. Und wenn wir's nicht wüßten, unser Schwiegersohn hätte es uns selber durch die That gelehrt. Das, was Du mir da sagst, hat mir auch neulich unser Mendel gesagt und nun weiß ich auch, wo die neue „Thora“ herstammt.“

„Wann hat Dir das Mendel gesagt?“ fragte Jankel etwas kleinlaut.

„Ich hatte ihn im Verdacht, daß er kein Tefillin lege und habe sie, um mich zu überzeugen, versteckt, ohne daß er sie vermißt hätte. Mittags kommt er nach Hause und will mir wie gewöhnlich zur Begrüßung einen Kuß geben. Aber ich wies ihn zurück und erklärte ihm, er solle sich ja nicht mehr unterstehen, mir die Hand oder die Lippen zum Kusse zu reichen, denn ich hätte mich überzeugt, daß er ein Poscheh Jisroel sei. Als er sein Unrecht nicht mehr leugnen konnte, sagte er mir dasselbe,

was Dir vorhin unser lieber Schwiegersohn sagte. Das seien alles Förmlichkeiten und äußere Zeichen, die uns an gewisse Wahrheiten erinnern sollten, wenn man aber dieser Wahrheiten ohnedies eingedenk sei, dann bedürfe es der äußeren Form nicht."

„Und was hast Du ihm darauf erwidert?"

„Ich sagte ihm, wenn es nur auf die Gesinnung und nicht auf die äußere Form ihrer Bekundung ankommt, dann genüge mir auch seine freundschaftliche Gesinnung für mich, und es bedürfe nicht der äußeren Form des Händedrucks oder gar des Kusses, das wäre dann nur Heuchelei oder gedankenlose Förmlichkeit. Dränge ihn aber seine kindliche Liebe dazu, dieselbe auch durch äußere Formen auszudrücken, dann fehlt jedenfalls diese Gesinnung gegen Gott, wenn er so gering von der äußeren Form denkt, in die sich die Gesinnung kleiden soll."

„Das hast Du gut gemacht, Gitel, warum hatte ich nicht vorhin den Einfall, als mir Feiwel dieselbe Schmuoh (Geschichte) sagte? Wo hast Du nur Deine Chochmo her?"

„Ich glaube nicht, daß ich Chochmo habe," erwiderte in aufrichtiger Bescheidenheit die Gefragte. „Das Alles steht in Zeeno Urennoh und in den anderen Seforim. Aber wenn Dir auch das bischen Weisheit fehlt, das Du bei mir vermutheſt, so kommt es daher, daß Du keine Gottesfurcht hast. Gottesfurcht ist der Anfang zur Weisheit, hat Schelomo Hamelech gesagt. Wie kann man aber Weisheit erlangen, wenn man nicht einmal den Anfang dazu hat? Hätte ich Chochmo, ich wäre niemals von U. in das glänzende Wiener Elend gezogen, in dem unsere Kinder Heiden geworden sind und wir auf dem besten Wege uns befinden, es zu werden."

„Versündige Dich nicht, Gitel," erwiderte Jankel abwehrend, „daß Du unseren Zustand ein glänzendes Elend nennst. Wir besitzen heute über 500 000 Gulden, alle Welt, die höchsten Finanzleute halten es für eine Ehre mit mir zu verkehren, wie viele, die weniger sind als wir, blicken neidisch zu unserer Stellung empor, die Du ein glänzendes Elend nennst. Und das kann man nicht so in den Wind schlagen, was Feiwel behauptet, wie wir solches Masol haben, obwohl wir uns wirklich von der alten Jüdischkeit mehr und mehr losgesagt haben."

Gitel traten die Thränen in die Augen als sie ihren Mann so reden hörte. Flammenden Blickes entgegnete sie:

„Also, so weit hält's schon mit Dir? Du weißt schon nicht mehr, daß Haschem boruch hu es den Schlechten auf dieser Welt oft gut gehen läßt, um sie in dieser Zeitlichkeit für das wenige Verdienstliche zu belohnen, das sie geübt? Mir würde es vor diesem „Glück" noch mehr grauen, wenn ich mich glücklich dabei fühlen würde. Wiegt der Gewinn von Hunderttausenden wirklich den Verlust der Jüdischkeit unserer Kinder auf? Wenn uns Gott das Geld so in den Schooß wirft, obwohl wir es nicht verdienen, so ist mir das höchstens ein Beweis dafür, wie wenig Ihm an Geld gelegen ist. Aber es ist mir kein Beweis, daß Gott seine alte Thora außer Kurs gesetzt hat, sobald sie Börsenspielern unbequem geworden ist. Jankel, Du bist auf einem bösen Wege."

Und Jankel war auf einem bösen Wege. Er war nicht nur gleichgültig gegen die spezifisch jüdischen Lebenspflichten geworden, auch mit den rein menschlichen Tugenden, mit dem Herzen, mit der Gesinnung war es schlecht bestellt.

Eines Tages ließ sich ein junger Mann bei Herrn Jacques Goldberger anmelden, ohne dem Portier seinen Namen

zu nennen. Jankele entschloß sich nur schwer, den namenlosen Fremden vorzulassen. Aber der Fremde wartete den Bescheid des Portiers gar nicht ab und trat zu Jankele in's Zimmer.

„Jankel, ich brauche mich bei Euch wohl nicht lange anzumelden, kennt Ihr mich nicht mehr?"

„Mein Name ist Jacques Goldberger," erwiderte gravitätisch der Parvenu; „Sie kommen mir allerdings bekannt vor; Ihr werther Name, wenn ich bitten darf?"

„Ich bin ja Abraham Lemberger, Sohn des seligen Rabbi Lemberger, wie geht es Eurer Frau Gitel und Malko und Mendel und Schmul?"

„Meine Frau Karoline, und meine Kinder Amalie, Manfred und Siegmund befinden sich alle recht wohl und werden sich gewiß freuen, Sie bei uns als Gast zu sehen. Was verschafft uns das große Vergnügen?"

Diese verletzende gnädige Herablassung empörte den jungen Mann, was Jankel nicht entging. Sein Scharfblick merkte sofort aus der gedrückten Haltung des fremden Gastes, daß er als Bittsteller zu ihm kam. In diesem Falle war es Prinzip bei ihm, sich Gäste dieses Schlags durch kalte Höflichkeit in gemessener Entfernung zu halten.

„Darf ich dem Herrn eine Cigarre anbieten? Ein Kraut wie dieses hat man in U. noch nicht gesehen, das Stück kostet 25 Kreuzer; ist aber unter Brüdern das Doppelte werth."

Herr Lemberger lehnte entschieden ab, nahm sich unaufgefordert einen Stuhl und erklärte, daß er keine Aufmerksamkeit annehmen könne, bis er sich seines Auftrags entledigt habe. Sein Vater sei vor vier Wochen gestorben. Vor seinem Tode habe er ihm, dem Sohne erklärt, daß das Geschäft derart in Rückgang gerathen wäre, daß eine Zahlungseinstellung unver-

meidlich sei, wenn nicht 10 000 Gulden zu beschaffen seien, um die dringendsten Gläubiger zu befriedigen. Mein seliger Vater erzählte uns von seinen Beziehungen zu Ihnen und sagte, daß er nicht daran zweifle, Sie, Herr Goldberger, würden uns durch ein Darlehen von 10 000 Gulden aus unserer augenblicklichen Verlegenheit retten. — Mein Vater hielt zwar die Möglichkeit für ausgeschlossen, daß Sie sich weigern, diesen seinen letzten Wunsch zu erfüllen. Aber er gab mir dieses lederne Beutelchen mit, dessen Geschichte er uns ebenfalls erzählte und sagte, daß sein Anblick allein als Fürsprecher genügen würde. Mehr habe ich nicht zu sagen."

Der alte Jankel und der moderne Jacques geriethen in Folge dieser Eröffnung hart aneinander; der erste plaidirte mit aller Wärme für und der andere mit aller Kälte gegen Gewährung dieses Wunsches. Erregt ging der Träger dieser beiden Seelen in seinem Cabinet auf und ab, als der Portier eintrat und ein Telegramm übereichte. Dasselbe war aus Pest und lautet: „Werner und Dalmann fallirt; Verlust 30 000 Gulden." Jacques hatte über Jankel gesiegt. Er reichte das Telegramm dem Bittsteller hin.

„Sie sehen hier selber, welche schweren Verluste wir haben und werden es begreifen, wenn wir unter solchen Umständen leider nicht in der Lage sind, die bedeutende Summe von zehntausend Gulden so ohne weiteres flüssig zu machen. Einen ungünstigeren Zeitpunkt hätten Sie kaum finden können. Aber wenn die Zeiten sich ändern sollten, werde ich selbst auf Ihre Angelegenheit zurückkommen. Augenblicklich ist es leider unmöglich. Damit Sie aber meinen guten Willen sehen, gebe ich Ihnen hier hundert Gulden, um Ihre Reisekosten wenigstens zu decken."

Herr Lemberger wies das Geld zurück und fragte noch einmal mit höflicher Entschiedenheit:

„Ist das Ihr letztes Wort, Herr Goldberger?"

„Für jetzt allerdings, aber ich will Ihnen für die Zukunft nicht jede Hoffnung benehmen."

„Empfehle mich Ihnen, Herr Goldberger. Leben Sie wohl!"

Als Lemberger die Thüre geschlossen hatte, kämpfte Jankele noch einmal gegen seine kalte Herzlosigkeit an und trug sich einen Augenblick mit den Gedanken, den Bittsteller zurückzurufen und ihm das Gewünschte zu geben. Hätte er noch wie früher eine Maaßer-Kasse gehabt, es wäre ihm ein Leichtes gewesen, seinem heimgegangenen Freunde diesen Liebesdienst zu erweisen. Aber 10 000 Gulden so ohne weiteres aus seinem Besitze zu reißen, das war für Jankele zu hart. Er hätte es auch ohne Wissen seines Schwiegersohnes nicht thun können, der am halb geöffneten Zimmer die ganze Unterredung mit angehört hatte und nun mit den Worten eintrat:

„Werdet Ihr Euch dieses Gesindel von Bettlern nicht endlich vom Halse schaffen? Ihr comprimittirt unsere ganze Firma. Es kann kein anständiger Mensch in's Comptoir kommen ohne auf Leute dieses Schlags zu stoßen. Natürlich, wenn man so mit den Hunderten wirft, ist diese Bettelei ein ganz einträgliches Geschäft. Ich kann mich hier abmühen, rechnen, kalkuliren und spekuliren von früh bis spät, aber so viel kann ich nicht verdienen, als Ihr zum Fenster hinauswerft. Uebrigens bemerke ich Euch, daß Werner und Dalmann nicht daran denken, zu falliren; ich habe die Depesche fingirt, um Euch Succurs zu bringen. Ohne diese Nachricht wäret Ihr im Stande gewesen„ dem Gelbschnabel ruhig 10 000 Gulden

hinzuzählen. — Ich muß zur Börse; vielleicht verdiente ich mehr, wenn ich zu Hause bliebe und Euch bewachte, daß Ihr nicht ähnliche Dummheiten macht. Der Lemberger wird schon wiederkommen; ich kenne meine Pappenheimer."

VI.

Lemberger kam nicht wieder. Der schnöde, hartherzige Undank Goldbergers hatte ihn nicht so sehr überrascht, als das Fallissement der Firma Werner und Dalmann, das er durch so wunderbaren Zufall erfahren hatte. Die Firma schuldete dem Hause Lemberger noch ca. 4000 Gulden, die allerdings erst in zwei Monaten fällig waren und deren Sicherheit bei dem guten Rufe der Firma ganz außer Frage stand. Lemberger reiste mit dem nächsten Schnellzuge nach Pest, um möglicherweise zu retten, was noch zu retten war. Gegen fünf Uhr Abends traf er in Pest ein und fuhr sofort per Droschke in das bekannte Bankhaus. Das Telegramm hatte er vorsichtiger Weise zu sich genommen, ohne daß es Goldberger beachtet oder gehindert hatte. Er hatte es vielleicht schon zum zehnten Male durchgelesen, es war kein Zweifel, da stand es schwarz auf weiß: „Werner und Dalmann fallirt, Verlust 30 000 Gulden."

Pochenden Herzens betrat Lemberger die ihm wohlbekannten Räume und wurde sofort von Herrn Werner empfangen.

„Was verschafft uns die Ehre, Herr Lemberger?"

„Es ist eine unangenehme Pflicht, die mich hierher führt, aber Sie begreifen, daß man unter den bestehenden Verhältnissen genöthigt ist, das Seinige zu thun, soweit es eben mög-

lich. Ich komme wegen unseres Guthabens von 4000 Gulden, wie wünschen Sie, daß es damit gehalten werden soll?"

„Wir schulden Ihnen noch 4000 Gulden? Wann waren dieselben fällig?"

„Sie sind erst in zwei Monaten fällig, aber Sie begreifen, daß ich das Geld nicht gern verlieren möchte, nachdem Sie Ihre Zahlungen eingestellt haben."

„Wir unsere Zahlungen eingestellt? Woher wissen Sie denn das?"

„Ich habe es von zuverlässiger Seite in Wien erfahren und bin sofort hierhergereist,u m mein Guthaben zu retten."

„Aber wer hat Ihnen das mitgetheilt? Obwohl der Betrag erst in zwei Monaten fällig ist, verspreche ich Ihnen denselben sofort ohne jeden Abzug auszuzahlen, wenn Sie mir den Verbreiter dieses Gerüchts mittheilen können, daß ich ihn ermitteln und dingfest machen kann."

Trotz der verletzenden Abweisung, die er von Goldberger erfahren, widerstrebte es Lemberger einen Namen zu nennen. Aber als ihn Herr Werner bei der langjährigen Freundschaft mit dem seligen alten Herrn Lemberger beschwor, ihm doch behülflich zu sein, dieser, seiner Firma in so hohem Grade schädigenden Verleumdung entgegentreten zu können, reichte ihm Lemberger das an die Firma Jacques Goldberger & Comp. gerichtete Telegramm hin mit dem Bemerken, daß der Adressat jedenfalls selbst dupirt worden sei. Das Telegramm war in Pest aufgegeben, aber nicht unterzeichnet. Herr Werner kannte den Pester Vertreter der Firma Goldberger & Comp. Er steckte das Telegramm in seine Tasche, zahlte Lemberger die 4000 Gulden aus und begab sich sofort zur Criminalbehörde, um den Fall zur Anzeige zu bringen.

Diese constastirte leicht, daß ein Telegramm dieses Inhalts in Pest überhaupt nicht aufgegeben worden war. Herr Werner reiste alsbald nach Wien, erstattete dort Anzeige bei Gericht, was die Verhaftung Jankels und Feiwels, wegen Fälschung einer Depesche und wegen Verbreitung falscher, creditschädigender Nachrichten zur Folge hatte. Jankel wurde zwar nach wenigen Tagen wieder entlassen, nachdem sich herausgestellt hatte, daß er selbst getäuscht worden war. Dagegen wurde sein Compagnon zu mehrmonatlicher Gefängnißstrafe und zur Zahlung einer hohen Summe an die Herren Werner und Dalmann verurtheilt.

Die Verhaftung der beiden Chefs hatten in Wiener Börsenkreisen peinliches Aufsehen erregt und den guten Ruf der Firma empfindlich geschädigt. Diese moralische Einbuße und der damit verbundene Geldverlust trieben Jankel zu immer waghalsigeren Spekulationen. Durch Feiwels Verhaftung hatte die ruhige Vorsicht und die kühl erwägende Besonnenheit ihre Vertretung in der Firma Goldberger & Comp. eingebüßt. Jankel war nur von der Sucht nach Geld erfüllt, aber ihm fehlte die Ruhe und Berechnung, um es durch Spekulation zu erlangen. Dabei war Jankel in hohem Grade abergläubisch. Er glaubte, sein Glück sei an die Persönlichkeit Feiwels geknüpft. Bevor er zur Börse ging, nahm er seine kleine Enkelin Esther, das dreijährige Töchterchen Feiwels auf den Schooß, hielt ihm das neueste Kursblatt mit der Bitte hin, es solle einmal mit den Fingern darauf deuten. Dieses Experiment hatte Jankel schon oft versucht und immer Glück gehabt, wenn er das Papier kaufte oder verkaufte, auf welches sein kleiner Finanzrath den Finger gelegt hatte. Heute hatte Esther auf Credit-Aktien ihren Großvater verwiesen, die ungemein günstig

standen. Er kaufte um 500 000 Gulden, kam schmunzelnd nach Hause und erzählte seiner Gitel, daß er seine Million Gulden endlich beisammen habe, wenn dieses Geschäft nach Wunsch ausfiele. Das war das Ziel, welches er sich gesetzt hatte. Im Besitz einer Million wollte er das Geschäft seinen Söhnen und seinem Schwiegersohne überlassen und sich von der aufregenden Spekulation ganz zurückziehen. Die Aufregung hatte Jankel grau und nervös gemacht, obwohl er noch nicht viel über 40 Jahre zählte. Dazu kam die Verhaftung vor wenigen Tagen, der Gedanke an das Schicksal seines in Haft befindlichen Schwiegersohnes und manches andere, was die von Haus aus urkräftige Constitution Jankels bedenklich erschüttert hatte.

Die gewaltige Spekulation mit den Credit-Aktien ging aber diesmal so gründlich fehl, daß Jankel 24 Stunden später ein ruinirter, armer Mann war. Er war noch außerdem mit ca. 200 000 Gulden engagirt. Eine plötzlich ausgebrochene Panik hatte ein so rapides Sinken aller Werthe zur Folge, daß eine große allgemeine Krisis eintrat, deren erstes Opfer Jankel war.

Jankel, der während seines sechsjährigen Wiener Aufenthaltes viel von seinem inneren sittlichen Halt verloren hatte, hatte mit seinem Gelde alles eingebüßt, was seinem Leben Werth und Bedeutung gab. Er hätte am liebsten, wie schon so viele verunglückte Börsenspieler, seinem Leben durch eine Pistolenkugel ein Ende gemacht, aber er war zu feige dazu. Vor Schießwaffen hatte er zudem einen heillosen Respekt; er hatte nie eine in Händen gehabt. Wie damals, als er von Kathinka das verhängnißvolle Lotterieloos gekauft hatte, fehlte es ihm auch jetzt an Muth und Vertrauen, seinem wackeren

Weibe von seinem Zustande Mittheilung zu machen. Seine Familie hatte keine Ahnung davon, daß sie vollständig verarmt war. Die Schmach, ein armer Mann zu sein, war Jankel unerträglich. Er wäre vor der Sünde des Selbstmordes nicht zurückgeschreckt, hätte er nur gewußt, wie man dies auf leichte, wenig schmerzliche Art bewerkstelligen könne; aber er hatte zu wenig praktische Erfahrung auf diesem Gebiete.

Da fiel ihm plötzlich ein, einmal gehört zu haben, daß der Tod durch Kohlendämpfe eine überaus leichte, schmerzlose Todesart sei. Er nahm ein mächtiges, bis über den Rand gefülltes Kohlenbecken, stellte es in die Mitte seines Zimmers, schloß sich in dasselbe mit zwei Flaschen starken Tokaierwein ein und trank dieselben hastig aus, so daß er berauscht sofort in einen tiefen Schlaf verfiel, aus dem er nicht mehr zu erwachen gedachte. Als er am anderen Morgen trotzdem erwachte, wunderte er sich, daß die andere Welt eine so auffallende Aehnlichkeit mit seinem Zimmer hatte. Nachdem er aber sich die Augen ausgerieben hatte und zu seinem Schrecken sah, daß er in seinem Eifer die Kohlen anzuzünden vergessen hatte, erfüllte ihn diese Wahrnehmung mit solchem Schrecken, daß er ernstlich krank wurde.

In ihrer Bestürzung wollte Gitel rasch zu einem Arzte schicken, aber Jankel hielt sie zurück und sagte ihr, er habe mit ihr allein zu reden.

„Ich fühle," hub Jankel an, „daß es mit mir zu Ende geht, und es giebt keinen Doktor, der mir helfen kann. Schicke zur Chewra Kadischa, damit ich wenigstens mit Minjan meine Seele aushauchen kann. Aber ich kann es nicht thun, ohne Dich über unsere Lage aufzuklären. Wir sind arme, ruinirte Leute. Jede Stunde kann der Gerichtsvollzieher kommen und

Beschlag auf unsere Sachen legen. Der Stuhl, auf dem Du sitzest, das Bett, in dem ich liege, gehört nicht mehr uns. O, hätte ich Dir damals gefolgt, als Du mir zu Hause in U. abgerathen hast, das Lotterieloos zu kaufen. Von diesem Kauf datirt unser ganzes Unglück. Hätten wir nicht sechs Jahre die Annehmlichkeiten des Reichthums gekostet, so wäre es etwas Leichtes in Armuth unser Leben zu verbringen, wie wir es früher thaten. Aber jetzt? In wenigen Stunden stehe ich vor dem Richter der Wahrheit und ich habe mich zu verantworten nicht nur für mich, sondern auch für das Unglück, in das ich Dich gestürzt habe. Unseren Kindern hat das Geld ihre Jüdischkeit geraubt, unsere Söhne sind uns, unserer Emunoh (Religion) so entfremdet, daß sie mir nicht einmal Kaddisch nachsagen werden. Das Geld hat mich hart und gefühllos gemacht. Vor wenigen Wochen, als ich noch ein Vermögen von 800 000 Gulden besaß, hat mich der Sohn unseres verstorbenen Freundes Lemberger um ein Darlehen von 10 000 Gulden angesprochen, ich habe es ihm verweigert. Diese Gefühllosigkeit hat mein Sündenmaß voll gemacht und hat sich bitter an mir gerächt. Werde ich dem biederen Rabbi Löb in's treue Auge schauen können, wenn ich die Sechijo haben sollte vor dem Bes din schel Maloh mit ihm zusammen zu treffen? — — Meine Kräfte schwinden, ich muß mit ihnen haushalten. Gehe Du wieder zurück nach U. O, könnt ich mit Dir gehn, und unser armes, aber doch so gottgesegnetes, glückliches Leben dort von neuem beginnen! Sei mir alles mauchel und nun lebe wohl! Chotisi, owisi, —

„Jankel! Jankel! Fehlt Euch was, daß Ihr nicht zu Mincho waret?" rief Rabbi Nochum Seelenfreund durch's

halbgeöffnete Fenster hinein. Jankel und Gitel fuhren aus ihrem Sabbatnachmittag-Schlaf in die Höhe. Sie hatten Mincho und das Lernen verschlafen und das glänzende Wiener Leben, ihr so rasch gewonnenes und zerronnenes Glück und Elend, alles, alles war nur ein Traum, so treu und so natürlich, wie ihn aber nur der Schlaf am Schabbos-Nachmittag zu Wege bringt.

Jankel erzählte alles, was er im Traume in so ergreifender Weise durchlebt hatte, seinem braven, wackeren Weibe und meinte, daß er auf solchen ungewöhnlichen Traum morgen Taaniß Cholem halten müsse. Ich sah, wie Vater Jakob im Traume eine Leiter, aber nicht eine solche, die in den Himmel, sondern eine, die in den tiefsten Abgrund führte, ich selbst befand mich auf dieser Leiter und wäre beinahe in den Abgrund gestürzt! Seine Frau schüttelte lächelnd das Haupt und entgegnete:

„Man fastet nur, wenn man einen bösen Cholem gehabt hat; aber das war ein guter. Wir Menschen kennen uns selbst nicht. Aber im Traume hält uns Gottes weise Vorsehung oft einen Seelenspiegel vor, der unser tiefstes Gemüths- und Seelenleben veranschaulicht, und wir erfahren, wie es um uns bestellt ist. Vor zwei Stunden sehntest Du Dich noch nach dem großen Loos und allen damit verbundenen Reichthümern. Jetzt sehen wir, welche Gnade Gott an uns übt, daß er uns diesen Wunsch versagt. Audcho ki anisoni! Ich danke Dir, o Gott, für die Armuth, mit der Du uns beglückt hast."

Auch Jankel stimmte ein in diesen Dank. Er schloß das Geschäft mit Kathinka nicht ab. Jankel war — kurirt.

V.

Sabbatruhe.

Inhaltsübersicht.

Als in den achtziger Jahren unter Ignatieff's Regime eine große Zahl jüdischer Familien aus Rußland ausgewiesen wurde, verschlug das Schicksal einen armen jüdischen Familienvater, mit Weib und vier Kindern in eine deutsche Stadt, die eine ziemlich große jüdische Gemeinde hat. Die Mitglieder derselben sind zum größten Theil gute Menschen, aber leichte Juden. Sie nahmen sich der armen Familie an und gingen ihr zur Hand, daß sie einen Handel mit abgetragenen Kleidern anfangen konnte. Die ersten Wochen ging alles gut. Als aber durch Vermittelung einiger wohlthätigen Herren ein kleiner Laden ausfindig gemacht wurde, den die arme Familie mit einer billigen Wohnung beziehen sollte, da ereignete sich das in N. N. ganz Unerhörte, daß der fremde Eingewanderte am Freitag Abend seinen Laden schloß, um ihn erst Sonntag Morgen wieder zu öffnen. Erst lächelte man über diesen Schritt, dann spöttelte man darüber und zuletzt nahm man ihn ganz ernstlich übel.

Der erste Vorsteher, welcher der neu zugewanderten Familie besonders hilfreich zur Hand gegangen war, ließ Herrn Orlowsky, so heißt der arme Kleiderhändler — rufen und machte ihm begreiflich, daß er mit seiner Sabbatruhe unter den Juden öffentliches Aergerniß errege.

„Wir haben hier," sagte der würdige Herr Gemeindevorsteher, „große, mittelgroße und kleine Geschäfte, aber keines

feiert am Samstag. Alle arbeiten und suchen sich redlich und emsig von ihrer Hände Arbeit zu ernähren. Sie sind der einzige, der hier auf die öffentliche Wohlthätigkeit angewiesen ist, und Sie gerade feiern und gehen mit Weib und Kind spazieren, während Ihre Helfer tief in der Arbeit stecken. Sie werden begreifen, daß sich diese Gegensätze nicht gut vereinigen lassen. Heutzutage muß man die Hände rühren, wenn man's zu etwas bringen will und da heißt es denn mit den alten und veralteten Anschauungen aufräumen. Bei Ihnen zu Hause, tief in Rußland, mag das schon seine Berechtigung haben, allein hier kommen Sie auf diese Weise nie zu etwas. Sie bringen sich in Gegensatz mit Ihren besten Freunden und werden sehen, daß Sie sich dieselben entfremden."

Das war auch in der That so und die Entfremdung wurde von Woche zu Woche fühlbarer.

Herr Orlowsky bemerkte in aller Bescheidenheit, wie leid es ihm sei, seinen Wohlthätern in diesem Punkte entgegentreten zu müssen, aber er könne Menschen zu Liebe seinen von Gott eingesetzten Sabbat nicht aufgeben. Wer den Sabbat entweihe, habe aufgehört Jude zu sein, und wäre in jeder Hinsicht wie ein Nichtjude. Hätte er sein Judenthum preisgeben wollen, so brauchte er nicht das Brod der Verbannung zu essen, dann hätte er in Rußland bleiben und unbehelligt leben können.

Diese Opposition erbitterte den Vorsteher aber erst recht. Mit erzwungener Ruhe entließ er den armen Mann und meinte, mit der Zeit werde er schon klüger werden und einsehen, daß er mit solchen Ansichten auf keinen grünen Zweig komme.

Orlowsky kam aber nicht zur Einsicht, sondern im Laufe

der Zeit häuften sich die Symptome, welche den Vorsteher und seine Gesinnungsgenossen überzeugen mußten, daß ihr Schützling unverbesserlich oder richtiger unverschlechterlich sei.

Orlowsky besuchte mit seiner Familie, selbst an den höchsten Feiertagen, niemals die Synagoge, weil sie durch ein nichtjüdisches Kircheninstrument profanirt und der schönste Theil unserer alten Gebete ausgemerzt war. Das war ein unverzeihliches Verbrechen. Wer so religionslos ist, daß er nicht einmal im Jahre dem Gottesdienst beiwohnte, kann nicht aus Religiosität, sondern höchstens aus Trägheit den Sabbat halten. Dagegen gab's keine Argumente.

Die Kinder wuchsen heran und kamen in die Schule. Die Schulbehörden hatten den fremden Kindern ohne alle Schwierigkeit Dispens vom Schreiben am Sabbat bewilligt. Aber die Eltern der übrigen Kinder suchten die humane Gesinnung der Lehrerschaft umzustimmen, jedoch ohne Erfolg. Das machte erst recht böses Blut. Man warf Orlowski vor, daß er wieder die alten Scheidewände zwischen Juden und Nichtjuden aufrichte, die in N. N. doch längst gefallen seien. Aber Orlowsky blieb fest.

Die Kinder kamen aus der Schule. Sie sollten placirt werden. Dieselben zeichneten sich durch Bravheit und besondere Begabung aus und jeder Geschäftsmann hätte sie gerne in sein Geschäft aufgenommen, aber die Bedingung, den Sabbat und die jüdischen Feiertage freizugeben, wies jeder höhnisch ab. Ein christlicher Schreiner nahm den ältesten Sohn auf, ein Gärtner den zweiten und gewährten ohne große Mühe, was die aufgeklärten Glaubensbrüder einmüthig verweigerten.

So ging ein Jahr nach dem andern hin. Die Familie ernährte sich kärglich, aber in Ehren und war in keiner Weise

auf die thätige Unterstützung der Glaubensgenossen angewiesen. Die Familie war sich ihrer Dankespflicht gegen ihre Wohlthäter vollkommen bewußt und suchte durch Höflichkeit und Gefälligkeit bei jeder Veranlassung etwas davon abzutragen. Aber das Verhältniß blieb doch ein frostiges. Die Familie, mit ihrer opferfreudigen, gesinnungstüchtigen Religiosität repräsentirte einen fortwährenden, lebendigen Vorwurf für die Leichtsinnigen, in deren Mitte sie lebte, und das konnte man ihr nicht verzeihen.

Da trat vor wenigen Wochen das Gesetz der Sonntagsruhe in Kraft. Wenige Tage nach dem ersten Sonntag begegnete Herr Fürstenthal — der erste Vorsteher — Herrn Orlowsky und klopft ihm lächelnd auf die Schulter:

„Jetzt ist's mit Ihrer Sabbatruhe vorbei; jetzt müssen Sie nun endlich auch Ihr Geschäft am Sabbat öffnen!"

Orlowsky verstand nicht. „Was ist denn passirt?" fragte er halb ängstlich.

„Nun, Sie wissen doch, daß seit vorigen Sonntag alle Geschäfte von Staatswegen geschlossen sein müssen, und Sie können doch nicht zwei Tage in der Woche feiern!?"

„Na, wenn es sonst nichts ist, das macht mich nicht zum Sabbatschänder; im Gegentheil. Der jüdische Geschäftsmann, der bis jetzt den Sabbat entweihte, müßte ihn jetzt durch Einstellung seiner Geschäftsthätigkeit heiligen, mehr als früher. Uns Juden verdankt doch die Menschheit das Glück und die Seligkeit eines allwöchentlichen Ruhetages. Und wenn der Sabbatgeist solche allgemeine Würdigung erfährt, daß der Staat seine nichtjüdischen Unterthanen zwingt, ihren Ruhetag zu feiern, wie sollten sich die Juden nicht schämen, ihn zu entweihen! Heute ist die Entweihung des Sabbats ein

doppeltes Unrecht, er ist ein Chilul Haschem, dessen Größe kein redlicher Mensch mehr verkennen kann."

„Aber, lieber Mann," meinte Herr Fürstenthal, „Sie müssen doch leben mit Ihrer Familie, wie soll das möglich sein, wenn Sie zwei Tage jede Woche feiern? Ist die Sorge für Ihre Familie nicht Ihre erste Pflicht, Ihr nächster Beruf?"

Orlowsky schwieg einen Augenblick und sah mit nachdenklicher Miene vor sich hin. Herr Fürstenthal deutete dieses Schweigen zu seinen Gunsten und hielt das Eisen jetzt heiß genug, um es zu schmieden. Er meinte, man könne eine so wichtige Sache doch nicht stehenden Fußes abmachen und lud Herrn Orlowsky zu einem Glas Bier in den gegenüberliegenden Stadtgarten ein. Orlowsky acceptirte die Einladung, und kaum hatten sie sich niedergesetzt, als Herr Fürstenthal seine Frage mit noch schärferer Pointirung wiederholte.

„Wie meine Verhältnisse nun einmal liegen," entgegnete Orlowsky, „ist hinlänglich dafür gesorgt, daß ich an die Sorge für meine Familie nicht vergesse. Das brauche ich Sie wohl nicht erst zu versichern. Diese Sorge steht Morgens mit mir auf und legt sich Abends mit mir nieder; sie verläßt mich selbst im Schlafe nicht, sie ist nur zu häufig der Gegenstand meiner Träume. Sie drückt und quält mich, aber Herr Vorsteher, wenn Sie heute mit mir tauschen, wenn Sie mir Ihr Haus, Ihr Geld geben und mein bischen alten Plunder mit meinen Sorgen dagegen in Tausch nehmen wollten, ich würde nicht mit Ihnen tauschen. Davor behüte mich Gott, daß ich die Sorglosigkeit und die Wohlhabenheit meiner Werktage mit Dreingabe meines Sabbats und meiner Feiertage erkaufen sollte! Wenn die Sorge für mein und der Meinigen Leben an mich herantritt und ich mit Aufgebot aller Kraft sie

nicht mildern kann, dann greife ich zu unseren heiligen Schriften und suche Trost bei ihnen und sie haben ihn mir noch nie versagt. Heute Morgen begegnete ich in den Psalmen Davids dem Satz: „Wirf Du nur auf Gott Deine Last, Er wird Dich schon ernähren." Mir fiel dabei eine Erklärung ein, die ich einmal in meinen jüngeren Jahren von dem berühmten Maggid aus Dubno gehört habe. Der bloße Gedanke an dieses Wort und seine Erklärung nahm mir nicht nur jede Sorge, sondern ich mußte so unwillkürlich lächeln, daß meine Frau, die mich lächelnd bei meinem Psalmbuch fand, fragte, was mir denn Heiteres begegnet sei, und ich mußte ihr die Erklärung sagen, die bei ihr dann dieselbe zufriedene Heiterkeit weckte."

Herr Fürstenthal ersuchte, ihm diese Erklärung auch einmal mitzutheilen und Orlowsky war gerne bereit dazu.

„Der Maggid von Dubno ist ein berühmter Mann, hier kennt man ihn nicht einmal dem Namen nach; aber bei uns zu Hause lebt er in Aller Munde, obwohl er längst nicht mehr unter den Lebenden weilt. Seine Eigenthümlichkeit besteht in der Meisterschaft, die größten Schwierigkeiten durch treffende Gleichnisse zu erklären. Daß hier das Psalmwort die Sorgen mit einer Last vergleicht, die man ruhig auf Gott werfen möge, veranlaßt ihn, dieses Bild durch folgendes Gleichniß auszumalen:

Ein Handwerksbursche, der mit schweren Felleisen auf der heißen Landstraße wanderte, traf einen Wagen und bat den Kutscher um die Erlaubniß, hinten aufsitzen zu dürfen. — Die Erlaubniß wurde gewährt und als nach etwa einer Stunde der Kutscher sich umsieht, bemerkt er, wie der Bursche sein Felleisen noch immer auf dem Rücken hat.

Darüber befragt, antwortet schüchtern der Fahrgast: „Es ist schon genug von Ihnen, daß Sie mich fahren, ich kann deshalb nicht noch verlangen, daß Sie meine Last auch noch fahren sollen."

„Wirf Deine Last nur hin," bemerkte lächelnd der Fuhrmann, „ich muß sie ja fahren, auch wenn Du sie auf dem Rücken behältst."

Die Thorheit dieses Handwerksburschen, die wir alle belächeln, findet sich bei den Lachern selber viel häufiger, als sie ahnen, bemerkt hier in seiner feinen Weise der Dubnoer Maggid. Jeder von uns hat seinen Packen und Sorgenbündel, mit dem er sich abmüht, um es durch die Welt zu tragen, obwohl wir alle wissen, daß Gott, der das Leben schenkt, auch die Mittel zu seiner Fristung reicht. Deshalb meint der Psalmist: „Wirf Deine Last nur auf Gott, er muß Dich ja doch ernähren."

„Herr Fürstenthal war offenbar überzeugt, daß Orlowski noch weit davon entfernt war, reif für derartige Versuche zu sein, und trank ohne ein Wort zu sagen, sein Bier aus, um sich zu entfernen. — Orlowsky erwartete aber noch den Beifall oder wenigstens die zustimmende Anerkennung seines Zuhörers, und als diese ausblieb, fragte er: „Nun, ist das nicht schön?"

„Schön ist das allerdings, aber darum handelt es sich ja hier nicht. Ich gehe noch einen Schritt weiter, und erkläre Ihnen, daß es viel schöner ist, am Sabbat zu feiern, als zu arbeiten. Aber das Schöne ist nicht immer das Gute und Richtige. Das Gute und Richtige ist, daß man seine Zeit ausnützt und nicht, daß man einen so großen Bruchtheil derselben mit Ruhen und Feiern verbringt."

Orlowsky ließ sich aber nicht beirren, auch nicht als Fürstenthal ungeduldig die Uhr zog und es auch sonst nicht an Anzeichen fehlen ließ, daß er die Unterhaltung gerne beendigt wisse.

„Wenn Sie nicht von der Ueberzeugung durchdrungen sind, daß Gott, der für jede Menschenseele sorgt, den siebenten Tag geheiligt und gesegnet hat, so finde ich Ihre Handlungsweise und die Art ihrer Begründung begreiflich, wenn auch nicht verzeihlich," entgegnete Orlowsky. „Was ich von Ihnen erbitte, ist weiter nichts, als daß Sie auch meinem Standpunkt Gerechtigkeit widerfahren lassen, und mir ihn nicht zu verleiden suchen. Es würde dies auch wenig helfen. Denn abgesehen von der Verehrung, mit welcher jeder gewissenhafte Jude an seinem von Gott gestifteten Sabbat hängt, habe ich gerade nach dieser Seite hin eine Lebenserfahrung hinter mir, die man nicht so leicht abschüttelt, selbst wenn man es wollte, wovor mich Gott in seiner Gnade bewahren wolle. Nicht um Sie etwa zu überreden, sondern nur um mich Ihnen gegenüber zu rechtfertigen, möchte ich Ihnen einmal eine Geschichte aus meinem Leben erzählen, wenn Sie erlauben."

Ob dem reichen, angesehenen Herrn Fürstenthal wirklich eine Ahnung davon aufzudämmern anfing, wie klaftertief er mit seiner Bildung und Aufklärung unter dem unverwüstlichen Idealismus stand, den der arme Hausirer ihm gegenüber bekundete, oder ob er nur anstandshalber nicht umhin konnte, die ihm angekündigte Erzählung anzuhören, das soll hier nicht entschieden werden. Er ersuchte Herrn Orlowsky um Mittheilung seiner Erlebnisse, und dieser begann:

„Ich bin aus einem kleinen, russischen, wenige Meilen von der preußischen Grenze gelegenen Dorfe, Namens Kwadan.

Dasselbe gehörte dem Grafen Aschinsky, der in der ganzen Gegend als raffinirter Bösewicht gefürchtet wurde. Er verfuhr grausam hart gegen die Bauern, welche seine Leibeigenen waren, und noch unmenschlicher gegen die Juden. Er hatte unumschränkte Gewalt über Leben und Tod in der ganzen Gegend. Der geringste Diebstahl, oft auch nur eine leichte Widersetzlichkeit gegen seine harten Anordnungen, wurde mit dem Tode bestraft. Auf seinem Schloßhof stand ein Galgen, an dem mindestens allmonatlich ein Unglücklicher aufgehängt wurde, unter dem Zudrang der ganzen Bevölkerung. Da der Bösewicht ausfindig gemacht hatte, daß das Theuerste, welches den ihm unterstellten Juden am Herzen lag, ihre Synagogen und ihr Beth Hamidrasch (Lehrhaus) sei, so ließ er die erstere demoliren und letzteres in Stall und Scheune umwandeln, kurz es gab keine Rohheit, welcher dieser Unmensch nicht fähig war und die er nicht verübte. Es gab keinen Richter auf Erden, vor den man ihn hätte zur Verantwortung ziehen können.

Auf den Gütern des Grafen Aschinsky mußten die Bauern und die Juden je nach dem Loose, das sie traf, Frohndienste verrichten. Am Sabbat waren die Juden selbstredend von allen Arbeiten befreit, wie es die Bauern am Sonntag waren. Bei aller Verkennung ihrer Rechte, bei aller Vergewaltigung, welche die Juden auch zu erdulden hatten, war es keinem Machthaber im russischen Reiche je in den Sinn gekommen, den jüdischen Sabbat anzutasten. Da geschah bei uns das Unerhörte, daß Graf Aschinsky forderte, die Juden müssen am Sabbat auf seinen Gütern arbeiten. Da der Tyrann wußte, daß er mit seinem Befehl auf Widerstand stoßen würde, fügte er bei, daß jeder Jude sofort aufgehängt werde, der sich weigere, das auf ihn fallende Loos anzunehmen.

Ferner ordnete der Wütherich an, daß unser Rabbiner, der sonst von allen Arbeiten verschont war, schon am nächsten Sabbat selber zum Frohndienste kommen müsse.

Ich war damals ein Knabe von etwa zehn Jahren, aber die aufregenden Vorgänge jener Tage sind mir noch so frisch im Gedächtniß, als hätten sie sich erst gestern zugetragen. So etwas vergißt sich nie wieder. Die Gemeinde trat zur Berathung zusammen, Fasten und Beten wurde von dem Rabbiner angeordnet, dem sich auch die ganze Gemeinde fügte. Das Wehklagen der Unglücklichen hallte Tag und Nacht zum Himmel empor; aber ein Ausweg war nach menschlichem Ermessen nicht zu finden. Unser Rabbiner, das Andenken des Gerechten sei zum Segen, sein Verdienst möge schützend über uns walten, hieß Rabbi Sundel Rappoport. Ich füge Ihnen die Namen bei, damit Sie nicht an der Wahrheit der Sache zweifeln. Ein naher Verwandter unseres verstorbenen Rabbiners war vor ganz kurzer Zeit im Rothschild'schen Spitale in Frankfurt a. M. und lebt wohl jetzt noch in Deutschland.

Rabbi Sundel — sein Andenken sei zum Segen — war damals noch in den besten Mannesjahren. Auf Veranlassung des Vorstehers präsidirte derselbe einer zu diesem Zweck berufenen Gemeindeversammlung. Er sollte sich öffentlich darüber aussprechen, ob die Gemeinde verpflichtet sei, wirklich die Heilighaltung des Sabbats mit dem Leben zu erkaufen, oder ob sie berechtigt sei, um dem sicheren Tod zu entgehen, den Sabbat preiszugeben.

Während es sonst bei unseren Gemeindeversammlungen äußerst lebhaft zu sein pflegte, ruhte diesmal eine feierliche Todtenstille über der Versammlung. Alles hing mit lautloser

Stille an den Lippen unseres verehrten Rabbis, der mit seinem ganzen Bes-Din und sämmtlichen Dajanim (Assessoren) erschienen war. Auch Frauen und Kinder waren zu dieser Versammlung zugelassen. Während in der ganzen Gemeinde dumpfe Verzweiflung herrschte, lag auf dem Antlitz unseres Rabbiners ein verklärter Zug voller Seelenruhe und geradezu unverkennbarer Heiterkeit, die beruhigend auf die ganze Gemeinde wirkte, bevor der Redner noch die Lippen geöffnet hatte, von denen das Schicksal über Leben und Tod der ganzen Gemeinde abhing. Der Redner begann dann seinen Vortrag mit einer Ruhe und Besonnenheit, als ob es sich um eine halachische Diskussion handelte, wie es täglich im Beth-Hamidrasch vorkam. Der Ernst, die Feierlichkeit des Moments lag in der ganzen Situation, sie hätte durch jedes Wort darüber eher beeinträchtigt, als erhöht werden können.

„Die Veranlassung, die uns zu so ungewöhnlicher Stunde hier zusammenführt," so begann er etwa seine Ausführungen, „ist Euch Allen bekannt, es braucht darüber kein Wort verloren zu werden. Die Frage, um die es sich handelt, ob wir verpflichtet sind, lieber in den Tod zu gehen, als den Sabbat zu entweihen, habe ich mit den anwesenden Thoragelehrten bereits gestern eingehend erörtert. Meine Kollegen und ich kommen zu dem einstimmigen Resultat, daß wir in diesem Falle nicht verpflichtet sind, für die Heilighaltung des Sabbat das Leben hinzugeben. Es ist uns ausdrücklich gelehrt, daß der Sabbat zurücktritt, sobald durch seine Beobachtung das Leben gefährdet ist. Wen daher das Loos zur Arbeit trifft und der Aufforderung Folge leistet, begeht sicher keine Sünde und Gott, der dieses Verhängniß über uns gesandt hat, wird gewiß verzeihen.

Eine andere schwierige Frage ist die, wenn wir nicht zur

Preisgebung unseres Lebens in diesem Falle verpflichtet sind, ob wir dazu berechtigt sind, wenn Jemand ein Uebriges freiwillig thun, und Gottes Gesetz höher als das Leben stellen wollte. Ueber diese Frage waltet bereits eine Meinungsverschiedenheit unter unseren ältesten Gesetzeslehrern, und auch wir konnten zu einem einmüthigen Beschlusse hierüber nicht gelangen. Ich habe die Ansicht vertreten, daß wohl jeder Einzelne für sich berechtigt sei, den Namen Gottes zu heiligen und den Ernst seiner religiösen Ueberzeugung durch den Tod zu besiegeln, aber ich bin mit dieser Ansicht in der Minorität verblieben. Für Euch Alle ist daher der Majoritätsbeschluß bindend. Was mich persönlich betrifft, so hat das Bes-Din nach langem Drängen mir darin beigepflichtet, daß für mich persönlich ein Ausnahmsfall vorliegt. Ich bin der Erste, der schon übermorgen arbeiten soll, vielleicht ist mein Tod für Euch Alle eine Sühne. Wenn unser Machthaber an dem ersten Beispiele sieht, daß wir lieber in den Tod gehen, als uns zu einer Entweihung des Gottesdienstes verstehen, so läßt er vielleicht von seinem frevelhaften Vorhaben ab, und Ihr könnt dann wieder ungehindert den Sabbat feiern."

Bei diesen Worten ging ein Murmeln durch die Reihen, das der Redner richtig dahin deutete, daß die Gemeinde ein solches Opfer nicht annehmen wolle. Aber der Redner erklärte, er setze voraus, daß seine Gemeinde den Beschluß des Bes-Din respektire, wie er auch ausfalle. Er wisse, daß er nicht der einzige sei, dem ein durch Gesetzesentweihung gefristetes Leben unerträglicher und daher ein schwereres Opfer sei, als der Tod für die Heiligung des göttlichen Namens. Aber seine Gemeinde habe ihm schon so viele Beweise von Anhänglichkeit und Vertrauen entgegengebracht, daß er sicher sei, sie werde ihm auch

diese Liebe erweisen und ihm ein Privilegium einräumen, auf das er durch seine Stellung und durch den Umstand einen gewissen Anspruch habe, daß er als der erste designirt sei, der den Sabbat entweihen solle. Hätte der Poriz (so nennt man bei uns die Gutsherren) einen anderen als das erste Opfer bestimmt, so hätte der Rabbiner diesem, und wäre er auch der letzte in der Gemeinde, gern denselben Vorzug eingeräumt.

Man kann sich denken, welchen Eindruck diese schlichten Worte auf die ganze Versammlung machten, die hingerissen von der Seelengröße ihres Führers, das was ihnen wenige Minuten vorher noch als das größte Unglück galt, nun als das Herrlichste, Erstrebenswerthe, dessen ein Mensch fähig ist, staunend verehrten.

Und ein solcher Mann sollte in zwei Tagen einem ruchlosen Tode zum Opfer fallen und ihnen so für immer entrissen werden! Alle wußten, daß Aschinsky auf seiner Anordnung bestehen werde, aber noch viel sicherer wußten sie, daß diese Härte nicht an den Ernst heranreichte, mit dem Rabbi Sundel ausführen werde, was er hier ausgesprochen hatte. Hätte Jemand auch nur den leisesten Zweifel an der Entschiedenheit des Rabbiners gehabt, in zwei Tagen für seine Gemeinde, für das Gesetz seines Gottes in den Tod zu gehen, er wäre vor den Worten geschwunden, mit welchen Rabbi Sundel seine Rede schloß:

„Ich weiß nicht, ob wir noch einmal vor Sabbat zusammen kommen, wenn der Poriz von einer solchen Versammlung etwas erführe, würde er sie sogar wahrscheinlich verhindern. Ich verabschiede mich deshalb jetzt von Euch. Habt Dank für alle Liebe und Güte, die Ihr mir und meiner Familie jederzeit entgegengebracht habt, Ihr werdet dieselbe sicher nicht

verlassen, auch wenn ich nicht mehr da bin. Alle Gutthaten, die Ihr mir aber erwiesen habt, reichen nicht an diese letzte hinan, mit der Ihr Euch einverstanden erklärt, daß ich — hoffentlich für Euch Alle — den Namen Gottes heiligen und nach meinem Hinscheiden für Euch meine Fürsprache vor den Thron des Allmächtigen niederlegen kann. Möge mein Tod eine Sühne sein für meine Sünden und für Euch Alle und möge er Euch eine Zeit erleben lassen, in der wir frei und ohne Furcht Deinen Willen, o Gott, erfüllen können. Amen."

Mit diesen Worten erhob sich der Rabbi und verließ mit leuchtendem, verklärtem Antlitz seine schluchzende Gemeinde.

Das alles trug sich an dem Donnerstag vor dem verhängnißvollen Sabbat zu. Fastend und betend verbrachte die ganze Gemeinde die wenigen Tage bis zum Sabbat. Es war im Hochsommer; um 6 Uhr früh ließ der Gutsaufseher die auf dem Marktplatz versammelten Frohnarbeiter zur Arbeit nach dem Gutshofe führen. Die Gemeinde legte sich Freitag nicht nieder. Vor 4 Uhr Morgens wurde gebetet. Mit von Thränen erstickter Stimme trug der Chasan die Gebete vor, schluchzend begleitete ihn die Gemeinde, alle waren in Verzweiflung aufgelöst, nur Rabbi Sundel war heiter, ja geradezu fröhlich geblieben. Als er zum letztenmale zur Thora aufgerufen wurde, dankte er Gott mit so freudestrahlender Weise laut und glücklich dafür, daß Er uns auserwählt von allen Völkern uns seine Thora gegeben und damit ewiges Leben in unsere Reihen gepflanzt hat, daß der Märtyrer in seiner himmlischen Glückseligkeit thatsächlich allen wie ein überirdisches Wesen erschien. Nach Schluß des Gebets nahm der Rabbiner im Kreise seiner Familie sein Frühstück, erklärte noch eine schwierige Stelle des Wochenabschnitts und ging nun in seinen auserlesensten Feier-

tagskleidern von der ganzen Gemeinde begleitet, auf den Marktplatz, wo ihn der Schloßvogt mit den übrigen Arbeitern bereits erwartete.

Höhnisch sprach der Vogt: „Das ist aber ein theueres Arbeitskleid, das Ihr da anhabt, solch' feine Arbeitskleider habe ich noch nicht gesehen, die werdet Ihr beim Arbeiten zu Grunde richten und heute Abend kennt man sie nicht wieder."

„Ich werde meine Kleider beim Arbeiten nicht ruiniren, ich habe ja heute Sabbat und werde daher gar nicht arbeiten."

„Ihr wollt nicht arbeiten?" fragte erstaunt der Vogt. „Wißt Ihr nicht, daß Ihr sofort gehängt werdet, wenn Ihr das im Ernste meint?"

„Ich weiß es wohl; aber ich fürchte den Tod nicht. Ich bin darauf vorbereitet und gerade deshalb habe ich meine schönsten Kleider angelegt."

Auf dem Schloßhofe angelangt, fragte der Vogt Rabbi Sundel, ob er bei seinem Entschluß beharre, dann müsse er sofort dem Grafen Bericht erstatten.

„Thun Sie, was Ihre Pflicht ist, und ich werde es auch so machen."

So etwas war dem Vogt noch nicht vorgekommen. Ob ihn ein menschliches Rühren überkam oder was sonst auch immer, er zauderte und sagte:

„Rabbi, wißt Ihr, was Ihr da thut? In einer Viertelstunde hängt Ihr an diesem Schloßgalgen, an dem vorige Woche Iwan Petrowitsch sein Leben eingebüßt hat, weil er sich gegen einen Aufseher zu einer Thätlichkeit hinreißen ließ. Und für einen Juden hat der Herr keine Nachsicht, sonst hätte er Euch nicht befohlen, am Sabbat zu arbeiten."

„Ich weiß Alles," unterbrach ihn Rabbi Sundel, „thut nur Euere Pflicht."

Graf Aschinsky hatte den ganzen Vorgang von seinem Fenster mit angeschaut. Noch bevor der Vogt die Meldung machen konnte, war Jener mit bebender Wuth hinabgeeilt. Der Vogt trat vor ihn hin mit den Worten: „Der Judenrabbiner weigert sich zu arbeiten."

„Das wagst Du, Canaille," fuhr der Wütherich den Rabbiner an, „weißt Du nicht, daß ich jede Auflehnung sofort mit dem Galgen bestrafe?"

„Ich weiß es," erwiderte mit unerschrockener Ruhe der Angeredete, „aber ich will lieber den zeitlichen Tod durch Deine Hand, als den ewigen Tod durch die Allmacht Gottes."

„Er wird gehängt und zwar sofort, schleppt ihn zum Galgen."

„Ihr braucht mich nicht zu schleppen, ich werde schon allein gehen," entgegnete Rabbi Sundel.

Festen, ruhigen Schrittes schritt Rabbi Sundel zur Richtstätte hin. Jetzt aber verlor die vor dem eisernen Gitterthore des Schloßhofes versammelte jüdische Gemeinde die bis dahin nur schwer beobachtete Ruhe. Die Luft füllte sich mit den jammernden Klagen der Unglücklichen beim Anblick ihres Meisters, der auch jetzt seine heitere Ruhe nicht verlor, als er sich anschickte, für sie in den Tod zu gehen.

„Wenn ich noch einen einzigen Laut von der Judenbande höre, lasse ich Euch durch Kartätschen auseinanderjagen," schrie der Wütherich über den ganzen Schloßhof hin.

Inzwischen hatte der Schloßvogt den Apparat zum Aufknüpfen in Ordnung gebracht, wozu er nicht lange Zeit brauchte, da er große Uebung in diesem seinem Lieblings-

geschäft hatte. Das Halseisen wurde Rabbi Sundel um den Hals befestigt und jetzt wartete der Executor nur auf den Wink seines Herrn, um die Execution zu vollziehen.

„Ich frage Dich zum letzten Male, willst Du arbeiten?“ herrschte Aschinsky den Märtyrer an. „In einer halben Minute ist's zu spät.“

Da erhob sich unser unvergeßlicher Rabbiner und rief statt jeder Antwort zum Himmel empor:

שמע ישראל ד' א' ד' אחד

„Was schreit der Jud?“ fragte Aschinsky den Schloßvogt.

„Es ist das Sterbegebet der Juden; der giebt nicht nach. Wir haben schon fast eine Stunde mit ihm versäumt, vor sieben kommen wir heute nicht an die Arbeit. Wenn der Herr befiehlt, wollen wir's kurz machen.“

„Du Esel,“ fuhr der Graf seinen Untergebenen an, „wenn Du mich mit Deinen Rathschlägen nicht verschonst, so baumelst Du nächstens da oben.“

Dann trat er zu Rabbi Sundel hin, öffnete ihm das Halseisen und nahm ihm selber die Fesseln von Händen und Füßen und sprach in ganz verändertem ungewohnten Tone:

„Rabbi, Ihr seid frei, und Ihr braucht nicht am Sabbat zu arbeiten und kein Jude soll bei mir am Sabbat ein Werk verrichten. Ich wollte nur einmal sehen, ob es Euch mit Eurer Religion wirklich ernst ist. Hättet Ihr aber gearbeitet. ich hätte Euch sofort niederschießen lassen und das hättet Ihr vor Gott und den Menschen auch verdient, denn in unserer Bibel, die wir von Euch Juden haben, heißt es: Der Sabbat ist ein Heiligthum, wer ihn entweiht, ist dem Tode verfallen.“

Ein nicht enden wollender Jubel, der an der Schloßhofthüre harrenden Gemeinde folgte auf diese Vorgänge. Der

Graf ließ die Thore öffnen, alles strömte in heller Freude herein auf Rabbi Sundel hin, um ihrem Retter die Hand zu drücken. Dieser hatte sich nicht von der Stelle am Fuße des Galgens gerührt und stand noch regungslos da, als sei er noch in Ketten geschnürt. Dabei schluchzte er krampfhaft und war lange nicht fähig ein Wort hervorzubringen.

Da trat der Vorsteher der Gemeinde vor den Weinenden hin mit den Worten: הוריעני נא את דרכיך „Meister, löse uns das Räthsel und gestatte uns einen Blick in Deine edle Seele. Als das schwere Verhängniß uns alle bedrohte, als wir uns alle härmten, weinten und klagten, verlorst Du keine Thräne und lebtest in himmlischer Heiterkeit. Und jetzt, wo der Bann gebrochen ist und wir nicht laut genug uns freuen können, stehst Du von Thränen überfluthet da und findest kein Wort. Das sind keine Freude-Thränen, die Du vergießest, sondern dieselben werden Dir von einem Schmerz erpreßt, der uns unverständlich und geradezu räthselhaft ist."

Da begann unser Rabbiner, gesegnet sei sein Andenken: „Unsere Weisen lehren: יש קונה עולמו בשעה אחת daß Jemand durch eine augenblickliche That sich die Ewigkeit sichern kann, die sonst dem Ringen und Kämpfen eines langen, fehlenden, irrenden Menschenlebens versagt bleibt. Daß unser himmlischer Vater dieses Opfer von mir annehmen werde, daß er mich einer solchen Heiligung seines Namens würdig erachte, hat mich mit einer Freude seit den jüngsten Tagen erfüllt, wie ich sie nie zuvor gekannt. Und nun sehe ich zu meinem Schrecken, daß Gott mich dieser Gnade nicht würdig erachtet und mich wieder dem Leben überweist, statt meine Seele in Wohlgefallen hinzunehmen, und ich sollte nicht weinen?"

— — — — — — — — — — — — — —

In tiefen Ernst versunken hatte Herr Fürstenthal diese Erzählung Orlowsky's angehört, ohne dieselbe durch ein Wort zu unterbrechen.

„Wissen Sie auch, daß diese letzten Worte die Seelengröße Ihres Rabbiners in noch höherem Maße bekunden, als alles Vorhergehende?" begann er plötzlich.

„Gewiß weiß ich das," entgegnete Orlowsky. „Aber Sie, verehrter Wohlthäter, werden es nun begreiflich und verzeihlich finden, daß man mit einem solchen Erlebniß im Herzen, nach einer solchen Erfahrung im eigenen Leben nicht so leichten Herzens seinen Sabbat preisgeben kann. Könnte ich — wovor mich Gott hüten wolle — je leichtsinniger Weise meine Sabbatruhe aufgeben, ich hätte Sonntag und Montag, Dienstag und Mittwoch, Donnerstag und Freitag auch keine Ruhe mehr. Das Bild unseres unvergeßlichen Rabbiners, wie ich ihn in jener Gemeindeversammlung und am Galgen sah, würde sich drohend gegen mich erheben, und mir die Vergewaltigung zum Bewußtsein bringen, die ich an meinem besseren Selbst verübte."

„Seien Sie unbesorgt," unterbrach ihn Herr Fürstenthal, „ich werde diese wunderbare Geschichte weitererzählen und es wird es Niemand mehr wagen, die Heiligung des Sabbat Ihnen zum Vorwurf zu machen. Nicht Sie, wir sind an der Reihe uns zu entschuldigen, wollte nur Gott, wir könnten's Ihnen nachmachen."

„Sie scherzen, Herr Fürstenthal, Sie, der Sie über Hunderttausende verfügen, sollten nicht zu Wege bringen, was ein flüchtiger, fremder Hausirer, ein gedrückter Familienvater vermag?"

„Nein, ich scherze nicht. Ja, wenn ich so viel Geld hätte, wie Sie sagen, dann wäre es ein leichtes, aber das ist nicht der Fall. Ich habe kein Geld, das Geld hat mich. Es beherrscht mich, und ich bin sein Sklave, es treibt mich von früh bis spät in die Rennbahn und ich lasse mich von ihm treiben. — Sie sind Herr über Ihr Geld und bekunden diese Herrschaft dadurch, daß Sie ihm einen Tag in der Woche nicht nachgehen, daß Sie freiwillig Ihr Geschäft schließen, kurz durch Ihre Sabbatruhe. Wahrlich, ich beneide Sie."

Seitdem lebt Orlowsky geachtet und geliebt in seiner Gemeinde und braucht seine Sabbatruhe nicht mehr zu vertheidigen. Herr Fürstenthal hat die Vertheidigung übernommen und sucht der armen Familie täglich neue Gönner und Kunden mit neuen Hilfsquellen zuzuweisen.

VI.

Es schläft und schlummert nicht der Hüter Israels.

Unsere Erzählung führt uns in das Arbeitscabinet eines der Mächtigsten unter den Mächtigen der Erde, zu Kaiser Nikolaus. Der Czar ging mit finster gerunzelter Stirne hastig auf und ab und verrieth durch jede Bewegung, daß es ernste Gedanken und Anliegen waren, die seine Seele beschäftigten. Er hatte soeben einen Brief an den König von Preußen geschrieben, in welchen er ihn um Ueberlassung von vier zuverlässigen, kräftigen Unteroffizieren ersuchte, die ihm bei den kalten Einreibungen assistiren sollten, die ihm vom Arzte empfohlen waren. Er habe, so schrieb er seinem königlichen Vetter, auch in St. Petersburg kräftige Leute genug, aber keinen, dem er sich zuverlässig anvertrauen könnte, keiner, bei dem er entkleidet ohne Waffen statt der Einreibung nicht rücklings einen Todesstoß zu riskiren hätte. Der Mächtige, vor dem Europa zitterte, fürchtete seine nächste Umgebung und hatte gewiß alle Ursache dazu. Dieser schroffe Gegensatz zwischen unbeschränkter äußerer Machtfülle und thatsächlicher Furcht und Machtlosigkeit mußte zersetzend auf Geist und Charakter des Mannes wirken, der unter diesem Widerspruch Tag für Tag zu leben und zu wirken berufen war.

Es gehörte seitens des Czaren ein großer Aufwand von Energie, Rücksichtslosigkeit, Barschheit und Willkür dazu, um die nächste Umgebung über seinen inneren Seelenzustand zu

täuschen. Die Heftigkeit, Unnahbarkeit und Unberechenbarkeit des Kaisers waren der Kordon, den der Selbstherrscher aller Reussen schlauer Weise um sich gezogen hatte. Alle jene oft unerträglichen Beschwerden dieses glänzenden Elends schienen dem Kaiser geringfügig im Hinblick auf die hohen Ziele, in deren Dienst er sich von der Vorsehung berufen glaubte: Das alte moskowitische Vermächtniß endlich zur Wahrheit zu machen und das Heileszeichen seiner Religion am goldenen Horn am Bosporus aufzupflanzen. Alle Maßnahmen seiner Politik, seiner Diplomatie und Verwaltung steuerten auf dieses Ziel los. Auch seine Stellung zu den Juden seines Reiches nahm Czar Nikolaus nach diesen Voraussetzungen. Sie war ihm von selbst vorgezeichnet. Waren für seine Religion selbst die Grenzen des ungeheueren russischen Reichs zu enge, und schwebte ihm als Hochziel seines ganzen Lebens die Eroberung des Islam durch das Christenthum und zwar durch *sein* Christenthum vor, wie hätte er im eigenen Lande, innerhalb des heiligen russischen Reiches noch Juden dulden können?!

Das war die Quelle des ungewöhnlichen Judenhasses, den Kaiser Nikolaus mit raffinirter Grausamkeit pflegte.

Die Millionen jüdischer Unterthanen ohne weiteres von Haus und Hof zu verjagen, das ließ sich nicht so leicht bewerkstelligen, schon deshalb nicht, weil jeder andere Staat sie an seinen Grenzen zurückgewiesen hätte. Der Gedanke, wie man die Juden mit oder ohne Anstand endgiltig los werden könnte, beschäftigte eben Kaiser Nikolaus bei dem erregten Gange durch sein Arbeitskabinet, und seine finster gerunzelte Stirne verrieth, daß er noch keinen befriedigenden Ausweg gefunden hatte.

Vor wenigen Monaten hatte er einen Ministerrath

deshalb einberufen. Der Plan, den damals der Minister des Innern vorgelegt hatte, war dem Kaiser einleuchtend. Aber jetzt schien der Kaiser schwankend geworden. Soweit der Plan bis jetzt realisirt werden konnte, erwies er sich als unpraktisch.

Die brutalen Gewaltmaßregeln, welche der Kaiser gegen seine jüdischen Unterthanen im Schilde führte, sollten der großen Welt gegenüber wenigstens formell gerechtfertigt werden. Es hätte sich doch selbst für Rußland zu roh ausgenommen, die religiöse Unduldsamkeit als das einzige Motiv der von höchster Stelle inaugurirten Judenverfolgung zuzugestehen. Der Kaiser, so war der Plan des Ministers, soll eine Notabeln-Versammlung nach St. Petersburg berufen, an der nicht nur staatliche, sondern auch jüdische Würdenträger theilnehmen. Auf dieser Versammlung sollen die angeblichen und wirklichen Mißstände zur Sprache kommen, welche man den Juden zur Last legte. Es solle den Juden formell Gelegenheit geboten werden, sich gegen die Anschuldigungen zu rechtfertigen. Da sie das jedenfalls nicht im Stande sind, so soll ihnen die freie Ausübung ihrer Religion im ganzen Reiche untersagt werden.

Die Versammlung trat im Jahre 1844 in St. Petersburg zusammen. Sie wurde vom Minister des Innern eröffnet und zwar in einer Weise, die darauf berechnet war, die jüdischen Notabeln von vornherein einzuschüchtern und ihnen allen Muth zu benehmen. Sie seien auf Befehl des Kaisers zusammengetreten, um über die Judenfrage zu berathen. Die Juden seien das Unglück der Menschheit, der Krebsschaden jedes Staatswesens. Seit Tausenden von Jahren verharren sie trotz Härte und Güte bei ihrem alten Trotz, sie bilden einen Staat im Staate, schließen sich von den übrigen Staatsgenossen ab, sie saugen das Land aus, kurz, es scheine räthselhaft, was die

göttliche Vorsehung eigentlich da geschaffen hat, indem sie die Existenz eines so grundverdorbenen Volkes zuließ.

Diese Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. Wenn derjenige, welcher die russische Judenfrage regeln soll, von solchen Anschauungen beseelt ist, so wußten die Juden, daß sie verloren sind. Thränen entströmten unwillkürlich den Augen der jüdischen Greise, als sie diese gotteslästerlichen Worte des ersten Ministers hörten. Dieser aber weidete sich an der Seelenangst seiner Opfer und that sich viel darauf zu gut, daß er seinen Zweck so gut erreicht habe. Er wollte eben fortfahren, als sein Blick auf einen der anwesenden Rabbinen fiel, der im Gegensatz zu seinen Genossen nicht nur heiter dreinschaute, sondern der eine Miene angenommen hatte, als müsse er alle Mühe anwenden, um einen lauten Freudenausbruch gewaltsam zu unterdrücken.

Dieses Lachen brachte den Minister aus dem Concept. Sollte der Jude ihm wirklich das Spiel verderben?

„Wie heißt Ihr?" herrschte ihn der Minister an, um ihn einzuschüchtern.

„Ich heiße Rabbi Jizchak aus Wolosin, Excellenz."

„Warum lacht Ihr, wenn ich hier im Namen und Auftrag Sr. Majestät des Kaisers rede?"

„Ich habe mich über die merkwürdige Rede und die seltenen Gedanken Ew. Excellenz gefreut."

„Es war doch nichts besonders Schmeichelhaftes, was ich über Euch Juden zu sagen hatte."

„Verzeihen Excellenz. So lange ich lebe und selbstständig denken kann, habe ich mich gesehnt, solche Worte zu hören. Aber ich habe nicht zu hoffen gewagt, daß ich in Wirklichkeit das Glück genießen würde. Jetzt, da es gegen Erwarten

nun doch so gekommen ist, werden Ew. Excellenz meine Freude begreiflich finden."

„Ihr sprecht in Räthseln, erklärt Euch, aber macht's kurz."

Der heidnische Seher Bileam hat es vor Jahrtausenden bereits ausgesprochen, daß einst eine Zeit kommen werde, in welcher man so gering über Israel und Jakob denken wird, daß man sich zu dem Vorwurf gegen Gott selbst berechtigt glaubt, was er da geschaffen habe. Wenn sich somit die allgemeine Unzufriedenheit nicht auf uns Juden beschränkt, sondern sich gar auf unseren Vater im Himmel erstreckt, dann sind wir keiner größeren Erniedrigung mehr fähig, dann beginnt unser Geschick sich plötzlich zum Guten zu wenden, dann erfüllen sich die Worte, die dann unmittelbar folgen: Siehe das Volk steht wie ein Löwe auf und erhebt sich wie ein Leu*) u. s. w.

Vor dieser göttlichen Weisheit waren die kleinlichen Ministerränke machtlos. Die jüdischen Genossen gewannen ihre Seelenruhe und damit ihren klaren Geistesblick wieder, der es leicht gelang, die gegen die Juden erhobenen Anklagen in ihrer ganzen Nichtigkeit vor aller Welt bloßzustellen. Der Minister unterlag und die Juden blieben die Sieger.

Das war es, was Kaiser Nikolaus beschäftigte. Er war rathlos den Juden gegenüber. Alles, was er den Juden gegenüber bis jetzt in Scene gesetzt hatte, mißlang vollkommen oder zeigte sich doch als recht ungenügend. Er hatte von Jahr zu

*) כעת יאמר ליעקב לישראל מה פעל א' הן עם כלביא יקום וכארי יתנשא וכו'.

Dieses Vorkommniß ist historisch. — Es ist dem trefflichen ספר בית אבות S. 244 entnommen, welches Herr S. J. Herschmann in Hamburg veröffentlicht hat.

Jahr die jüdischen Familien in Russisch-Polen nächtlich durch seine Häscher überfallen lassen, riß den Eltern die Söhne im Alter von 10 bis 12 Jahren hinweg, ließ sie gewaltsam taufen und steckte sie unter die Kosaken in Kaukasien oder der Insel Krim, aber es waren doch nur einzelne Familien, welche auf diese Weise in Unglück und Verzweiflung getrieben wurden.

Nikolaus hatte auch schon für einzelne Theile des Reichs Gesetze erlassen, welche das Studium der Thora verboten, die Ausübung der jüdischen Religionsgesetze mit schweren Strafen belegten. Aber das alles hatte sich als vollständig wirkungslos erwiesen. Wenn eine solche Verordnung erschien, welche von einem bestimmten Termin an die kaiserlichen Verbote in Kraft erklärte, so setzten die jüdischen Gemeinden alle Hebel in Bewegung, um das Verhängniß abzuwenden. Sie scheuten vor keinem Opfer zurück, sie gewannen die Gouverneure, die Minister, kurz alle maßgebenden Faktoren, so daß die Gesetze annullirt wurden, bevor sie in Kraft traten. Traten sie aber wirklich in Kraft, so dauerte es nicht lange, bis die Juden die mit der Ausführung dieser Gesetze betrauten Beamten gewonnen hatten. Diese Gesetze waren da, aber ausgeführt wurden sie niemals. Man wahrte höchstens den Schein, aber die Juden und die kaiserlichen Beamten waren einig, die drakonischen Bestimmungen des Kaisers nur auf dem Papier stehen zu lassen.

Das alles wußte der Kaiser. Er hatte die Judenfrage wie selten ein anderer studirt. Er wäre vor keiner Gewaltmaßregel gegen die Juden zurückgeschreckt, wenn sie ihn nur zum Ziele geführt hätte. Aber er war rathlos. Tiefer furchte sich die Stirne, ungestümer schritt er in seinem Kabinet auf und nieder. Jetzt hielt er plötzlich inne. Er schien eine Lösung ge-

funden zu haben; keine, die ihn befriedigte, aber doch eine solche, die unter diesen Umständen die einzig mögliche schien.

Der Kaiser berief das gesammte Staatsministerium zu einer Berathung zusammen, der er selber präsidiren wollte. Zwei Stunden später waren alle Minister vollzählig erschienen. Solche plötzliche Ministerialsitzungen waren unter Kaiser Nikolaus nicht ungewöhnliches. Nichts regte den Kaiser mehr auf, als Gedanken und Pläne, die ihrer Ausführung harrten. Heiß und hastig wie die Entwürfe aus der Werkstätte des Geistes kamen, sollten sie feste Gestalt annehmen und in Thaten umgesetzt werden.

Heute war der Kaiser besonders erregt, ein wildes Feuer leuchtete aus den glühenden kaiserlichen Blicken, das jeden zu versengen drohte, auf den sich das Auge des Czaren richtete. Der Czar schien sich auch gar keine Mühe zu geben, seine tiefe Erregung zu verbergen; er gab ihr im Gegentheil so drastischen, geradezu verletzenden Ausdruck, daß es selbst die Minister befremdete.

„Ich habe Sie zu einem Ministerrath berufen," begann der Kaiser, „um nun endlich die Judenfrage aus der Welt zu schaffen. Wir haben nichts wichtigeres in unserem ganzen Leben und Wirken zu thun, als diese Angelegenheit im Sinne der Kirche zu erledigen. Wie könnten wir auch gegen den Halbmond draußen Kriege führen, so lange wir die Leugner des Christenthums noch in unserer Mitte dulden. Wir müssen die Juden los werden, oder dieselben müssen sich sammt und sonders taufen lassen. Das braucht nicht ausgesprochen zu werden, da es jeder von selbst begreifen wird. Untersagt muß den Juden dasjenige werden, woraus sie die ungewöhnliche Kraft für den Widerstand schöpfen, den sie uns trotz ihrer

materiellen Schwäche seit Jahrtausenden leisten. Es müssen geschlossen werden:

1. alle Chedarim, das sind die jüdischen Kinderschulen;
2. alle Botë Hamidrasch und Jeschiboth, das sind die Lehranstalten für das Studium der Bibel und des Talmud bei den Erwachsenen;
3. alle Synagogen.

Es muß verboten werden:

1. die Heilighaltung des Sabbat;
2. die Beschneidung;
3. die Benützung der rituellen Bäder.

Es wird nun Sache des Ministerium sein, diese Verbote zu begründen und den Nachweis der Gemeingefährlichkeit der Juden zu erbringen, falls sie diese Observanzen noch weiter beobachten, ferner schwere Strafen für die Uebertretung dieser Verordnung festzusetzen.

Wir können diese Verordnung nicht sofort in Kraft treten lassen, weil es Wochen und Monate dauert, bis sie in alle Theile unseres Reiches gelangt sein wird. Wir können aber auch keinen späteren Termin festsetzen, weil sonst die Juden vorher davon Kenntniß haben und wieder wie bisher Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um unsere Maßnahmen zu vereiteln. Ich schlage deshalb folgendes vor:

Das Gesetz tritt erst in ca. fünf Monaten, d. i. am ersten April des nächsten Jahres in Kraft. Dieser fällt auf den ersten Tag des jüdischen Passahfestes. Der Ukas wird direkt vom Ministerium des Innern wohl versiegelt an alle Behörden aller Städte und Dörfer des ganzen Reiches geschickt, mit dem

Bemerken, daß das beiliegende amtliche Schreiben erst am 31. März geöffnet werden dürfe und dann sofort auszuführen sei. Auf diese Weise ist den Juden jeder Weg abgeschnitten, gegen diesen Ukas zu remonstriren.

Da ich aber weiß, daß die von den Juden listig gesponnenen Fäden bis in mein hier versammeltes Ministerium reichen, so habe ich das Palais abschließen und es durch verstärkte Wachen noch schärfer als sonst bewachen lassen. Ich verpflichte das Ministerium diese Räume nicht wieder zu verlassen, bis es den Ihnen detaillirten Plan im Entwurf fertig gestellt hat. Da Sie wahrscheinlich noch vor dem Diner sich befinden, so habe ich auch dieses herrichten lassen. Etwa für den Entwurf erforderliches Material aus der Gesetzessammlung des Reiches, aus den Bekenntnißschriften der Juden steht Ihnen nach Bedürfniß aus meiner Privatbibliothek zur Verfügung. Wie lange Zeit glauben Sie, daß Sie für diese Arbeit nöthig haben?

Die Minister sahen sich verdutzt an. Sie hatten die Sprache verloren. Schon manche Laune und Willkür ihres kaiserlichen Herrn hatten sie über sich müssen ergehen lassen, aber das war doch zu bunt.

Doch was sollten die geplagten Minister machen? Opposition war nicht denkbar; dieses Wort steht in keinem russischen Minister-Lexikon. Jedes auch nur schüchtern sich hervorwagende Bedenken hätte den Wagehals dem Verdacht ausgesetzt, er sei bereits antecipando für alle möglichen und unmöglichen Fälle von den Juden bestochen.

„Es ist jetzt 2 Uhr Mittags, Majestät," erwiederte nach einer peinlichen Pause der Ministerpräsident. „Ich glaube, daß meine Herren Kollegen im Hinblick auf die Dringlichkeit

der Sache, auf das Diner verzichten, und sich mit einigen während der Arbeit zu nehmenden Erfrischungen begnügen. Dann denke ich wohl, daß wir in etwa 12 Stunden, also gegen 2 Uhr heute Nacht, den Entwurf redigirt haben können."

„Dann möchte ich Sie nicht länger von dem Beginn der Arbeit zurückhalten. Ich werde mich dann heute Nacht nach dem Stand Ihrer Arbeit umsehen, und erkläre jetzt den Ministerrath geschlossen."

Mit diesen Worten erhob sich der Kaiser und verließ klirrenden Schrittes das Gemach, dessen Thüre sich geräuschlos öffnete und sich ebenso leise wieder schloß.

Als die Mitglieder des Ministeriums allein waren, wechselten sie einen verständnißvollen Blick, der einige wenige Sekunden beanspruchte. Bei den muthigsten Ministerseelen verrieth dieser Blick ingrimmigen Haß über diese erniedrigende Behandlung und eine schlecht verhehlte Schadenfreude darüber, daß man schon im voraus wußte, man werde mit diesen kleinlichen Mitteln nicht mehr und nicht weniger als bisher erreichen. Aber das war nur ein rasches Aufflackern, das jeder schnell zu dämpfen sich bemühte. Kein leises Wort des Unwillens kam über die ministeriellen Lippen. Wenn irgendwo haben in den Palästen die Wände Ohren. Dabei traute auch kein Kollege dem anderen. Jeder wußte, daß der Kaiser mit jedem Einzelnen besondere Beziehungen unterhielt, und daß jeder fähig war, der Verräther des anderen zu werden.

Schweigend gingen alle an die Arbeit. Der Minister des Innern, der alle einschlägigen Gesetzesbestimmungen genau kannte, übernahm die Redaktion des Entwurfs und stellte die Details nach dem Plane fest, wie ihn Se. Majestät soeben entwickelt hatte. Jeder einzelne Passus wurde gemeinschaftlich

durchgesprochen und die Ausarbeitung der einzelnen Punkte auf die verschiedenen Minister vertheilt. Nach neun Uhr Abends war jeder mit der Bearbeitung seines Theils zu Ende. Die Arbeiten wurden verlesen, einzelne Punkte noch diskutirt und entsprechend geändert. Kurz vor elf Uhr hatte der Minister des Innern die Arbeiten seiner sämmtlichen Kollegen vor sich liegen, um dieselben zu einem einheitlichen Ganzen zu verbinden.

Kurz vor zwölf Uhr hörten die versammelten Minister die Wache in's Gewehr rufen, ein Zeichen, daß der Kaiser im Anzug war. Bald darauf hörte man auf dem Corridor die klirrenden Schritte der diensthuenden Patrouille und wenige Sekunden nachher wurden von dem Offizier du jour die Flügelthüren geöffnet und der Kaiser trat unter die versammelten Minister. Diese hatten sich erhoben und erwarteten die Frage des Monarchen nach dem Stand ihrer Arbeit. Dieser aber hatte die Situation sofort überschaut. Er trat an den Platz des Ministers des Innern, nahm die Arbeit, die fast zum größten Theil abgeschrieben war und warf einen kurzen, prüfenden Blick auf dieselbe. Dann nahm Nikolaus auch die Einzel-Entwürfe der anderen Minister, welche dabei lagen, verglich sie flüchtig mit dem Gesammtentwurf, legte dann alle Scripturen zusammen, trat an die lodernde Gluth des Kamins, warf alle Schreibereien hinein, machte kehrt und verließ den Saal. Die Scene spielte sich in wenigen Minuten ab, ohne daß dabei weder seitens des Kaisers noch der Minister ein Wort gesprochen wurde. Wieder schloß sich die Thüre, ertönten die ehernen Tritte der Patrouille, und die Wache trat geräuschvoll vor, dann war alles still und man hörte nur noch das Knittern der verglimmenden Papiere im Kamine.

Die Minister starrten einander an. Um sich diese kaiserliche Handlungsweise zu erklären, dafür reichte auch ihre Diplomatie nicht aus. Der Minister des Innern, der für seine neueste legislatorische Leistung einen hohen Orden erwartet hatte, war nicht mehr im Zweifel, daß er in Ungnade gefallen war, wenn er auch keine Ahnung von der Ursache dieser Ungnade hatte. Da er nichts mehr zu verlieren hatte, so fand er zuerst den Muth der Beklemmung aller durch einen Stoßseufzer Luft zu machen.

„Das ist doch unerhört," sagte er in gedämpftem Ton, „Schulkinder sind wir doch eigentlich nicht, die man unter Klausur ihre Strafarbeit machen läßt, um sie dann ohne ein einziges Wort der Begründung zu verbrennen."

„Ohne ein einziges Wort! das ist nicht ganz korrekt, ich habe Se. Majestät ausdrücklich die Worte „dummes Zeug!" murmeln hören, als Hochderselbe den ersten Blick auf das Elaborat warfen," bemerkte ironisch der Kriegsminister.

Die Kollegen wußten, daß der Minister des Innern und der Kriegsminister seit Jahren nicht am besten zusammen standen, und daß beide jede Gelegenheit weidlich ausnützten, um dem anderen einen Hieb zu versetzen. Deshalb fand diese Bemerkung nicht vielen Glauben.

Der Finanzminister meinte, die Mission des Ministerraths sei nun beendet und es wäre wohl jetzt am Platze, sich endlich nach Hause zu begeben.

Der Ministerpräsident machte dagegen geltend, daß allerdings Se. Majestät seine Unzufriedenheit über die bisherige Leistung in nicht zu verkennender Weise ausgedrückt habe. Aber es wäre doch möglich, daß Se. Majestät noch einen anderen Entwurf von seinem Ministerium erwartet. Jedenfalls fehlen

noch zwei Stunden an der Zeit, die wir selber für die Fertigstellung der Arbeit in Aussicht nahmen und vorher dürfen wir keinesfalls unseren Posten verlassen.

Darauf erwiderte der Ackerbauminister, er stimme zwar mit seinem Vorredner überein, daß wir bis zwei Uhr auf unserem Posten auszuharren haben, aber von einem neuen Entwurf könne doch nicht mehr die Rede sein. Wenn unsere Arbeit, die wir den Intentionen Sr. Majestät gemäß ausarbeiten, keine Gnade findet, wie könnten wir dann ein Elaborat nach eigenem Ermessen zu Wege bringen? — Er erinnerte übrigens die Herren Kollegen daran, daß der Champagner und die übrigen Erfrischungen im anstoßenden Speisesaal noch gänzlich unberührt sind, und daß wir die Anstrengungen und Aufregungen der letzten Stunden durch ein Hoch auf Se. Majestät des Czaren mildern wollten.

Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall. Alle verließen das Arbeitskabinet und begaben sich zur reichlich besetzten Tafel des Speisesaals. Die vorzüglichen, feurigen Weine lösten bald die Zungen der erlauchten Gesellschaft und ein Späher hätte vielleicht manches illoyale Wort, wenn auch nicht sprechen, so doch flüstern hören können. — Da, als die Zecher bereits über eine Stunde dem Weine zugesprochen hatten, es war eben halb zwei vorüber, hörte man wieder die Wache in's Gewehr rufen. Wieder erdröhnen die schweren Schritte der Patrouille, wieder öffneten sich die hohen Flügelthüren und der Kaiser, von zwei diensthuenden Adjutanten begleitet, tritt ein, mit einem verbindlichen, liebenswürdigen Lächeln auf den Lippen, wie es die Minister schon lange nicht bei ihrem fürstlichen Herrn zu sehen gewohnt waren.

„Ich dachte es mir doch, meine Herren, daß Sie längst

vor der festgesetzten Frist mit Ihrer Arbeit zu Ende sein werden und nun auch noch Zeit und Muße finden, des Körpers zu gedenken, der nicht minder stark wie der Geist in den letzten zwölf Stunden bei Ihnen in Anspruch genommen war. Nun habe ich nur die eine Bitte, daß Sie sich Ihren Trunk nicht durch mich stören lassen, ich nehme gerne an Ihrem frugalen Mahle theil, und der Herr Ministerpräsident wird die Güte haben, den fertig gestellten Entwurf hier zu verlesen. Die Diskussion wird bei einem Glase Wein viel gemüthlicher sein, oder am Ende gar nicht aufkommen."

Der Ministerpräsident erbleichte. Er hatte also richtig vermuthet, Se. Majestät hatte ein anderes Elaborat erwartet. Auch die übrigen Minister waren sprachlos vor Schrecken. Wieder war es der Minister des Innern, der zuerst seine Fassung wieder gewann und sich verlegen räuspernd sprach:

Majestät wollen bedenken, daß es in dieser kurzen Zeit doch nicht wohl möglich war, ein complicirtes Elaborat auszuarbeiten, wie Ew. Majestät es wünschen. Wir glaubten daher im Sinne Ew. Majestät zu handeln, wenn wir die Ausarbeitung auf die Tagesordnung des nächsten Ministerraths setzten?"

„Ist das Ihre eigene Ansicht oder sprachen Sie im Namen aller Ihrer Kollegen?" fragte in scheinbar gleichgiltigem Tone der Czar. Aber der aufmerksame Beobachter merkte am Vibriren der Stimme, daß ein ungewöhnlicher Sturm im Anzug war.

„Allerdings," antworteten gleichzeitig einige Ministerstimmen, „konnten wir nach den höchsteigenen Dispositionen Ew. Majestät doch kaum anderer Ansicht sein. In so kurzer Zeit wäre doch die Ausarbeitung und Fertigstellung des Entwurfs nicht denkbar gewesen."

Da erhob sich zornentbrannt der Kaiser:

„Glauben Sie denn, Sie treiben mit mir Ihr Spiel? Haben Sie mir nicht selber erklärt, Sie wollten in zwölf Stunden die Arbeit fertigstellen? Wäre ich nun jetzt gekommen und Sie hätten eine Prolongation dieser Frist gewünscht, so hätte ich sie ja selbstredend gewährt. Aber so scheinen Sie die ganze Zeit verpraßt zu haben. Haben Sie doch die Güte, mir wenigstens dasjenige zur Einsicht vorzulegen, was Sie bis jetzt gearbeitet haben!"

„Nachdem Majestät vor zwei Stunden geruhten, unsere Schriftstücke dem Feuer zu übergeben, haben wir in Hochderer Sinne zu handeln geglaubt, wenn wir von der Fortsetzung der Arbeit absehen!"

„Was sagen Sie da?" herrschte der Kaiser den Minister mit einer Donnerstimme an, daß dieser erschreckt einen Schritt zurückfuhr. „Habe ich richtig gehört oder sind wir auf einer Maskerade? Ich hätte kurz vor zwölf Uhr Ihre Arbeiten verbrannt? Sagten Sie nicht so? Wissen Sie, daß Sie für's Irrenhaus oder zur Verschickung (d. h. zur Verbannung nach Sibirien) reif sind?"

Die Panik, die bei diesen Worten unter die Minister fuhr, ist unbeschreiblich. Sie waren völlig rathlos und unfähig die Lage der Dinge zu überschauen. Der Kaiser erklärte sich den allgemeinen ministeriellen Schrecken in seiner Weise. Er wandte sich an die beiden an der Thüre des kaiserlichen Winkes harrenden Adjutanten und befahl ihnen durch eine barsche Handbewegung näher zu treten.

„Ich gebe Ihnen hiermit den gemessenen, kaiserlichen Befehl die sämmtlichen Mitglieder des Staatsministeriums zu verhaften. Dieselben sind von den Juden bestochen. Seit zwölf

Stunden sitzen sie hier, um ein Gesetz gegen die Juden auszuarbeiten und haben keine Feder eingetaucht. Statt dessen tranken die Herren hier Champagner und jetzt, wo ich sie dabei überrasche, haben die Menschen die Stirne mir zu sagen, ich sei vor zwei Stunden hier gewesen und habe ihre Schriften verbrannt. Sie, meine Herren Flügel-Adjutanten, wissen doch am zuverlässigsten, daß ich seit heute Abend zehn Uhr mein Arbeitskabinet nicht verlassen habe."

Da trat der Kriegsminister vor seinen Kaiserlichen Herrn hin: „Gnade, Majestät! Aber hier liegt ein mir unerklärliches Räthsel vor. Ich schwöre den höchsten Eid und lege meinen Kopf auf's Schaffot, wenn es nicht wahr ist, daß Eure Majestät genau vor zwei Stunden, zwanzig Minuten vor zwölf hier an meiner Seite stand und unsere sämmtlichen Manuscripte mit den Worten „dummes Zeug!" in die Flammen dieses Kamins warf. Wenn Ew. Majestät sich dieses Vorgangs nicht mehr zu entsinnen belieben, so wollen Hochdieselben gnädigst gestatten, dieses Faktum in Hochdero Gedächtniß zurückzurufen, damit Ew. Majestät nicht die treuesten Diener der Krone unschuldig in die Verbannung weist."

Der Kaiser wechselte die Farbe vor Wuth und Entsetzen.

„Und Sie, meine Herren Minister, stimmen allen diesen Worten des Kriegsministers bei?" keuchte der Czar.

„Ja, Majestät!" lautete die einstimmige Antwort.

„Das ist ja ein regelrechtes Complott!" rief der Kaiser mit einer Mischung von Zorn und Bestürzung. „Verhaften Sie sofort diese Herren und beordern Sie die Schloß-Patrouille, um diese Verschwörer in Gewahrsam zu bringen!"

Als die bärtigen Kosaken, sechs Mann hoch, in den Saal

traten, trat einer der Adjutanten zu dem Kaiser und sagte ihm leise einige Worte.

Der Kaiser nahm dieselben mit sichtlicher Befriedigung auf. Er trat vor die den Tisch umstehenden Minister hin und sprach mit gedämpfter Stimme, so daß es die Kosaken an der Eingangsthüre nicht verstehen konnten:

„Sie haben die Kühnheit mir zu sagen, ich sei vor Mitternacht hier gewesen; ich weiß, daß dies Lug und Trug ist, da ich mein Kabinet nicht verlassen habe. Sie wissen, daß Niemand hier passiren kann, ohne von der Patrouille nach der Losung befragt zu werden. Die Patrouille muß mich, wenn ich hier war, doch auch gesehen haben, fragen Sie doch dieselbe einmal, wenn Sie den Muth haben!"

Der Ministerpräsident entgegnete: „Soweit Menschen etwas wissen, erfahren und behaupten können, soweit sind wir alle bereit, die Anwesenheit Ew. Majestät durch einen Eid zu besiegeln. Stellen Ew. Majestät die Thatsache Ihres Besuchs dennoch in Abrede, so würde es uns schlecht anstehen, durch Fragen an gemeine Soldaten die Worte Ew. Majestät in Zweifel zu ziehen."

„Nun, dann werde ich fragen," erwiderte der Kaiser gereizt.

„Fragen Sie die Wache laut und deutlich, damit ich die Herren brevi manu durch sechs unbescholtene, unbestochene Zeugen Lügen strafen kann!" befahl der Kaiser dem diensthuenden Adjutanten.

„Unteroffizier Iwan Petrowitsch tretet vor! Wann habt Ihr die Schloß-Wache bezogen?"

„Heute Abend sechs Uhr."

„Hat Jemand in den linken Flügel des Palais, in dem wir uns jetzt befinden, seitdem Einlaß begehrt?"

„Außer Sr. Majestät Niemand."

„Thorheit, daß Se. Majestät eintrat, das weiß ich; da war ich ja zugegen. Se. Majestät der Kaiser könnte ja sonst nicht hier sein."

„Se. Majestät war aber zum erstenmal zwischen halb zwölf und zwölf ohne Eure Begleitung hier."

„Was sagt Du? Und Du erkanntest den Kaiser?"

„Wir alle erkannten ihn, wir präsentirten und machten alle die vorgeschriebenen Honneurs, was Se. Majestät gewiß bezeugen wird."

Der Kaiser erbleichte. — Der Unteroffizier Iwan Petrowitsch hatte alles so schlicht, klar und treuherzig erzählt, daß die Möglichkeit, er sei auch ein Mitverschworener, für jeden vernünftigen Menschen ausgeschlossen war.

Einige Sekunden herrschte gespanntes, ruhiges Schweigen, das Niemand zu unterbrechen wagte. Endlich herrschte der Flügel-Adjutant den Unteroffizier barsch an: „Ihr schwätzt Unsinn; ich hatte im Vorzimmer Sr. Majestät seit neun Uhr den Nachtdienst und weiß, daß seit zehn Uhr der Kaiser sein Arbeitskabinet nicht verlassen hat."

„Wenn Ihr mir nicht glaubt," erwiderte der Unteroffizier, so könnt Ihr ja den Offizier du jour fragen, der dem Kaiser die Thüre geöffnet hat."

„Wer hat du jour?"

„Major von Jurkewitsch!"

„Er soll sofort erscheinen!" befahl der Kaiser.

Der Kaiser ging erregt in großen Schritten auf und ab, als ob er allein sei. „Es muß irgend eine Mystification vor-

liegen," sprach er halblaut für sich hin. Nach etwa zehn Minuten erschien Major von Jurkewitsch. — Der Kaiser trat hinter den schweren Damastvorhang einer Fensternische, so daß er für den Major unsichtbar war.

Der Adjutant hatte sofort begriffen, daß Se. Majestät wünsche, er solle den Offizier du jour ausfragen.

„Haben Sie heute Abend Se. Majestät den Kaiser gesehen, während Sie hier Dienst hatten?"

„Allerdings; ich öffnete Sr. Majestät diese Flügelthüre, die zu den versammelten Herren Minister führte."

„Um welche Zeit war das?"

„Zwischen halb zwölf und zwölf."

„Ist nicht die Möglichkeit, daß hier eine Mystification vorliegt, da ich den Besuch Sr. Majestät um diese Zeit für absolut unmöglich halte."

„Wo denken Sie hin," erwiderte gereizt der Major, „glauben Sie wirklich, ich bin hier als Offizier du jour und kenne Se. Majestät nicht? Glauben Sie aber etwa, es hätte Jemand die unerhörte Kühnheit gehabt, sich als Se. Majestät zu geriren und mich zu täuschen, so ist eine solche fixe Idee schon deshalb ausgeschlossen, weil ich ja von Sr. Majestät die Losung verlangen mußte?"

„Und der Kaiser wußte die Losung?"

„Warum sollte auch der Kaiser die Losung nicht wissen?"

Da hielt es den Czaren nicht länger mehr in seinem Versteck. — Er trat hervor, entblößte das Haupt und sprach:

„Um zehn Uhr trat ich heute Abend in mein Kabinet und arbeitete bis elf. Von elf bis gegen eins lag ich auf einem Fauteuil und schlief. Aber der Hüter Israels schläft und schlummert nicht. Er hat Euch ein

Phantom geschickt, das alle getäuscht und die gegen sein Volk gerichteten Gesetze dem Feuer übergeben hat.

„Wir wollen uns dieser göttlichen Fügung willig beugen und einen Wink darin erblicken, daß Gott diesen Weg, den ich einschlagen wollte, zur Vernichtung seines Volkes nicht billigte."

Damit war die Gefahr, die damals über der gesammten russischen Judenheit schwebte, durch Gottes wunderbares Eingreifen abgewendet.

* *
*

Diese merkwürdige Begebenheit ist in weite Kreise unserer Glaubensgenossen in Rußland, Polen und Galizien gedrungen und wird dort allgemein als thatsächlich verbürgt angesehen. — Dieser Tage lernte ich in einem Schweizerischen Kurort einen jüdischen Kurfremden aus der russisch-galizischen Grenze kennen. Derselbe erzählte mir, daß sein Vater große Güter des Grafen G. gepachtet und verwaltet hatte. Vor mehreren Jahren fragte G. den Vater meines Gewährmanns:

„Hast Du schon einmal Euren Gott gesehen?"

„Nein, wie wäre das auch möglich."

„Aber ich habe ihn gesehen, als er in jener Nacht die von uns entworfenen Gesetze gegen die Juden verbrannte."

Graf G. war nämlich der damalige Kriegsminister von Kaiser Nikolaus, der, als er später von seinem Ministerposten zurücktrat, sich der Verwaltung seiner Güter an der österreichisch-russischen Grenze widmete.

VI.

Was ein Esrog werth ist.

Herr von Kirschsteiner hatte die schönste Sukkoh in der ganzen Residenz und gewiß noch weit darüber hinaus. Es war ein hoher, geräumiger Kuppelbau, ausgestattet mit allem Luxus, und einem daran stoßenden Seitenbau, der das Schlafzimmer enthielt. Ein Druck auf einen Knopf und das Kuppeldach legte sich auseinander und zog sich wieder zusammen. Daß die Teppiche, Gardinen, Möbel und alle sonstigen Verzierungen der groß angelegten Einrichtung entsprachen, braucht nicht erst gesagt zu werden. Aber das Interessanteste an dem ganzen Ensemble war doch der Eigenthümer dieser Sukkoh selbst, wenn er wie heute im Kreise seiner Kinder und Enkel dasaß, und mit ihnen gemeinsam das Fest unserer Freude feierte.

Herr Ignaz von Kirschsteiner war ein mehr als siebenzigjähriger Greis von hoher Statur, und wenn er da im eleganten türkischen Schlafrock, umgeben von den Häuptern seiner Lieben, seine meerschaumene Jomtof-Pfeife rauchte, so hatte man ein Bild wohlhabender Behaglichkeit und patriarchalischen Familienglückes vor sich, das selbst den Straßenjungen imponirte, welche die herrliche Festhütte herbeigelockt hatte, um einige lüsterne Blicke hineinzuwerfen.

Die versammelte Familie, welche ohne die zwei armen Gäste mehr als dreißig Personen zählte, setzte sich aus Kindern und Enkeln zusammen, unter welchen alle Altersstufen, vom

fünfzigjährigen bis zum sechsjährigen, vertreten waren. Der älteste Enkel, der kürzlich das Gymnasium absolvirt hatte und mit dem Beginn des Wintersemesters die Hochschule beziehen sollte, war dem Großvater besonders an's Herz gewachsen. Er führte den Namen seines Vaters Wolf, und wenn sie ihn auch draußen Wilhelm nannten, für ihn hatte er den alten Namen beibehalten.

„Ich danke Dir auch noch, lieber Großvater, für den schönen Lulof und Esrog, womit Du mich heute, kurz vor Jomtof, überrascht hast," begann der Student. „Der Vater hatte zwar schon meine Arba Minim besorgt, aber so schön wie die Deinen sind sie nicht. Du hast uns aber noch gar nicht Deinen Esrog gezeigt, dürfen wir ihn nicht einmal sehen?"

Der gute, kluge Junge wußte ganz genau, daß er dem Großvater keinen größeren Gefallen thun konnte, als diese Bitte an ihn zu richten.

Ein schöner Esrog, das war der Punkt, worin der Großvater sterblich war. Herr Ignaz von Kirschsteiner hielt den Sabbat in Ehren und die Festtage. Aber unter allen Festen feierte er keines mit solcher ausgesuchten Sorgfalt, als gerade das Sukkothfest. So große Aufmerksamkeit er auch auf seine Sukkoh verlegte, die Vorkehrungen, die er alljährlich traf, um einen schönen Esrog zu bekommen, die mußte man selber beobachtet haben, um sie nur glaublich zu finden. Die Esroghändler weit und breit wußten davon zu erzählen.

Wenn ein Esrog tadellos war und alle die Schönheiten aufzuweisen hatte, die der Kenner an einem Esrog zu schätzen weiß, so war ihm kein Preis zu hoch. Er hatte niemals um den Preis gefeilscht, der ihm für einen schönen Esrog gefordert

wurde. So kam es, daß er schon Wochen lang vor Sukkoth ein Prachtexemplar von Esrog für theures Geld kaufte. Acht Tage später wurde ihm aber von anderer Seite noch ein schönerer offerirt, er kaufte auch diesen und seine Nachfolger, die auf dieselbe Art an ihn herankamen. Auf diese Weise hatte Herr von Kirschsteiner bis Sukkoth eine ganze Garnitur von 6—7 ausgesucht schöner Esrogim, die alle so vollendet waren, daß ihm selber am Jomtof oft die Wahl schwer fiel, für welchen er sich entscheiden sollte.

„Ich habe heuer nur sechs Esrogim, lauter Kabinetstücke, Mufchorim Schebemufrochim, bei zweien davon habe ich selbst lange geschwankt, für welchen ich mich entscheiden soll, ich bin doch begierig, ob Ihr den rechten herausfindet."

Dabei stand er auf, öffnete einen kleinen Seitenschrank, nahm sechs schwere, goldene Schalen heraus, welche die herrlichen Früchte enthielten und legte sie der ganzen Tischgesellschaft zur Beurtheilung vor. Wolf hatte mit Kennerblick sofort den richtigen getroffen zur großen Freude des Großvaters, der die herrlichen Früchte bald wieder zurückstellte, damit sie durch das Betasten der Hände keinen Schaden litten.

„Großvater," begann Wolf, als sich Alle wieder niedergesetzt hatten, „diese sechs Esrogim kosten doch, schlecht gerechnet, ihre dreihundert Gulden, warum giebst Du so viel Geld für eine solche Mizwa aus? Du hättest den schönsten unter diesen Esrogim kaufen können und es wäre noch Geld genug für zwei bis drei Fahrräder übrig geblieben. Ich habe Dich schon so lange um ein Fahrrad gebeten, aber davon hast Du nie etwas wissen wollen und mich immer damit vertröstet: „Kommt Zeit, kommt Rad!" Jetzt ist aber die Zeit gekommen, wenn

ich auf die Universität soll, die 25 Minuten von unserer Wohnung entfernt liegt — —"

„Wolf," unterbrach ihn der Großvater, „wie kannst Du einen Esrog mit einem Fahrrad miteinander vergleichen und beide in einem Athemzug nennen? Weißt Du nicht, daß es in der Thora heißt: Das ist mein Gott und ich will Ihn auf schöne Weise verehren, — und daß sich für uns daraus die Pflicht herleitet, alle Gebote Gottes auf möglichst ansprechende Weise zu erfüllen?"

„Pardon, Großvater, gewiß weiß ich das, aber gerade aus der Stelle, aus welcher ich das weiß, ergiebt sich mein Befremden. Die Gemoro leitet allerdings aus diesem Satze die Pflicht einer möglichst schönen Erfüllung aller Mizwoth ab. Aber sie greift speziell einige Mizwos besonders heraus und sagt: „diene Gott mit einer schönen Sukkoh, mit einem schönen Lulaf, mit einem schönen Schofar, mit einem schönen Zizis, mit einer schönen Sefer-Thora." Wenn dazu sechs Esrogim gehören, warum hast Du nicht auch sechs Sukkoth, sechs Schoferos und sechs Sifre-Thora, ja, warum hast Du sechs Esrogim und nur einen Lulab, müßtest Du nicht wenigstens auch noch fünf Lulabim haben?"

Der Großvater war offenbar nicht in der Lage, diesen Einwand zu pariren. Lächelnd erhob er den Finger und sprach mit scherzendem Drohen:

„Ei, ei, in Dir steckt ja wirklich schon ein ganzer Jurist, der leibhaftige Staatsanwalt. Du glaubst also wirklich, daß ich für meine Esrogim zu viel Geld ausgebe und willst mir das gar aus der Gemoro beweisen? Ich will Dir aus derselben Gemoro beweisen, daß ich für meine sechs Esrogim noch nicht

so viel gezahlt habe, als Rabbon Gamliel für einen einzigen Esrog."

„Wie viel hat Rabbon Gamliel dafür gegeben?"

„Eintausend Sous, das entspricht einem Werth von ca. 750 Mark."

„Ah, Du meinst den Fall, in welchem Rabbon Gamliel auf der Reise mit anderen Großen in Israel war und nur schwer sich einen Esrog beschaffen konnte. Das war aber nur ein Ausnahmefall, keinesfalls hat aber Rabbon Gamliel jedes Jahr eine solche Summe für einen Esrog bezahlt. Es wird auch aus späterer Zeit sich kaum ein Fall anführen lassen, in welchem ein solcher Preis für einen Esrog bezahlt wurde."

„Nur nicht so rasch, mein kleiner Springinsfeld. Als am Anfang dieses Jahrhunderts Kopenhagen von den Engländern blockirt war, konnte die jüdische Gemeinde um keinen Preis der Welt einen Esrog erlangen. Ein Lulaf war aus dortigen Treibhäusern zu haben. Damals setze die Gemeinde einen Preis von 5000 Kronen für die Beschaffung eines Esrog aus, und sie bekam es auch."

„Wie war das möglich?"

„Ein Matrose ließ sich durch den hohen Preis bestimmen, bei Nacht und Nebel zwischen den feindlichen Schiffen durch den Belt zu schwimmen, nach Hamburg zu reisen und dort ein Esrog zu kaufen. Er kehrte auf demselben Wege wieder zurück und lieferte zwischen Rosch-Haschono und Jom-Kippur dem Vorstand der jüdischen Kopenhagener Gemeinde den Esrog ab, der ihm dann mit dem vollen, versprochenen Preis bezahlt wurde."

„Das ist vielleicht noch ein größerer Ausnahmefall, als

derjenige zur Zeit Rabbon Gamliels. Aber man kann doch daraus keine Folgerungen für normale Zeiten und Verhältnisse ziehen!"

„Das möchte ich auch nicht behaupten," erwiderte sinnend der Großvater. „Aber damit Du die Bedeutsamkeit, welche ich einem schönen Esrog beilege, nicht für ein gewisses Faible, für einen bloßen Sport hältst, muß ich euch doch einmal die Geschichte erzählen, welche eigentlich mich dazu geführt hat. Es ist eine merkwürdige, wunderbare Geschichte und das Interessanteste daran ist, daß sie wortwörtlich wahr ist. Laßt euch zuerst noch eine frische Tasse Kaffee einschenken, denn die Geschichte zieht sich vielleicht ein wenig in die Länge."

Herr von Kirschsteiner blies einige mächtige Rauchwolken aus seiner Pfeife und begann seine merkwürdige Erzählung:

„In einem ungarischen Dorfe, nicht weit von der berühmten, großen Khille P. lebte ein armer Handelsmann, der sich und seine Frau mit vier Kindern kümmerlich genug ernährte. Er hatte in der Jugend die Jeschiba besucht und noch etwas jüdisches Wissen aus jener Zeit zurückbehalten, woher es wohl kam, daß ihn die Leute Reb Itzig nannten. Er lebte schlecht und recht wie es einem Juden zukommt, ging jeden Tag nach dem Morgengebet in die umliegenden Orte, um altes Eisen, Zinn, Lumpen, Knochen und alles Mögliche und Unmögliche einzuhandeln und kehrte dann Abends mit einem Sack voll Waare nach Hause zurück, um zu Mincha oder jedenfalls zu Maariv wieder gemeinsam mit der Gemeinde beten zu können. Es fiel wenig ab bei diesem Handel und sein Erträgniß reichte kaum aus, um die Familie kärglich zu erhalten. Da kam Sukkoth. Lulaf, Esrog und Hadassim waren zu jener Zeit besonders theuer, und es war Reb Itzig nicht gelungen,

so viel zu ersparen, um sich Arba Minim zu kaufen. Er hatte nicht mehr als einen Gulden übrig und damit konnte er nichts anfangen. Er verband sich daher mit zwei anderen armen Leuten, um mit ihnen gemeinschaftlich die vier Pflanzenarten zu erkaufen. Das hatte aber Reb Itzig den ganzen Jomtof verstört, und er nahm sich fest vor, alles zu thun, damit das nicht wieder vorkomme.

Direkt nach den Feiertagen ging er zu dem Esroghändler seines Ortes und machte ihm den Vorschlag, er wolle ihm Jahr ein, Jahr aus jede Woche sechs Kreuzer zahlen, er müsse ihm aber dafür jedes Jahr auf Sukkoth einen schönen Esrog liefern, und sich mit dem Preis zufrieden geben ohne Rücksicht darauf, ob die Esrogim gerade theuer oder billig seien. Das Geschäft wurde abgeschlossen. Reb Itzig lieferte jeden Freitag seine sechs Kreuzer ab und erhielt dafür einen schönen Esrog auf Sukkoth.

Das ging so mehrere Jahre fort, bis eines schönen Freitags, es war noch nicht einmal Ellul, der Händler dem Hausirer einen Esrog zeigte, den er soeben als Probesendung direkt aus Triest erhalten hatte. Der Esrog war sehr schön, wie es bei einem zur Probe geschickten Exemplar nicht anders zu erwarten war, und der Hausirer war gern bereit, den Esrog als sein Eigenthum mit nach Hause zu nehmen. Er knüpfte nur die Bedingung daran, den Esrog gegen einen anderen umtauschen zu dürfen, falls gegen alles Erwarten sich unter den später eintreffenden etwas schöneres finden sollte.

Niemand war glücklicher als der arme Handelsmann, als er so früh seinen Esrog in Sicherheit wußte, seine Freude wurde nur durch das Bedenken getrübt, welches seine kluge Lebensgefährtin zu Hause geltend machte, daß der Händler den

Esrog gewiß nicht ohne Absicht so frühzeitig verkauft habe, weil er sich vielleicht gar nicht bis Sukkoth in seiner gegenwärtigen Frische halte. Aber der Händler lachte seinen vorsichtigen Kunden aus und versicherte ihn, er gebe ihm jeden anderen beliebigen Esrog, wenn diese Befürchtung wirklich eintreffen sollte.

Da traten während der ersten Tage des neuen Jahres ungewöhnlich heftige Regengüsse ein, die in wenigen Tagen Hochwasser zur Folge hatten. Die Flüsse traten aus den Ufern, so daß Bahn und Post den Verkehr einstellen mußten. Die Esrogim waren von Triest rechtzeitig abgeschickt worden, aber sie konnten wegen der allgemeinen Wassernoth nicht weiterbefördert werden und blieben mit den zahllosen anderen Frachtstücken in den von dem Wasser verschonten Stationen aufgestapelt liegen. Jom Kippur kam und ging, aber von den Esrogim war keine Spur zu sehen und die Aussicht schwand von Stunde zu Stunde, auf Sukkoth einen Esrog zu bekommen.

Der Esroghändler, von allen eSiten umdrängt, zuckte schwermüthig die Achseln, weil sein Geschäft, von dem er den großen Theil des Jahres lebte, wörtlich zu Wasser zu werden drohte. Er suchte noch am Ausgang von Jom Kippur Reb Itzig auf und sagte, er hätte ihm ein gutes Geschäft vorzuschlagen. Er kaufe den Esrog wieder zurück und zahle dafür 25, 30, 40 Gulden. Aber der arme, reiche Hausirer lächelte und meinte: so reich seid Ihr nicht, um mir einen Esrog abzukaufen, und wenn Ihr mir die Schul mitsammt dem Almemor anbieten würdet, er ist nicht feil.

Als der Händler fort war, schloß Reb Itzig vorsichtig seine ärmliche Stube ab, öffnete die Kommode, in welche er den

Esrog verschlossen hatte, um sich zu überzeugen, daß sein Schatz auch noch unversehrt da war. Er war womöglich noch schöner geworden in seinem Verließ, goldgelb, flecken- und makellos lächelte er seinen glücklichen Besitzer an und dieser strahlte vor Freude über das Glück, das ihm auf so wunderbare Weise geworden war. Dieses Glück wurde noch erhöht, als er sich überzeugte, wie die würdige Gefährtin seines Lebens, welche alle Sorge und Entbehrung mit ihm theilte, in dem Punkt ganz so wie er dachte und auch nicht einen Augenblick im Zweifel war, daß man eine solche Mizwoh nicht für bloßes Geld preisgeben dürfe und wenn auch 40 Gulden auf dem Spiele ständen, eine Summe, welche die armen Leute vielleicht niemals beisammen im Besitze gehabt hatten.

Am anderen Morgen stand man in „Gottes Namen" auf, ging früher als sonst zum Morgengebet, früher als sonst suchte Reb Itzig seine Dörfer auf, um noch für die bevorstehenden Feiertage vielleicht etwas zu verdienen. Seine Frau und die Kinder hätten so nöthig neue Kleider auf Jomtof gebrauchen können und wenn sie jetzt wegen der kurzen Zeit auch nicht mehr zu beschaffen gewesen wären, er hätte ihnen wenigstens gern die Versicherung auf Jomtof gegeben, daß sie nach Verlauf derselben mit armer Winterkleidung bedacht würden.

Während Reb Itzig draußen von einem Bauernhause in's andere ging, waren zu Hause drei angesehene Männer von der großen Nachbargemeinde P. eingetroffen. Auch in der großen Gemeinde war nicht ein einziger Esrog aufzutreiben und man hatte Boten in die umliegenden Orte geschickt, um dort das Gesuchte vielleicht zu finden. Die Boten hatten unbeschränkte Vollmacht für einen Esrog jede Summe zu zahlen, nur sollten sie nicht zurückkommen, ohne wenigstens einen ein-

zigen Esrog für die Gemeinde mitzubringen. Ihr erster Weg war zu dem Esroghändler und dieser erklärte ihnen: Einen Esrog haben wir hier und zwar einen ganz fehlerlosen, schönen, ob er aber zu kaufen ist, das bezweifle ich. Ich habe gestern Abend 40 Gulden dafür geboten und wurde zurückgewiesen.

„Wer hat den Esrog?" fragte der Wortführer der Deputation.

„Der Esrog ist im Besitz eines blutarmen Mannes, eines gequälten Handelsmannes, aber ich glaube nicht, daß er zu haben sein wird."

„Pah," meinte schmunzelnd einer der Deputierten, „mit Geld kann man viel ausrichten, besonders bei einem armen Mann und noch mehr, wenn es auf Jomtof geht. Jedenfalls wollen wir unser Glück versuchen."

Von dem Händler geführt, suchten die Herren das armselige Häuschen auf, sie trafen aber, wie wir bereits wissen, nur die Frau des Hauses an.

„Die Herren," sagte der Händler, „kommen direkt von P. und wollen um jeden Preis Euren Esrog kaufen. Ihr wißt vielleicht nicht, daß ich Eurem Manne gestern Abend 40 Gulden geboten habe. Die Herren geben wahrscheinlich sogar 50 Gulden. Aber sie haben große Eile, deshalb entschließt Euch schnell und laßt Euch ein so gutes Geschäft nicht aus der Hand gehen, wie man es kaum alle Jobeljahr einmal machen kann."

„Wie kann ich den Esrog meines Mannes in seiner Abwesenheit verkaufen, wo ich doch ganz sicher weiß, daß er ihm nicht feil ist?"

„Verzeihen Sie," entgegnete einer der Deputierten, „wenn ich Ihnen hier widersprechen muß. Sie wissen nur, daß Ihr

Mann auf ein Angebot von 40 Gulden den Esrog nicht verkaufen wollte. Wie aber Ihr Mann gedacht hätte, wenn man ihm nicht 40 offeriert, sondern sogleich 80 gezahlt hätte, das können Sie nicht wissen. Nun, ich lege Ihnen hier die 80 Gulden auf den Tisch und dann ist das Geschäft, denke ich, abgeschlossen."

Bei diesen Worten öffnete der Sprecher seine Geldtasche, die er vorn über der Brust hängen hatte und zählte in Banknoten 80 Gulden hin.

Als die arme Frau das viele Geld sah, drehte sich ihr alles im Kopfe herum. Achtzig Gulden auf ihrem Tisch auf einmal, wer hätte so etwas für möglich gehalten! Sprachlos starrte sie bald auf das Geld, bald auf die Tasche und dann wieder auf die Kommode, in welcher ihr Schatz geborgen war. Es war ein harter Kampf, wäre nur ihr Mann zu Hause gewesen!

Die Unterhändler gewahrten den seelischen Kampf zwischen dem Ideal in der Kommode und dem Materiellen hier auf dem Tisch, zwischen dem Esrog und dem Gelde, und sie glaubten, den Kampf zu ihren Gunsten beeinflussen zu können, wenn sie noch zwanzig Gulden der Summe hinzufügten.

„Da habt Ihr hundert Gulden, damit seid Ihr für die Mizwoh reichlich entschädigt, und nun gebt uns den Esrog."

„Den Esrog kann ich Euch nicht geben, er gehört nicht mir," sagte das biedere Weib und starrte dabei unverwandten Blickes auf das viele Geld, das vor ihr ausgebreitet lag.

Darauf zogen sich die Herren zu einer kurzen, leisen Berathung in einen Winkel der Stube zurück. Der eine meinte, sie müßten das Geschäft abschließen, bevor der Mann nach

Hause käme, denn wenn die Frau schon so fest an dem Esrog hänge, so sei es dem Manne noch viel weniger feil. Der andere erklärte sich entschieden dagegen, denn er glaube nicht, daß man mit einem solchen Esrog überhaupt seiner Pflicht genügen könne, das von dem unrechtsmäßigen Eigenthümer auf diese Weise erstanden sei. Dem Dritten, einem würdigen Greise, standen ein paar Thränen in den milden Augen, er flüsterte: Jsroel Kedauschim hem! Was ist das für ein Kiddusch haschem, der sich hier in dieser armseligen Stube vollzieht! Wir werden den Esrog nie bekommen, aber es wäre doch der Mühe werth, einmal zu sehen, wie hoch dieser armen Frau die Liebe zur Mizwoh steht. Er nahm seinem Begleiter die Geldtasche ab, griff eine Hand voll Banknoten heraus und zählte sie auf den Tisch, indem er eine neben die andere legte, zweihundert, dreihundert, vierhundert, vierhundert und vierzig Gulden! Jetzt war der ganze Tisch mit Kassenscheinen derart bedeckt, daß keiner mehr darauf Platz hatte.

„So, liebe Frau, das Geld gehört Euch, wie Euch der Tisch gehört auf dem es liegt, und nun gebt uns den Esrog heraus, denn ohne Esrog dürfen wir nicht heim kommen zum Rosch Hakohol von P."

Schon langte die Frau mit der Hand nach der Tasche, um den Schlüssel zum Esrog herauszuholen, so verwirrt hatte sie einen Augenblick der Anblick des vielen Geldes gemacht, aber es war nur ein Augenblick; dann gewann sie wieder die Fassung.

„Was sagt Jhr?" begann sie tiefathmendmit zitternder Stimme, „Jhr kommt von Rosch Hakohel in P.? das glaube ich nicht, sondern Jhr kommt direkt aus dem Gehinnom, Jhr seid Schedim in Menschengestalt und wollte eine arme Frau be=

rücken, um ihr den Frieden mit ihrem Mann und mit Gott zu stören. Seid Ihr aber wirklich ehrbare Männer, so verlaßt mein armes Heim und kommt heute Abend wieder, wenn mein Mann zu Hause ist. Will er Euch seinen Esrog verkaufen, so ist es mir recht, will er ihn Euch nicht verkaufen, so ist es mir auch recht. Das ist mein letztes Wort!"

Als die Herren sahen, daß alle Künste an dem Biedersinn des wackeren Weibes zu Schanden wurden, machten sie aus der Noth eine Tugend.

„Ihr redet und handelt wie eine Esches Chajil reden und handeln muß. Wir werden also heute Abend wiederkommen, wenn Euer Mann zu Hause ist. Aber das Geld lassen wir bei Euch auf dem Tische liegen, damit wir es nicht den ganzen Tag bei uns herumtragen müssen; wann ist Euer Mann zurück?"

„Mein Mann ist zu Mincha jedenfalls wieder daheim, aber das Geld lasse ich nicht einen Augenblick länger auf meinem Tisch. Fast hätte es mich zum schwanken gebracht, warum sollte ich meinen Mann ebenfalls einer solchen Versuchung aussetzen und zwar unnöthiger Weise, denn Ihr dürft sicher sein, verkaufen wird mein Mann seinen Esrog nicht und wenn Ihr ihm alles Geld der Welt dagegen brächtet, also seid mauchel Rabbaußaj und nehmt Euer Geld mit."

Die Herren gingen mitsammt ihrem Gelde, von dem Esroghändler begleitet, in dessen Wohnung zurück, um dort die Rückkunft des Reb Itzig's abzuwarten. Er mußte auf dem Rückweg zuerst das Haus des Esroghändlers passieren, und darauf hatte der letztere einen neuen Plan gebaut, um das Esrog füglich doch zu erhalten.

Nach wenigen Stunden kam der arme Handelmann mit einem schweren Sack voll Waare beladen zurück. Der Esrog-

händler, der sich am Eingang der Straße aufgestellt hatte, rief Reb Itzig: „Scholem Alechem und Masel tof" zu.

Reb Mendel aus P. ist hier mit noch zwei Abgesandten von Rosch Hakohol in P. Sie sind extra gekommen, um Euer Esrog zu kaufen. Was meint Ihr, wie es ihnen Euer Weib gelassen hat? Na, rathet's doch nicht: 400 Gulden, in baar ausgezahlt!"

Die vierzig Gulden, die er verschwiegen, hoffte er auf irgend eine Weise noch zu seinen Gunsten bei dem Handel herausschlagen zu können.

Reb Itzig nahm seinen schweren Packen nicht vom Rücken, sondern sah den Sprecher nur groß an.

„Was sagt Ihr da? Mein Weib hätte mein Esrog verkauft? Das glaub' ich nicht, aber wenn sie es gethan hat, so hat sie es ohne mein Wissen und gegen meinen Willen gethan, und ich werde die Käufer zum Din Thora fordern."

Als Reb Itzig eben weiter gehen wollte, traten ihm die Deputirten aus P. in den Weg, riefen ihm den Friedengruß entgegen und sagten:

„Ihr scheint gar nicht zu wissen, was wir heute für Geld in Euer Haus gebracht haben; ein solches Geschäft macht man nicht jeden Tag!"

„Meine Meinung habt Ihr gehört, gebt gutwillig den Esrog heraus, sonst passirt ein Unglück. Glaubt Ihr, ich lasse mir so etwas gefallen? Und glaubt Ihr, Eure Khillo wäre mit einem solchen Esrog jauze? Glaubt Ihr, man dürfe das letzte der zehn Gebote übertreten, wenn es sich um eine Mizwo handelt, sobald die eine Partei Schluchim von P. sind und die andere ein armer Handelsmann ist? Ihr seid doch gelernte

Leute, wißt Ihr nicht, daß das Geld, welches man für einen Gegenstand giebt, nach dem man gelüstet, das Verbot „Lau Sachmod" nicht aufhebt? Und wenn Ihr hundert Mal glaubt, mit Geld könntet Ihr einen armen Menschen berücken, das Verbot Gottes, nach dem Gut eines Menschen zu gelüsten, könnt Ihr mit Eurem Gelde nicht aufheben."

„Wo denkt Ihr hin," fiel Reb Mendel besänftigend ein, „daß wir so etwas thun. Es ist wahr, wir waren in Eurem Hause und wollten viel Geld für Euer Esrog geben. Wenn Ihr erlaubt, begleite ich Euch in Eure Wohnung, ich habe dort meinen Stock stehen lassen. Auf dem Wege dahin will ich Euch alles erzählen, wie sich's zugetragen hat."

Erleichtert athmete Reb Itzig auf, als er hörte, seine Frau habe noch den Esrog und die Abgesandten noch ihr Geld, denn jetzt war er Herr der Situation.

Als die beiden in die niedere Stube eintraten, saß die Frau mit verweinten Augen da.

„Warum weinst Du?"

„O, wie bin ich glücklich, daß Du da bist und auch der Schliach von P. Wie groß sind die Worte unserer Chachomim, welche sagen, je mehr Vermögen, desto mehr Sorgen. Ich weiß nicht, ob ich Recht oder Unrecht gethan habe, als ich die drei bekoweden Leute so hart abwies. Ja, ich muß sagen, wenn ich allein über den Esrog zu sagen hätte, ich hätte ihn gerne für die große Summe verkauft, wie viel Gutes hätten wir mit dem vielen Gelde thun können! Aber jetzt, da Du da bist, so handle Du, wie Du es für recht hältst."

„Boruch Haschem," erwiderte Reb Itzig, „daß Du Dich in keiner Weise gebunden hast. Wie würde ich auch eine solche Mizwo für bloßes Geld aus den Händen geben! Nein, Reb

Mendel, was der Esrog für Euch werth ist, ist er auch für mich werth. Sucht weiter, vielleicht findet Ihr anderswo, was Ihr sucht, mein Esrog ist für Geld nicht feil. Jetzt aber seid mauchel, es ist Zeit zu Mincho, soeben hat man in Schul gerufen."

Als sie durch den halbdüsteren Hausflur gingen, ergriff Rabbi Mendel die Hand des armen Handelsmannes und drückte sie mit inniger Zärtlichkeit.

„Ihr habt eine große Versuchung glänzend bestanden. Ich habe einen Esrog gesucht und habe einen Juwel gefunden. Und nun habe ich eine Bitte an Euch. Ich weiß, Ihr könnt auf Jomtof Geld gebrauchen. Nehmt hier von mir die zehn Gulden, nicht als Lohn für Eure große Mizwo, sondern aus Freude darüber, daß ich einen Mann und ein Weib kennen gelernt habe, wie Ihr es seid. Seid nicht stolz und weist es nicht zurück! Ihr dürft das Geld später mir oder meinen Kindern zurückgeben, wenn Ihr es nicht mehr brauchen solltet. Ihr wißt es ja, daß die Welt ein kreisendes Rad ist. Wer heute hoch oben steht, steht morgen tief unten. Ich bin sicher, daß Ihr noch einmal hoch stehen werdet in der Welt, denn eine solche Handlungsweise läßt der Vater im Himmel nicht unbelohnt. Gott könnte alle Menschen reich und glücklich machen. Aber er thut es nicht, weil leider die meisten Menschen Reichthum und Glück nicht vertragen. Euch hat Gott probirt und Ihr habt die Probe so glänzend bestanden, daß Eurem Glück und Eurem Reichthum nichts im Wege steht. Das Geld wird Euch nicht blenden, beherrschen und hart machen. Ihr werdet Herr über Euer Geld bleiben, das Euch Gott noch einmal in reicher Fülle zu Masol und Brocho geben wird."

Mit diesen Worten drückte der Sprecher dem armen

Handelsmanne eine Zehnguldennote in die Hand und verschwand.

Als Reb Itzig nach Mincho zu seinem biederen Weibe zurückgekehrt war und ihr die Zehnguldennote zeigte, fand er sie nicht so erfreut, wie er gehofft hatte. Ernst sinnend ging sie ein und aus, und selbst als der Jomtof kam, lagerte ein Schatten über der Festesfreude, die sonst das Haus der armen Menschen verklärte.

Auf das wiederholte Drängen nach der Ursache ihrer Unruhe erklärte sie ihrem beunruhigten Manne folgendes:

„Ich weiß, daß ich als Frau jauze bin, wenn ich den Willen meines Mannes thue. Auch in dem Falle mit dem Esrog habe ich nicht anders handeln können, als ich gehandelt habe. Aber ob Du richtig gehandelt hast, das habe ich von Anfang an bezweifelt. Du hättest doch wenigstens vorher ein Schaalo beim Rabbiner machen sollen, dann wärest auch Du gedeckt gewesen. Man macht ja so oft Schaalos über weit weniger wichtige Sachen. Wenn Du dem Raf gesagt hättest, was Du für Dich, Deine Familie und die Jeschiba Gutes hättest thun können mit einem Vermögen von 440 Gulden, so weiß ich nicht, ob er nicht anders gepaßkent hätte, als Du entschieden hast. Das ist's, was mich bedenklich macht."

„Du hast recht, liebe Frau, aber ich glaube, ich habe auch recht gehandelt. Man soll immer eine Schaalo machen, wo man im Zweifel ist, aber ich war nie einen Augenblick im Zweifel, daß ich so handeln müsse, wie ich gehandelt habe. Wenn auf der einen Seite 440 Gulden liegen und auf der anderen steht eine Mizwo, die man nur einmal im Jahre erfüllen kann, kann ich da im Zweifel sein, ob ich für todtes, kaltes Geld oder für die Worte des lebendigen, ewigen Gottes

mich entscheiden soll? Aber ich mache Dir einen Vorschlag zur Güte. Wir wollen noch nachträglich eine Schaalo, aber nicht an einen Menschen, sondern an Gott richten."

Erstaunt blickte die wackere Frau zu ihrem Manne auf und fragte:

„Und wie willst Du das anfangen?"

„Höre nur zu. Unsere Handlungsweise mit dem Esrog habe ich von vornhinein für ganz selbstverständlich gehalten. Erst als uns Rabbi Mendel die Zehnguldennote schenkte und dazu uns seinen Segen gab, ging mir eine Ahnung von der Möglichkeit auf, daß wir vielleicht lifnim mischuras Haddin, d. h. in einer Weise gehandelt hätten, zu der wir nach strengem Recht nicht verpflichtet gewesen wären. Rabbi Mendel ist mir als frommer, gelehrter und wohlhabender Mann noch aus der Zeit seines Jeschibabesuches bekannt. Wir wollen nun folgende Probe machen. Von den zehn Gulden brauchen wir nicht die Hälfte, um ganz Jomtof sorgenfrei zu leben. Die übrigen fünf Gulden wollen wir in die Lotterie setzen. Will Haschem boruch hu wirklich, daß wir reich werden sollen, so können wir auf diesem Wege bis in 14 Tagen 100 000 Gulden gewinnen. Will Er es aber nicht, nun, so sind unsere fünf Gulden allerdings verloren, aber wir wissen wenigstens sicher, daß Gott meine Handlungsweise gerechtfertigt und den Besitz seiner Mizwoth für ein größeres Glück hält, als den Besitz von Geld und Gut."

Mit diesem salomonischen Urtheile erklärte sich die Frau zur großen Freude ihres Gatten einverstanden. Er selber war von dieser Art der Entscheidung gar nicht so sehr erbaut, da ihm fünf sichere Gulden lieber waren, als Hunderttausende höchst zweifelhafte. Aber höher stand ihm der Friede seines

Hauses und die Ruhe seines geliebten Weibes. Er kaufte also kurz nach Jomtof ein Lotterieloos, und was soll ich Euch länger damit aufhalten, nach drei Wochen war es wirklich mit dem höchsten Treffer herausgekommen. Reb Itzig und seine Frau wurden reiche Leute, aber Niemand außer dem Rabbiner hat von der ganzen Geschichte etwas erfahren. Sie zogen einige Monate später unter denselben ärmlichen Verhältnissen aus dem Dorfe fort in eine entfernte große Stadt.

Reb Itzig, der kaum seinen Namen schreiben konnte, studirte das großstädtische Geschäftsleben, und sein reger Geist und praktischer Sinn fanden dort bald Mittel und Wege, das gewonnene Geld geschäftlich anzulegen. Er lebt heute noch mit seiner Familie und seinen längst verheiratheten Kindern in dieser Stadt und hat sich seit mehreren Jahren ganz vom Geschäfte zurückgezogen, um nur für Thora und Mizwoth zu leben.

Das ist die Geschichte, die ich schon seit vielen Jahren mit mir herumtrage und die mir zeigt, was gerade in dem Esrog für ein hoher Werth liegen muß. Deshalb erscheint mir das, was ich für meinen Esrog ausgebe, nicht als Opfer, sondern als Einsatz für einen Gewinn, der durch alles Geld und Gut gar nicht aufgewogen werden kann."

* *
*

Mit gespannter Aufmerksamkeit hatte der ganze Familienkreis den Worten dieser Erzählung gelauscht und noch nachdem der Erzähler geendet hatte, dauerte die lautlose Stille einige Minuten fort. Der erste, der sie unterbrach, war unser Student.

„Wie bist Du ein schöner Erzähler, lieber Großvater, von wem hast Du denn die herrliche Geschichte gehört?"

„Gehört habe ich sie von Niemandem," erwiderte der Großvater.

„Dann hast Du sie doch jedenfalls irgendwo gelesen?"

„Auch das nicht. Aber ich muß gestehen, daß mir Deine Complimente über meine schöne Erzählungsgabe fast so vorkommen, wie die Versicherungen derer, welche, um die Göttlichkeit der Thora mit Anstand leugnen zu können, unseren Lehrer Moscheh für einen ungewöhnlich großen Mann erklären. Was sie Moscheh an Größe zusprechen, geschieht auf Kosten der Wahrhaftigkeit und Göttlichkeit seiner Sendung. Du wolltest doch mit Deiner Anerkennung meines Erzählertalentes mir nicht eine Erfindung dieser ganzen Geschichte unterstellen, nachdem ich doch vorausgeschickt habe, daß es sich um eine wirklich vorgekommene Begebenheit handelt?"

„Verzeiht," ergriff einer der beiden armen Gäste das Wort, „wenn ich mich als Fremder in die Unterhaltung mische. Aber Sie werden sofort begreifen, in wie hohem Grade mich die erzählte Geschichte interessirt. Unser verehrter Wirth bedarf von mir gewiß keiner Bestätigung seiner Angaben, und ich bin auch überzeugt, daß der Herr Enkel mit seiner Bemerkung weit davon entfernt war, in die Worte des Großvaters irgend welchen Zweifel zu setzen. Aber wie Sie mich hier sehen, bin ich ein Sohn von Reb Mendel, das Gedächtniß des Gerechten werde zum Segen. Er hat uns oft von diesem Vorfall erzählt, und als er in den letzten Jahren seines Lebens fast sein ganzes Vermögen verloren hatte, sagte er mir wiederholt, von Reb Itzig wisse er sicher, daß er ihm helfen werde, er hatte aber jede

Spur seines Aufenthaltes verloren. Jetzt, wo ich die wunderbare Geschichte zum zweiten Male höre, hat es mich mächtig ergriffen, und wenn ich mir auch die Frage stelle, woher hat Herr von Kirschsteiner diese Erzählung, so leitet mich dabei nur die Möglichkeit, auf diese Weise den längst Gesuchten vielleicht endlich aufzufinden."

„Ihr seid ein Sohn von Reb Mendel, sein Verdienst möge uns schützen, der in P. viele Jahre ein großes Hopfengeschäft betrieb?" fragte der Wirth erstaunt.

„Der bin ich! Kanntet Ihr meinen Vater?"

„Wer wird Reb Mendel nicht gekannt haben! Mutter, kannten wir ihn?" fragte Herr von Kirschsteiner nach seiner neben ihm sitzenden greisen Gattin gewendet.

Alle Augen richteten sich bei diesem Anlaß dem Großmütterchen, an der Spitze der Tafel, zu. Niemand hatte sie bis jetzt beachtet. Sie hatte ihr weißes Battisttaschentuch vor die Augen gedrückt, um sich, wie alle Anwesenden glaubten, vor dem grellen Gaslicht zu schützen, in Wirklichkeit aber, um die Thränen zu verbergen, die unaufhaltsam ihren Augen entstürzten.

Erschreckt sprangen Alle auf die theure Mutter und Großmutter zu, sie aber wehrte die liebende Besorgniß unter Thränen lächelnd ab.

„Erschreckt nicht, es sind Freudenthränen. Zum ersten Male in seinem Leben hat Euer Vater und Großvater heute Abend mir sein Wort gebrochen. Er hat mir versprochen, unsere Lebensgeschichte niemals ohne meine Einwilligung zu erzählen. Jetzt hat er's doch gethan, nun will ich zur Strafe das ergänzen, was er verschwiegen. Dein Großvater, lieber Wolf,

hat die Geschichte nicht gehört und nicht gelesen. Er ist ihr eigener Held. Und Ihr, lieber Drach, Sohn von Reb Mendel, wenn Ihr Reb Itzig sucht, erkundigt Euch einmal nach dem Rentier Ignaz von Kirschsteiner, der wird Euch Auskunft geben können. Nach Jomtof haben wir viel miteinander zu rechnen, wegen der Zinsen, welche die Zehnguldennote Eures wackeren unvergeßlichen Vaters getragen hat."

„Begreifst Du's jetzt, Wolf, daß Dein Großvater sein Geld lieber in Esrogim, als in Fahrräder anlegt? Begreifst Du nun, was ein Esrog werth ist?"

VIII.

Der Rabbi als Geldverleiher.

Unsere Erzählung führt uns achtzig Jahre zurück in die Geisteswerkstätte eines der bedeutendsten Männer seiner Zeit und aller Zeiten, in das Studirzimmer, oder wie man damals sagte, in die Lernstube des Rabbiners der Preßburger Gemeinde, Rabbi Moscheh Sofer.

Es war am Tage nach dem Simchasthorafeste, einige Stunden nach dem Morgengebet, um die Zeit, in welcher sonst die nach Hunderten zählenden Jünger der Jeschiba an den Lippen des gefeierten Lehrers hingen. Die Vorträge des Winterhalbjahres begannen erst in einigen Tagen mit dem Ersten des nächsten Monats. Der Rabbi saß daher allein in seine Korrespondenz vertieft, die ihm aus allen Ländern Europas zuging. Diese Korrespondenz zu erledigen, hätte allein die volle Arbeitskraft eines weniger vielseitigen Mannes erfordert. Sie hatte die schwierigsten juridischen, rituellen Fragen und Probleme aller Art zum Gegenstande, wie sie im Laufe der Zeit in den Gemeinden Israels auftauchten und der Entscheidung harrten. Bei der unbestrittenen Autorität des Preßburger Rabbiners wollte kein Leiter und Wortführer der großen jüdischen Diaspora eine irgendwie bedeutsame Entscheidung treffen, ohne dessen Urtheil vorher einzuholen. Durch die geniale Meisterschaft, mit welcher die Gelehrsamkeit und der Scharfsinn Rabbi Moscheh Sofers Licht in jedes Dunkel brachte, war er der geistige Berather der ganzen Judenheit ge-

worden. Den tausenden von Schülern, die er während seiner langen, gottgesegneten Lehrwirksamkeit ausgebildet hatte, stand er wie ein liebevoller Vater und Helfer zur Seite und die vereinzelten hochbetagten Greise unter ihnen, die uns aus jener Zeit der Himmel noch erhalten hat, verjüngt noch heute ein Hauch jugendlicher Begeisterung, wenn sie ihres nun bereits mehr als 60 Jahre heimgegangenen Lehrers gedenken.

Zu seiner Gemeinde stand Rabbi Moscheh Sofer wie das Haupt einer großen Familie. Jedes einzelne Glied derselben war seinem edlen Herzen gleich nahe, um in allen Lagen des Lebens Jedem mit Rath und That hilfreich zur Seite zu stehen.

Daher kam es, daß außer den späten Nacht- und den frühen Morgenstunden Rabbi Moscheh Sofer selten allein war, und auch jetzt hatte er nur wenige Zeilen der vor ihm liegenden Briefe gelesen, als es an die Thüre klopfte. Das war ein schüchternes Pochen, und der Rabbi glaubte sich ohne viel prophetische Gabe sagen zu dürfen, daß da draußen ein armer Mann um Einlaß bitte, an den jetzt, da die heitere Festzeit vorüber war, die schwere Sorge des Lebens wieder herantrat.

Mit seiner ganzen leutseligen Herzensgüte sprang daher der Rabbi von seinem Platze auf, um dem Pochenden selber die Thüre zu öffnen. Er öffnete sie ja nicht nur den Armen, sondern auch der Herrlichkeit Gottes, von welcher das Psalmwort sagt, daß sie zur Rechten eines jeden Armen weile.

Wie hatte sich aber der Rabbi so gründlich geirrt! Das war kein armer Mann. Es war der reichste und angesehenste Mann der Gemeinde, der Roschhakohol Rabbi Wolf Pappenheim selber, und die Höhe und Würde des Eintretenden be-

kundeten mit jeder Bewegung seinen hohen Rang; jeder Zoll ein Roschhakohol!

„Wie man sich doch irren kann," sagte Rabbi Moscheh, „ich hätte sicher geglaubt, ein armer Mann poche an die Thüre, denn ich kenne seit vielen Jahren unseres Verkehrs jeden Schritt und Tritt Eures Ganges, sowie Eure Art und Weise, an die Thüre zu klopfen."

„Rabbi, Ihr seid ein Engel Gottes. Eure vermeintlichen Irrthümer enthalten mehr Wahrheit, als die tiefgründigste Weisheit von Menschen unseres Schlages; kann ich den Rabbi einige Minuten ganz allein sprechen?"

Statt jeder Antwort schloß der Rabbi die Thüre ab und nöthigte seinen Gast, Platz zu nehmen.

Der Letztere holte tief Athem und mußte einige Sekunden vor innerer Erregung innehalten, dann stieß er in kurzen, abgebrochenen Sätzen die wenigen Sätze hervor:

„Ich habe dem Rabbi ein tiefes Geheimniß mitzutheilen und möchte dafür den Rath des Rabbi erbitten. Ich bin ein verlorener, unglücklicher Mann, der vollkommen ruinirt ist."

Erschrocken blickte Rabbi Molscheh Sofer in die von tiefem Gram durchfurchten Gesichtszüge seines Gastes. Er konnte seinen Blick nicht prüfen, da er die Augen wie ein Schuldiger zu Boden geschlagen hatte. Aber der fliegende Athem, die pochenden Schläfenpulse und der silberbeschlagene Stock, der jede Bewegung der zitternden Hände verrieth, das alles sagte dem aufmerksamen Beobachter, daß etwas ganz Ungewöhnliches sich ereignet haben müsse.

„Welche Sünde habt Ihr denn begangen, daß Ihr Euch für so unglücklich und für vollkommen verloren erachtet?" fragte leise der Rabbi.

Da leuchtete das trübe Auge des Gefragten in freudiger Gluth auf und er blickte mit heiterer Zuversicht in das Antlitz des Rabbi.

„Einer Sünde bin ich mir, dem Himmel sei Dank, nicht bewußt. Nicht darum handelt es sich, sondern ich bin ein armer Mann, ich habe mein ganzes Vermögen und zwar ohne mein Verschulden verloren!"

„Ihr habt Euer Geld verloren, sonst nichts als Euer Geld, und da wäret Ihr ein verlorener, ruinirter und unglücklicher Mann? Seid Ihr denn Euer Geld, daß Ihr verloren seid, wenn Euer Geld verloren ist? Die Liebe, die Achtung und Verehrung, die Euch die ganze Gemeinde, die Euch Jeder entgegen bringt, mit dem Ihr je in Berührung gekommen seid, gilt Euch, gilt nicht Eurem Gelde. Wohl habt Ihr Euer Geld jederzeit dazu verwendet, um arme Thoragelehrte zu unterstützen, um Hungernde zu speisen, Nackte zu kleiden und Kranke zu heilen, aber man hat trotzdem in Euch nicht Euer Geld, sondern Euch selber geschätzt und geliebt. Wer kann je diese Juwelen aus der Krone Eurer zahlreichen Verdienste brechen? Ihr seid und bleibt unsäglich reich, auch wenn Ihr im Augenblick kein Geld mehr habt. Aber verzeiht, damit habt Ihr ganz sicher gesündigt, daß Ihr so sprachet, wie Ihr gesprochen habt. Ihr hängt doch noch zu viel am Geld, wenn Ihr Euch ohne seinen Besitz für unglücklich und für verloren haltet. Und nun erzählt mir doch einmal alles der Reihe nach, wie es sich zugetragen hat."

Der weise Menschenkenner hatte die letzten Sätze in hartem, vorwurfsvollem Tone gesprochen und damit dem Unglücklichen wieder die Selbstachtung und die Zuversicht in sich

selbst zurückgegeben, so daß er aufathmend und sichtlich erleichtert begann:

„Meine Sache ist bald erzählt. Ich habe mich mit großen Summen für solide, brave Geschäftsfreunde verbürgt und bin dadurch schon vor mehreren Monaten empfindlich geschädigt worden. Aber neuerdings bin ich durch Fallissemente, schlechte Geschäftsverhältnisse und Widrigkeiten aller Art so hart mitgenommen worden, daß ich selber genöthigt bin, meine Zahlungen einzustellen."

Rabbi Moscheh erschrak und warf in der Erregung die Bemerkung hin:

„Dazu darf's und wird's nicht kommen."

„Amen," sagte bestätigend der Roschhakohol, „das möge Gottes Wille sein. Aber wie es weiter gehen soll, das weiß ich nicht und darüber wollte ich den Rath des Rabbi erbitten. Ich sollte morgen zur Leipziger Herbstmesse reisen, — glaubt mir der Rabbi, daß ich die Mittel dazu nicht mehr habe? Ich bin allen Verpflichtungen bis zu dieser Stunde auf's gewissenhafteste nachgekommen, dadurch bin ich aber jetzt von allen Mitteln so entblößt, daß ich gewiß nicht zehn Gulden mehr fände, wenn ich auch alle Kisten und Kasten durchsuchte."

„Weiß Jemand etwas von dem Stand Eurer Sache?"

„Keine menschliche Seele, außer Ihr, Rabbi, nicht einmal meiner Frau habe ich bis jetzt davon etwas mitgetheilt; ich dachte mir, sie wird es noch früh genug erfahren müssen. Wenn ich aber dieses Jahr nicht nach Leipzig reise, so wird es die Welt in wenigen Tagen wissen."

„Wie viel braucht Ihr für die Reise nach Leipzig?"

„Bis jetzt haben mich meine Reisen in die Messe nicht nur nichts gekostet, sondern sie haben mir im Gegentheil so

großen Gewinn gebracht, durch die vielen Gelegenheiten, die sich dort zum Kaufen und Verkaufen boten, daß ich das gar nicht genau angeben kann. Ich nahm immer große Summen Geldes mit und bestritt davon die Reisekosten. Die letzteren waren so verschwindend klein, daß sie gar nicht in Betracht kamen, im Vergleich mit den großen Summen, um die es sich dabei handelte. Aber dieses Jahr habe ich keine Kapitalien, die ich mitnehmen könnte, und selbst die einfachen Reisekosten sind für mich unerschwinglich."

„Und wie viel meint Ihr, daß für diese Reise die Kosten betragen können?"

„Doch wenigstens hundert Gulden."

„Hundert Gulden! Das ist nicht viel. Den Betrag leihe ich Euch. Ihr nehmt das Geld, fahrt morgen Lechaim ulscholaum nach Leipzig, sagt weiterhin keiner Seele ein Wort von Eurer gegenwärtigen Lage, und seht zu, daß Ihr das erste Geschäft zum Abschluß bringt, das Euch angetragen wird. Ich bin sicher, daß es Euch so viel Masol und Brocho bringen wird, daß Ihr mir sofort nach Eurer Rückkunft das Geld zurückzahlen könnt."

Bei diesen Worten erhob sich der Rabbi, nahm aus einer Schublade eine Hundertgulden-Note und übergab sie dem Roschhakohol. Es war die einzige, die Rabbi Moscheh Sofer hatte, was auch Rabbi Wolf Pappenheim vermuthete. Er weigerte sich, das Darlehen anzunehmen und versicherte, daß er daran nicht gedacht habe, daß er nur den Rath, nicht aber das Geld des Rabbi wolle, und daß er ja nicht einmal wisse, ob er je das Darlehen zurückgeben könne.

Rabbi Mfocheh aber beruhigte seinen Roschhakohol.

„Glaubt Ihr wirklich, ich würde Euch hundert Gulden leihen, wenn ich nicht sicher wüßte, ich bekomme sie wieder zurück? Ob das Geld die nächsten vier Wochen in meiner Schublade oder in Eurer Tasche sich befindet, ist ja für mich gar kein Unterschied, als der, daß ich, wenn Ihr es habt, eine Mizwo damit thue, was aber nicht der Fall ist, wenn es müssig bei mir liegt. Jetzt aber verliert keine Zeit und bereitet Euch für die Reise vor."

Mit diesen Worten erhob sich der Rabbi, drückte seinem Roschhakohol die Hand und geleitete ihn zur Thüre.

„Wie soll ich Euch danken, guter Rabbi, für das, was Ihr mir da thut," sprach mit Thränen in den Augen Rabbi Wolf Pappenheim.

Aber der Rabbi fiel ihm hastig in die Rede:

„Um Himmelswillen keinen Dank! Ihr wißt doch, daß wir keinen Zins nehmen dürfen, wenn Einer dem Andern Geld leiht. Die Erkenntlichkeit, die der Schuldner aber in seine Dankesworte kleidet, ist nach der Lehre unserer Weisen, gesegnet sei ihr Andenken, auch eine Gegenleistung und daher eine Art Zins, den sie Ribbis deworim, „Wortzins" nennen. Wenn Ihr mir ein einziges Wort des Dankes sagen wolltet, so müßte ich das Geld wieder zurücknehmen. Ich wünsche Euch glückliche Reise. Gott hat viele Boten, Er wird Euch schon die rechten senden."

Als Rabbi Wolf Pappenheim schon auf dem Wege war, sandte ihm der Rabbi halblaut den Priestersegen nach und vertiefte sich wieder in seine Korrespondenz.

Jener aber verließ neu belebt und wunderbar gestärkt das Haus des Rabbi. Er hatte wieder das Vertrauen zu sich selbst und den Lebensmuth gefunden und sah zuversichtlich der

Zukunft entgegen. War es der Segen des Rabbi, war es seine trostvolle Zusprache, war es das Vertrauen, das den Rabbi selber erfüllte und ihm ohne Bedenken eine so große Summe leihweise überließ, oder waren es alle diese Momente zusammen, welche ihn mit neuer Zuversicht für die Zukunft erfüllten; Rabbi Wolf Pappenheim kam sich wie neugeboren vor. Rüstig traf er die Vorbereitungen für die Reise zur Messe und in wenigen Tagen schon traf er in Leipzig ein.

Auf dem Wege in sein altes Gasthaus traf er einen langjährigen Geschäftsfreund, Herrn Joelsohn aus Hamburg. Nach der ersten Begrüßung sagte dieser:

„Welch' ein Glück, daß ich, kaum hier angekommen, gerade mit Ihnen zusammentreffe. Ich habe ein Geschäft für Sie, an dem viel Geld zu verdienen ist und dessen sofortiger Abschluß für mich von besonderem Werth ist. Während meiner Reise hierher ist eine Schiffladung mit Kaffee für mich aus Brasilien angekommen von außerordentlich guter Qualität und zu ungewöhnlich billigem Preise. Ich habe das Geschäft zu einer Zeit abgeschlossen, als der Kaffee noch sehr niedrig stand, und weiß, daß bei der steigenden Tendenz viel damit zu verdienen ist. Aber ich kann nicht warten, da ich hier andere große Einkäufe gegen baar zu machen habe. Ich lasse Ihnen die ganze Schiffsladung zu dem Preise, der mir notirt ist und werde Ihnen die Originalrechnung einhändigen. Es handelt sich um ein Objekt von 400 000 Gulden und etwa 3000 Gulden Fracht und Zollspesen. Sie zahlen mich mit Wechseln auf zwei Monate, diese gelten hier bei allen Geschäftsleuten für baares Geld. Schlagen Sie nur beherzt ein und besinnen Sie sich nicht; wenn meine Angaben in irgend einem Punkte nicht der Wahrheit entsprechen, so dürfen Sie jederzeit das Geschäft

rückgängig machen. Wenn Sie die Waare einige Zeit liegen lassen können, so ist bei der gegenwärtigen Tendenz vielleicht das Doppelte zu verdienen. Zu verlieren ist aber dabei nichts. Also abgemacht?"

Bei diesen Worten hielt Joelsohn dem Freunde die Hand zum Einschlagen hin. Pappenheim kannte Joelsohn als streng-reellen Kaufmann und begriff auch sofort die günstige Conjunktur des Geschäftes. Aber wie durfte er, der ruinirte Mann, der nicht mehr als achtzig Gulden seines geliehenen Geldes besaß, an ein solches Geschäft auch nur denken? Da er jedoch dem Rabbi versprochen hatte, das erste sich bei ihm darbietene Geschäft zu machen, so gab dieses Versprechen den Ausschlag. Die Hoffnung, auf diese Weise die entliehenen hundert Gulden wieder zurückzahlen zu können, bestimmte ihn in diesem Augenblicke mehr, als seine eigene kritische Lage. Er schlug ein und das Geschäft war abgeschlossen.

Die beiden Geschäftsfreunde wohnten seit vielen Jahren in einem und demselben Gasthofe. Dort erledigten sie die noch erforderlichen Förmlichkeiten.

Joelsohn legte die Fakturen vor und Pappenheim stellte die Wechsel aus. Zitternd setzte er seinen Namen darunter; es handelte sich um den Betrag von 375 000 Gulden.

Nach etwa acht Tagen kam Joelsohn zu seinem Freunde auf's Zimmer und sagte zu ihm:

„Ich habe Ihnen wieder ein Geschäft vorzuschlagen, bei dem Sie sofort 50 000 Gulden in baar verdienen können; verkaufen Sie mir den Kaffee wieder zurück. Derselbe ist in den letzten Tagen so ungewöhnlich gestiegen, daß ich hunderttausend Gulden daran verdienen kann; die Hälfte des Verdienstes lasse ich Ihnen."

„Es thut mir leid, daß ich Ihnen darin nicht zu Willen sein kann, denn ich stehe selber bereits mit zwei Abnehmern in Unterhandlung, die den Kaffee ebenfalls in baar bezahlen wollen, und die ich jeden Augenblick erwarte."

Kaum hatte Pappenheim diese Worte gesprochen, als die beiden Herren eintraten und auf Abschluß des Geschäftes drängten.

Herr Joelsohn bot darauf einen höheren Preis, und als die beiden Abnehmer darauf ihr Angebot noch erhöhten, schlug ihnen Pappenheim den Kaffee zu; er hatte Einhundertundzehntausend Gulden bei dem Geschäfte gewonnen und der ganze Betrag wurde Pappenheim sofort ausgezahlt. Als er mit Joelsohn wieder allein war, überreichte er ihm zehntausend Gulden als Entschädigung, die dieser auch nach einigem Zögern annahm.

Pappenheim brannte der Boden unter den Füßen. Er wäre am liebsten sofort wieder nach Preßburg zurückgeeilt, um seinem Rabbinere zu erzählen, welch' wunderbaren Verlauf seine Reise genommen habe. Aber einige geschäftliche Engagements, die er in Leipzig außerdem eingegangen war, hielten ihn noch wenige Tage zurück. Sie gestalteten sich alle überaus günstig. Noch am vorletzten Tage traf er einen seiner Geschäftsfreunde, an dem er durch dessen Fallissement und Bürgschaft eine große Summe verloren hatte. Auch für diesen hatte die Leipziger Messe eine so günstige Wendung seiner Verhältnisse gebracht, daß er die Hälfte der schuldigen Summe sofort berichtigen konnte und die andere in wenigen Monaten zu zahlen versprach.

Jetzt duldete es Pappenheim nicht länger auf der Leipziger Messe. Sie hatte mit Gottes Beistand nicht nur die

Krise, die seinem Hause drohte, abgewendet, sondern ihm noch einen Gewinn gebracht, wie keiner seiner früheren Meßbesuche. Bevor er jedoch Leipzig verließ, überlegte er sich, welche Aufmerksamkeit er seinem gütigen, weisen Wohlthäter wohl bei seiner Rückkehr erweisen könne. Rabbi Moscheh Sofer war in seiner Gemeinde als Kenner von Juwelen und Diamanten bekannt. Niemand in der Gemeinde kaufte Edelsteine und ähnliche Werthgegenstände, ohne vorher das Urtheil dieses Kenners einzuholen. Rabbi Wolf Pappenheim suchte den ersten Leipziger Juwelier auf und kaufte den schönsten, theuersten Ring, den er auftreiben konnte, mit herrlichem Stein und prächtiger Fassung im Betrage von fünfhundert Gulden, um ihn seinem Rabbi als Zeichen der Erkenntlichkeit zu verehren.

Noch bevor Pappenheim bei seiner Rückkehr nach Preßburg sein Haus aufsuchte, ging er zum Rabbiner. Dieser war nicht allein, wie damals vor vier Wochen, sondern zwei Jünglinge saßen bei ihm und waren so vertieft mit ihrem Lehrer in das Studium des Talmud, daß Pappenheim zwei Mal an die Thüre klopfen mußte, bevor man darauf achtete.

Rabbi Moscheh Sofer brauchte Pappenheim nicht zu fragen, wie sich die Messe gestaltet habe, auch ein weniger scharfer Beobachter hätte aus den glück- und freudestrahlenden Augen des Roschhakohol Alles herausgelesen.

Die beiden Männer traten vom Tisch seitwärts in eine Fensternische und führten ihre Unterhaltung in etwas gedämpfter Stimme, aber immer noch laut genug, daß den beiden jungen Leuten kein Wort der Unterhaltung verloren ging.

„Zunächst gebe ich dem Rabbi hier die geliehenen hundert Gulden zurück. Der Segen des Rabbi hat sich an mir in einer

Weise erfüllt, die ich jetzt nicht schildern kann, denn ich bin mit meinem Wagen direkt bei dem Rabbi vorgefahren, ohne noch mein Haus betreten zu haben. Ich werde heute Abend noch vorsprechen und alle Einzelheiten erzählen. Aber ich wollte nicht zurückkehren, ohne zuerst dem Rabbi meinen Dank ausgesprochen zu haben und als schwaches Zeichen meiner Erkenntlichkeit diesen Ring als kleines Weggeschenk von der Messe mitzubringen."

Rabbi Moscheh Sofer nahm lächelnd den Ring, steckte ihn an den Finger, wandte sich dem Fenster zu und betrachtete mit Kennermiene das kostbare Geschenk.

„Ein solches Feuer habe ich noch bei keinem Stein gesehen, das ist kein kleines Geschenk, das ist ein seltener Juwel, wie es in der ganzen Gemeinde keinen zweiten giebt. Und die Fassung, die ist ein wahres Kunstwerk, ich hätte gar nicht geglaubt, daß heute noch so etwas solides und vollendetes fabriziert wird."

Diese halblaut geführte Kritik dauerte gewiß fünf Minuten lang. Der Rabbi ließ den Stein in allen Stellungen und Farben leuchten, steckte ihn von einem Finger an den andern und konnte gar kein Ende mit seinem Lobe finden.

Niemand war glücklicher, als Rabbi Wolf Pappenheim, daß er den Geschmack seines Wohlthäters so gut getroffen hatte, und bei jeder wiederholten Anerkennung verklärten sich auf's neue die Züge des Gebers.

Auf die beiden jungen Leute machte die ganze Scene aber einen ganz anderen Eindruck. Sie befanden sich da vor einem unerklärlichen Räthsel.

So viel stand fest, der Roschhakohol hatte vom Rabbi hundert Gulden geliehen und sie jetzt zurückgebracht. Wie

kommt der steinreiche Roschhakohol dazu, vom Rabbi hundert Gulden zu leihen? Aber was noch viel räthselhafter schien, wie darf der Rabbi mit den hundert Gulden den Ring als Erkenntlichkeit für die geübte Wohlthat nehmen, der Ring ist ja der reine Zins für das geliehene Kapital? Und der Rabbi sollte das übersehen?

„Wir sind verpflichtet," raunte einer leise dem andern zu, „den Rabbi auf die Sünde aufmerksam zu machen, die er zu begehen im Begriffe ist."

„Bist Du von Sinnen," flüsterte der andere zurück, „wir sollten unseren Lehrer an das Gesetz Gottes erinnern dürfen, das er im Schlafe besser inne hat, als wir im wachen Zustande? Das wäre eine unverzeihliche Anmaßung, zu der ich mich niemals hergebe."

„Wenn der Name Gottes entweiht wird, tritt die dem Lehrer schuldige Ehre zurück, sagen unsere Weisen. Sieh' doch die Freude, die der Rabbi mit dem Ringe hat und wie er ihn von einem Finger an den andern steckt. Ich rufe jetzt laut nur das Wort: Ribbis (Zins), das sind wir verpflichtet."

„Vielleicht hast Du Recht. Aber jedenfalls wollen wir der Sache doch erst einmal ihren Lauf lassen, vielleicht fällt es dem Rabbi noch selber rechtzeitig genug ein. Wenn der Roschhakohol das Zimmer verlassen und der Rabbi den Ring behalten wird, dann ist für uns erst die Zeit zum Reden gekommen."

Wieder vergingen zwei lange Minuten, die der Rabbi mit Ausdrücken der Verwunderung über den prächtigen Ring ausfüllte, als sich Rabbi Moscheh Sofer plötzlich an den Roschhakohol wandte:

„Ich wiederhole Euch, daß ich mich nicht erinnere, je ein solches Kunstwerk gesehen zu haben. Hättet Ihr mir den Ring in einigen Wochen zum Geschenk gemacht, so hätte ich ihn dankbar angenommen. Aber jetzt kann ich ihn niemals in meinem Leben annehmen; das wäre ja Ribbis. Nehmt den Ring und bringt ihn Eurer Frau mit, sie wird damit eine große Freude haben und überall gerechtes Aufsehen erregen."

Der Roschhakohol schlug sich vor den Kopf: „Ich Am Hoorez" (Unwissender), rief er aus, „wie konnte ich auch eine so naheliegende Sache übersehen! Es scheint, der Vater im Himmel will dem Rabbi seinen Lohn allein voll und ganz auszahlen, er läßt sich von unsereinem nichts hineinpfuschen. Lebt wohl, Rabbi, ohne Dank und ohne Ring."

Mit diesen Worten verließ der Roschhakohol den Rabbi, um sein Haus aufzusuchen.

Als Lehrer und Schüler wieder allein waren, ergriff der ältere der beiden das Wort:

„Wir müssen den Rabbi um Verzeihung für die Anmaßung bitten, mit welcher wir in jugendlichem Leichtsinn vorhin den Rabbi erinnern wollten, daß hier eine Verletzung des Zinsverbots vorliege. Wir sind jetzt sicher, daß der Rabbi schon vom ersten Augenblick an nicht im Zweifel darüber war, aber wir sind in unserer Uebereilung deshalb an der Handlungsweise unseres Lehrers irre geworden, weil der Rabbi fast volle fünf Minuten seiner Freude über das kostbare Geschenk in so überschwenglicher Weise Ausdruck gab, und damit stehen wir vor einem neuen Räthsel. Wenn, worüber wir ja nicht im Zweifel sind, der Rabbi von vornherein gewußt hat, daß die Annahme des Ringes eine Verletzung der Ribbisgesetze bedeutet, warum hat der Ribbi sich so mit dem Ringe gefreut und den

Roschhakohol — und damit auch uns — so lange in der Meinung gelassen, als wolle der Rabbi das Geschenk annehmen?"

„Eure Frage ist berechtigt," erwiderte der Rabbi mit einem Anflug innerer Ergriffenheit, die ihn unwillkürlich überkam, so oft er von seinem eigenen, großen Lehrer sprach. „Das, was ich hier gethan habe, habe ich von meinem unvergeßlichen Lehrer Rabbi Nathan Adler, das Andenken des Gerechten werde zum Segen, einmal bei einer merkwürdigen Veranlassung zu lernen das Glück gehabt. Als ich noch in meiner Vaterstadt Frankfurt am Main zu Füßen dieses meines einzig großen Lehrers saß und sein Licht auch über meinem Haupte leuchtete, trug sich einmal folgende Begebenheit zu: Eine kleine jüdische Gemeinde im Odenwald war durch gehässige, lügenhafte Anklage in ihrer Existenz bedroht und sollte von Haus und Hof verjagt werden. Das Städtchen gehörte zu den Besitzungen des Fürsten von Dalberg, der zu den treuesten Beschützern der Juden zählte und mit dem auch mein theurer Lehrer persönlich befreundet war. Davon hatte die hart bedrängte Gemeinde Kenntniß, sie hatte deshalb eine Deputation an Rabbi Nathan Adler geschickt, er möge sich für sie bei dem Fürsten verwenden, da sonst der Bestand der Gemeinde und Gut und Blut ihrer Mitglieder auf's äußerste gefährdet sei. Die Deputirten waren in Frankfurt eine halbe Stunde vor Eintritt des Sabbat Chanuka eingetroffen. Der Fürst war zur Zeit nicht in Frankfurt, sondern weilte auf einem seiner Güter in der unmittelbaren Nähe von Gelnhausen. Sofort nach Ausgang des Sabbat schickte mein Lehrer nach einem Wagen, um die Nacht durchzufahren und Sonntag früh bei dem Fürsten vorzusprechen. Es war aber kein Wagen aufzu-

treiben, da keiner der zahlreichen Frankfurter Fuhrwerksbesitzer eine solche Reise bei Nacht wagen wollte. Der Schnee lag nämlich drei bis vier Fuß hoch und die Kälte war grimmig. Mein Lehrer war damals ein alter, schwacher Mann und konnte auf offenem Schlitten die Reise nicht wagen. Mit einem Wagen aber mußte man riskiren, mitten in der Nacht im Schnee stecken zu bleiben. Alle Freunde und Bekannte riethen daher von der Reise ab und drangen in den Greis, dieselbe doch bis zum Tage zu verschieben. Er aber wies alle diese Rathschläge mit der Bemerkung ab, daß man die Erfüllung einer Mizwa, die sich ihm so unerwartet biete, nicht hinausschieben dürfe, und daß er mit jeder Minute, die er unnöthigerweise verstreichen lasse, das Verbot übertrete: „Du sollst nicht stille stehen beim Blute Deines Bruders.“ Er schickte mich noch einmal nach einer Kutsche und beauftragte mich, jeden Preis dafür zu versprechen, nur sollte ich nicht ohne Wagen zurückkommen. Das half. In einer kleinen Stunde war ich mit einem Wagen und zwei starken Pferden da, und nun ging's fort in die Nacht und in den Schnee hinein. Es war selbstverständlich, daß ich meinen Lehrer begleitete. Bei solchen Gelegenheiten hatte ich die beste Veranlassung, die schier unglaubliche geistige Größe meines Lehrers anzustaunen. Wir lernten zusammen ohne Licht und ohne Buch. Mein Lehrer hatte nicht nur den ganzen Talmud, sondern alle Kommentare wörtlich im Gedächtniß und trug sie im Dunkeln vor, als lese er den Wortlaut vom Blatte ab. So merkten wir gar nicht, was draußen vorging, bis etwa nach drei- bis vierstündiger Fahrt der Wagen plötzlich hielt. Der Kutscher war vom Bock gestiegen, hatte den Kutschenschlag geöffnet und bemerkte ganz lakonisch:

„Ich muß den Herren mittheilen, daß wir nicht weiter

können. Der Schnee wird immer tiefer und die Rosse werden immer müder, es geht nicht mehr."

Ich stieg aus dem Wagen, wir waren im freien Feld, umgeben von einer Schneewüste; jetzt war guter Rath theuer. Mein Lehrer aber sagte dem Kutscher, er solle den Wagen hier ruhig stehen lassen, mit einem Pferde in's nächste Dorf reiten und dort Vorspann holen, er bekomme dafür fünf Gulden extra außer den Vorspannkosten. Das zog. Der Kutscher trabte fort; wir schlossen die Kutsche, steckten uns in unsere Pelze und setzten die Diskussion fort, als ob nichts vorgefallen wäre. Ich war so vertieft in den Gegenstand, der uns beschäftigte und hatte so alle Geisteskräfte nöthig, den scharfsinnigen Ausführungen meines Lehrers zu folgen, daß ich erst durch das Schellengeklingel des etwa nach drei Stunden zurückkehrenden Kutschers wieder an die Situation erinnert wurde, in der wir uns befanden. Der Kutscher hatte eben frisch eingespannt, als mein Lehrer plötzlich den Wagenschlag aufriß und hinaus in den Schnee sprang. In der Eile hatte er die weiten, warmen Pelzschuhe im Wagen zurückgelassen und stand nun mit seinen dünnen, seidenen Strümpfen im gefrorenen Schnee, nein, er stand nicht, er tanzte und sprang in einer Freude, die ich noch nie an ihm gesehen hatte. Eine Zeit lang sah ich dem zu meinem größten Erstaunen zu, aber begreifen konnte ich's nicht und noch weniger konnte ich's ertragen — daß der gebrechliche Greis ohne Schuhe im Schnee sich bewegte. Ohne ein Wort zu sagen stieg ich ebenfalls aus und hob meinen Lehrer aus dem Schnee wieder in den Wagen. Er aber sprang wieder heraus und sagte zu mir: „Siehst Du denn nichts?" indem er auf die Bespannung des Wagens zeigte.

Jetzt erst gewahrte ich, worum es sich handelte. Der

Kutscher hatte kein Pferd in dem Dorf auftreiben können und hatte Ochsen gebracht, die er mit den Pferden zusammen vor den Wagen gespannt hatte.

„Lieber Johann," sagte ich zu dem Kutscher, „den Vorspann können wir nicht brauchen. Die Bibel verbietet uns Juden zwei verschiedene Thiergattungen zusammen zu spannen. Ihr müßt in Gottes Namen noch einmal in's Dorf und zwei Rosse bringen. Euer Weg wird Euch aber extra vergütet."

„Thut mir Eure Wege kund, Rabbi," sagte ich zu meinem Lehrer, als der Kutscher fort war und wir wieder im Wagen saßen, „warum habt Ihr Euch so ungewöhnlich gefreut, daß Ihr vor Freude mir nicht einmal den Grund derselben sagtet?"

„Du frägst noch?" fragte in seiner Seelengröße erstaunt der Meister. Du weißt doch wie sie uns alle in Frankfurt abgerathen haben, heute Nacht die Reise zu machen, und wie ich gegen den Willen Aller trotzdem die Reise unternahm. Und nun sieh doch, wie Gott unsere Mizwa belohnt hat! Wir hätten doch alt und grau werden, hätten noch hundert Jahre in der Frankfurter Judengasse leben können, wo wären wir bei den Bahnen, in welchen sich unser Leben bewegt, je dazu gekommen, dem Verbot im 5. Buch der Thora Kap. 12, V. 10 zu begegnen und der Vermeidung seiner Uebertretung ein Opfer zu bringen, wie wir es in diesem Augenblicke thun? Begreifst Du jetzt meine Freude?"

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Daß mein Lehrer seine damalige Mission glänzend erledigte, brauche ich jetzt nicht zu erzählen," fuhr Rabbi Moscheh Sofer fort. „Länger als vierzig Jahre liegt dieses Begegniß zurück und niemals war ich in der Lage es meinem Lehrer nachzuthun bis zu dieser Stunde. Wie kommt im gewöhnlichen

Leben ein Rabbiner dazu, Geld zu verleihen, und so die Gesetze des Zinsverbotes praktisch zu erfüllen? Nun hat der Himmel es wunderbar gefügt, daß ich einmal dem Roschhakohol hundert Gulden leihen und einen so respektablen Zins dafür erlangen konnte. Das fügt sich bei einem Manne meines Standes nicht so leicht; begreift Ihr jetzt meine Freude mit dem Ringe? Es war ein schwacher Abglanz der Freude, wie sie einst in ähnlicher Lage meinen großen Lehrer verklärte."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Von den oben erwähnten beiden jungen Leuten war der eine der Sohn Rabbi Moscheh Sofers, der spätere Rabbiner von Krakau, Rabbi Schimon Sofer. Ihm hat der Vater später den ganzen Vorgang mit dem Roschhakohol mitgetheilt. Auf diesem Wege habe ich die merkwürdige, sonst nicht bekannte wahre Begebenheit erfahren, und sie nun, wo keine der handelnden Personen mehr lebt, weiter erzählt, um sie der Vergessenheit zu entreißen.

IX.

Der König und sein Rathgeber.

I.

König Alfonso V. von Portugal hatte soeben seine Räthe versammelt, um mit ihnen die Absendung einer Gesandtschaft an den Papst Sixtus IV. zu berathen, welche zu dessen Thronbesteigung die Glückwünsche des Königs überbringen sollte. Es wurde beschlossen, Lopo de Almeida und den Doktor Irno Sezira als die Wortführer der Gesandtschaft zu ernennen und ihnen die nöthigen Instruktionen für diese Mission zu ertheilen.

Die Sitzung war beendet und der König erhob sich von seinem Sitze als Zeichen, daß die Räthe entlassen seien. Beim Erheben bemerkte der König, daß noch die Geldmittel für die Geschenke und die ganze Gesandtschaft flüssig zu machen seien, und daß der Verwalter der Finanzen, Don Izchak Abarbanel, noch einen Augenblick länger verweilen möge, um das erforderliche mit ihm zu berathen. Die Granden verneigten sich und verließen den Saal, in dem der König und sein Finanzminister allein zurückblieben.

Als die Tritte der Räthe verhallt waren, sprach der König mit gedämpfter Stimme:

„Wegen des erforderlichen Geldes wirst Du das Nöthige veranlassen; deshalb wäre es nicht nöthig gewesen, Dich zurückzuhalten. Ich wollte Dich in einer anderen Angelegenheit um Deinen Rath fragen. Die übrigen Granden sind dabei

mehr oder weniger interessirt, während Du als Jude unparteiisch bist. Ich möchte bessere Beziehungen, als bisher, mit dem spanischen Königshause anbahnen und halte für diesen Zweck eine Heirath der spanischen Prinzessin Isabella mit meinem Vetter, dem Herzog Fernando von Braganza, als das beste Mittel. Wenn diese Verbindung Deinen Beifall hat, möchte ich, daß sie von dem neugewählten Papste angeregt werde, und ich möchte, daß der Führer unserer Gesandtschaft diesen Wunsch dem Papste nahe legt. Von den anderen Granden gönnen viele dem Herzog dieses Glück nicht, deshalb hat ihr Rath für mich keinen Werth; was hältst Du davon?"

Don Izchak Abarbanel war in Wirklichkeit in dieser Angelegenheit nicht der unparteiische Rathgeber, für welchen ihn sein König hielt. Er war überrascht von dem weiten politischen Blick, den sein königlicher Herr durch diese Anregung bekundete und hätte daher dem Vorschlag nur unbedingt zustimmen können. Aber das spanische Königshaus bekundete schon damals die feindliche Gesinnung gegen die Juden, die wenige Jahre später (1492) zu ihrer vollständigen Vertreibung aus Spanien führten.

Er wollte daher keinen Rath ertheilen, der seinen den Juden leutselig gesinnten königlichen Herrn in so nahe Beziehungen zum spanischen Königshause bringen mußte. Er wollte aber auch nicht von einer Verbindung abrathen, die aus politischen und dynastischen Interessen so überaus rathsam war. Er war daher entschlossen, weder zu- noch abzurathen, sondern der Sache so gut als möglich auszuweichen.

„Majestät," begann er nach einigen Augenblicken Ueberlegung, „wollen zunächst meinen unbegrenzten Dank für das große Vertrauen hinnehmen, mit welcher ich durch diese Frage

ausgezeichnet werde. Aber in Ehesachen ist es ungemein schwer, einen Rath zu geben, und noch schwieriger, ihn auszuführen. In Ehesachen sind schwache, sterbliche Menschen vollkommen ohnmächtig. Ehen werden im Himmel geschlossen. Will Gott diese Ehe, so wird sie ganz sicher erfolgen, auch ohne unser Zuthun, und will sie Gott nicht, so helfen alle Schritte und noch so hochgestellte Vermittler nichts."

„Du bist also gegen diese Verbindung und fürchtest vielleicht, dieser meiner Lieblingsidee ohne weiteres entgegen zu treten; sonst könnte ich mir nicht erklären, daß Du aus so nichtigen Gründen mit Deinem Rath zurückhältst."

„Verzeiht, Majestät, aber nichtig ist doch die Erwägung wahrlich nicht, die ich hier vorbringe."

„Aber, lieber Abarbanel, das glaubst Du doch selber nicht, daß die Ehe, die ein Mensch mit einem anderen eingeht, Gegenstand besonderer göttlicher Vorsehung ist?"

„Allerdings, Majestät, glaube ich das nicht nur, sondern ich bin davon so überzeugt, wie ich von dem Vorhandensein der Sonne überzeugt bin, die hier zum Fenster hereinscheint."

„Wie kann ein so kluger Kopf, wie Du es bist, nur auf einen solchen Gedanken kommen, dessen Unrichtigkeit doch auf der Hand liegt, wie ich Dir jeden Augenblick beweisen will? Gehört dieser wunderliche Glaube etwa gar zu Euren religiösen Satzungen?"

„Er ist in der That schon in der Bibel angedeutet und findet sich ausdrücklich in den Aussprüchen unserer Weisen."

„Die heilige Schrift ist mir doch auch nicht unbekannt, aber ich wüßte nicht, wo sich etwas Derartiges finden sollte."

„Er findet sich im ersten Buche Mosis in der Erzählung, welche von der Mission des Dieners von Abraham handelt, für

den Sohn seines Herrn, Rebekka als Weib zu holen. Dort heißt es: „Die Sache ist von Gott ausgegangen."

Der König lachte laut auf.

„Das hat ja der Ränkeschmied Laban dort gesagt, sind dessen Worte für euch Juden auch beweiskräftig, weil sie in der Bibel stehen? Laban zählt doch nicht unter die jüdischen Heiligen?"

„Das nicht, Königliche Hoheit. Aber je weniger Laban uns im allgemeinen als Autorität gilt, desto mehr ist er es im vorliegenden Falle. Denn wenn selbst ein Laban von der Einwirkung Gottes bei der Ehe durchdrungen ist, um wie viel mehr muß es dann jeder andere sein, der Gott und sein Walten kennt und anerkennt. Uebrigens habe ich selbst dieser Stelle keine unbedingte Beweiskraft zuerkannt und von ihr nur als eine Andeutung gesprochen."

„Du lässest Dir immer klüglicher Weise ein Hinterpförtchen zum Entschlüpfen offen. Aber von eueren Weisen hast Du doch behauptet, daß sie ausdrücklich die Stiftung der Ehen als rein von Gott ausgehend bezeichnen, wolltest Du mir mittheilen, wie sie sich darüber äußern?"

„Es sind uns darüber mehrere Aussprüche überliefert; ich will den unzweideutigsten derselben hier anführen. Er wird genügen, um Ew. Majestät zu überzeugen, daß ein Mann, wie ich, dessen geringes Wissen und Können nichts als ein schwacher Abglanz jener Weisheit unserer Altvordern ist, nicht anders über den Gegenstand denken kann, als ich es bereits sagte."

„Also, laß einmal hören," sprach voll gespannter Erwartung der König.

„Eine reiche, römische Matrone fragte einmal einen großen jüdischen Weisen Namens Rabbi Josa ben Chalafta:

Womit beschäftigt sich eigentlich Gott seitdem er die Weltschöpfung vollendet und so gar keinen Anlaß zu einer ferneren Thätigkeit hat?"

„Eine sonderbare Frage," unterbrach ihn der König.

„Die Frage klingt uns in der That sonderbar. Aber sie verliert viel an ihrer Sonderbarkeit, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Fragestellerin eine gebildete Heidin war, die wohl an Gott als den Schöpfer, aber nicht als Erhalter des ganzen Universums glaubte. Noch weniger war ihr die Wahrheit bekannt, daß das gesammte Universum für den Menschen und für die freie Verwirklichung des Sittengesetzes geschaffen ist, wie sie in der Entwickelung der Menschheit zum Ausdruck kommt. Dieser Wahrheit gab der jüdische Weise drastischen Ausdruck, indem er der Matrone antwortete: „Seitdem Gott die Welt vollendet hat, stiftet er Ehren." — „Besseres hat er nicht zu thun?" fragte spöttisch die Matrone, „das kann ich ja auch." „Ich möchte es bezweifeln," entgegnete der Rabbi. Aber die Matrone erklärte, sie werde ihn sofort überzeugen. Sie ließ auf einen Wink ihre sämmtlichen Sklaven und Sklavinnen in ihren Hof versammeln, stellte die einen rechts und die anderen links auf und gebot, daß alle sich Gegenüberstehende zu heirathen verpflichtet seien. So zogen alle gepaart, Arm in Arm ab, sie waren Mann und Frau. „Siehst Du, daß ich das auch kann?" fragte die Matrone lachend den Rabbi. Dieser erwiderte ihr, daß er sie nach vierundzwanzig Stunden überzeugen wolle, daß sie trotz alledem eine schlechte Ehestifterin sei. Den anderen Tag gingen die Neuvermählten an ihre Arbeit, der eine mit einem blauen Auge, die andere mit zerkratztem Gesicht, ein anderer mit verbundenem Kopf, alle aber waren mißmuthig und seufzten laut und leise über das Unglück ihrer

ehelichen Verbindung. Sie konnten sich so wenig an einander gewöhnen und vertragen, daß die Matrone die Ehen wieder lösen mußte, wenn sie ihren Leibeigenen die frühere heitere Zufriedenheit wiedergeben wollte.

„Diese schön ausgesponnene Geschichte," entgegnete lächelnd der König, „bringt mir eine prächtige Idee, deren Ausführung Dich hoffentlich von Deiner merkwürdigen Ansicht kuriren wird. Nun sage mir, was glaubst Du, hat Gott dem Herzog Fernando von Bragenza eher bestimmt, eine spanische Prinzessin oder eine Obstverkäuferin vom Markte?"

„Wie könnte ich so vermessen sein, mir auch nur den Anschein zu geben, als wüßte ich, was Gott bestimmt hat, wo doch ein Mensch nicht einmal die Gesinnung eines anderen Menschen kennt. Hat Ew. Majestät sich bereits vergewissert, daß der Herzog geneigt ist, eine spanische Prinzessin zu heirathen?"

„Gewiß!" erwiderte etwas gereizt der König. Vor dem ausgesprochenen königlichen Willen treten alle Neigungen und Abneigungen zurück. Der Herzog ist, wie alle königliche Prinzen, gebunden an die Frau, welche der König bestimmt, mag sie nun Prinzessin oder Obstverkäuferin sein. Um Dich nun von Deinem Irrthum zu überzeugen, stehe ich von der Verheirathung des Herzogs mit einer spanischen Prinzessin ab, und lasse ihn eine Obstverkäuferin heirathen."

„Eine Obsthändlerin? Aber diese wäre ja nicht hoffähig, warum sollte Ew. Majestät den Herzog zu einer solchen Verbindung nöthigen?"

„Nur um Dich zu überzeugen; Du wirst dann doch nicht länger glauben, daß dem Herzog vom Himmel eine Obstverkäuferin vom Markte zur Frau beschieden war, sondern zugeben müssen, daß das ausschließlich mein Werk ist. Was die Hof-

fähigkeit betrifft, so hindert mich nichts, der Frau des Herzogs nach einigen Monaten die Titel und Würden zu verleihen, welche ihr den Zugang zum Hofe öffnen. Von Dir aber verlange ich, daß Du Deinen Irrthum einsiehst, daß diese Ehe nicht Gott gestiftet hat, sondern daß ich der Ehestifter bin."

Don Abarbanel schwieg. Einen Augenblick trug er sich mit dem Gedanken, seinem königlichen Herrn zu antworten, daß eine solch' ungewöhnliche Ehe erst recht von Gott bestimmt sei, auch wenn Se. Majestät die Rolle des Ehevermittlers übernehme. Aber er durfte es jetzt nicht wagen, durch Rede und Gegenrede den König noch mehr in seiner Opposition zu bestärken. Er konnte daher nichts Besseres thun, als jede Gegenrede für's Erste zu unterdrücken.

Der König erhob sich, reichte dem Verwalter seiner Finanzen die Hand und entließ ihn mit den Worten:

„Es bleibt also dabei. Du stimmst mir zu, wenn der Herzog eine Obsthändlerin heirathet, so ist Gott nicht der Stifter dieser Ehe, und ich räume Dir dagegen ein, daß die Ehe des Herzogs vom Himmel beschlossen ist, falls er irgend eine andere Frau heirathet, die nicht Obsthändlerin ist. Einverstanden?"

Don Abarbanel verneigte sich tief vor seinem Herrn und ward in Gnaden entlassen.

II.

Als der König allein war, glitt ein zufriedenes, heiteres Lächeln über seine milden Gesichtszüge. König Alfonso war von der Weisheit und Lebensklugheit und ebenso von der unbedingten Treue seine Finanzverwalters tief durchdrungen.

Aber er war ein leidenschaftlicher Freund von Disputationen über religiöse und philosophische Gegenstände. Bei solchen Anlässen hatte sich der hochgebildete, weltkluge Don Abarbanel immer als der überlegene gezeigt.

König Alfonso hätte ein Stück seines Reiches darum gegeben, seinem jüdischen Rathgeber einmal einen Irrthum nachzuweisen. Deshalb bereitete es ihm gar keine Skrupel, dieser, seiner Schrulle, das Lebensglück seines Vetters zu opfern. Von einem Opfer konnte auch in Wirklichkeit kaum die Rede sein. Er wollte ihm eine junge, hübsche Obstverkäuferin aussuchen, mit welcher die Honigmonate seiner Ehe zu verleben, ihm keine große Ueberwindung kosten sollte. Nach Verlauf derselben sollte der jungen Frau auch die zum Erscheinen am Hofe nöthige Rangerhöhung werden, was spräche auch dagegen? Er brannte vor Begierde, den Plan sofort auszuführen, um Don Abarbanel möglichst rasch seines Irrthums zu überführen.

Der König setzte sich an seinen Schreibtisch nieder und schrieb einige wenige Zeilen an den Herzog Fernando von Bragenza, des Inhalts: es sei sein königlicher Wunsch, daß der Herzog die Ueberbringerin dieser Zeilen heirathe, und daß weder er, noch sie, das herzogliche Palais verlasse, bis sie die angetraute Gattin des Herzogs sei. Er setzte Namen und Siegel unter die verhängnißvollen Zeilen, legte sie zusammengefaltet in ein Couvert, versah dasselbe mit Adresse und Siegel, legte Hut und Mantel an und verließ das königliche Schloß mit dem Brief in der Tasche. Auf dem äußersten Ende des geräumigen Platzes vor dem Schlosse machte er Halt. Niemand hatte bis dahin den Mann mit dem tief in's Gesicht gedrückten Hut als den König erkannt.

Auf dieser Seite des Schloßplatzes war eine große An-

zahl Buden, in welchen junge, hübsche Mädchen Melonen, Citronen, Orangen und andere Südfrüchte verkauften. Der König musterte einige Minuten die Händlerinnen, dann trat er an die keckste, durch ihren schlanken Wuchs und ihre Schönheit die andern überragende, heran, kaufte einige Melonen und legte dafür einen Dukaten in die Hand der glückstrahlenden Verkäuferin. Diese sah dem noblen Käufer in die von dem Hut beschatteten Augen und brach erröthet und verworren in die Worte aus:

„Ihr seid es, Majestät?"

Der König legte, zum Zeichen, daß die Angeredete schweigen solle, den Finger auf den Mund und fragte mit leiser Stimme:

„Weißt Du wohl, wo der Palast des Herzogs von Bragenza ist?"

„Gewiß weiß ich es; er ist unmittelbar hinter der großen Kathedrale."

„Ganz recht, mein Kind. Würdest Du mir wohl dieses Briefchen sofort dorthin bringen und dafür sorgen, daß es dem Herzog persönlich übereicht wird? Für Deinen Weg wirst Du dort belohnt werden."

„Ich bin ja schon reichlich belohnt; sofort werde ich meine Früchte in die Bude bringen und diese schließen; in spätestens zehn Minuten bin ich auf dem Wege in den herzoglichen Palast."

„Besten Dank, aber ich verlasse mich darauf, daß der Brief richtig besorgt wird."

„Seid unbesorgt, Majestät, Euer Wunsch wird erfüllt."

Lächelnd drückte der König der Marktschönen die Hand und verschwand so rasch, als er gekommen war.

Die Obsthändlerin brachte schleunigst ihre Körbe in die Bude zurück und als sie eben die zwei Kasten mit Feigen und Datteln in Sicherheit gebracht hatte, kam mit einem mächtigen Karren voll der schönsten Früchte der Gemüsehändler Gaspard angefahren. Er galt als der gefürchteste Nebenbuhler bei allen Verkäuferinnen. Wenn er seine schönen Früchte und Blumen mit seiner schönen, sonoren Stimme zum Verkauf anbot, konnte keine der vorübergehenden Damen dem verlockenden Angebot widerstehen. Alles strömte dann zu ihm hin und die anderen Händlerinnen hatten das Nachsehen. Sie suchten ihm daher durch alle möglichen Chikane das Geschäft zu verleiden, vor Allem dadurch, daß sie jedes Plätzchen besetzten und vorgaben, es sei kein Platz für ihn da. Als daher Gaspard unsere Heldin die Körbe in ihre Bude zurücktragen sah und gewahrte, wie sie im Begriffe sei, die Bude zu schließen, rief er ihr höhnisch zu:

„Das ist aber schön von Dir, Lucia, daß Du mir so bereitwillig Platz machst und Deinen Laden schließest, wenn ich den meinigen öffnen will; jetzt habe ich den schönsten Platz auf dem Markte und kann direkt vor Deinem Stand den meinigen aufschlagen."

Das konnte die so Verspottete nicht über sich ergehen lassen. Wenn sich dieser abscheuliche Mensch hier auch nur einmal an dieser Stelle einnistete, so würde er daraus für morgen schon ein ganzes Privilegium herleiten und sie für alle Zeit von hier verdrängen. Glücklicherweise ging gerade eine alte, befreundete Wäscherin mit einem schweren Korb voll Wäsche vorüber.

„Würdet Ihr mir einen großen Gefallen thun; es soll Euer Schaden nicht sein. Bringt mir diesen Brief in das

Schloß des Herzogs von Bragenza neben der großen Kathedrale und gebt den Brief womöglich selbst ab. Euern Korb laßt Ihr hier so lange bei mir stehen, Ihr werdet dort gut belohnet."

Ohne die Antwort abzuwarten half sie der schwer beladenen Greisin den Wäschekorb vom Kopfe nehmen, gab ihr dann den Brief, und diese beeilte sich, den Auftrag auszuführen. Keuchend eilte sie in den Palast und kam dort athemlos mit dem Verlangen an, einen Brief dem Herzog persönlich abzugeben. Der Hausmeister warf einen Blick auf den Brief, er trug die Schriftzüge und das Siegel des Königs. Ehrfurchtsvoll führte er das schlecht gekleidete, nicht sehr reinliche, keuchende, alte Weib in den Empfangssaal des Herzogs, der zu der ungewöhnlichen Stunde ganz leer von Besuchern war. Nach wenigen Augenblicken erschien der Herzog, ein junger Mann in den besten Jahren, von hoher Statur und blühendem Aussehen und fragte die Greisin nach ihrem Begehr.

„Ich soll diesen Brief hier abgeben, meine Belohnung für die Besorgung würde ich hier erhalten."

Der Herzog erbrach den Brief, flog hastig über die wenigen Zeilen hin und erbleichte vor Schrecken. Er warf einen Blick auf die Ueberbringerin, — diese mußte er auf Befehl des Königs heirathen? Heute noch heirathen? Sie darf das Haus nicht verlassen, bis sie meine Frau ist? Was soll das bedeuten?

Wohl wußte der Herzog, daß der König der unbeschränkte Herr über sein Geschick war, wohl hatte er auch längst mit der Möglichkeit gerechnet, daß er einmal aus dynastischen, politischen oder religiösen Rücksichten eine Ehe eingehen müsse, die vielleicht nicht vollkommen nach seinem Geschmack sein

könne. Aber ein altes Waschweib, mit zerrissenen Schuhen und verwirrtem, grauen Haar, mit ungewaschenen Händen und verwaschenen Fingern zu heirathen, das war doch zu bunt!

Die arme Frau blickte stupid auf den erschreckten Herzog, bewunderte seine tadellose Wäsche, stellte Vergleiche zwischen ihr und der gebleichten Gesichtsfarbe ihres Trägers an und wartete auf ihr Trinkgeld.

Da der Herzog keine Miene machte, es zu zahlen und es ihr doch zu delikat erschien, es noch einmal zu fordern, fragte sie kleinlaut, ob sie jetzt wieder gehen könne.

„Sie und gehen? Sie sind ja meine zukünftige Frau, die Hochzeit wird heute noch stattfinden. Aber Sie müssen vorher doch ein wenig standes- und hochzeitsgemäß umgekleidet werden."

Der Herzog klingelte und ließ durch den eintretenden Kammerdiener sofort die Verwalterin des Schlosses rufen. Dieser gab dann der Herzog den Auftrag, die Dame zu baden, zu salben und fein auszustatten. Dann ließ er seinen Beichtvater zur Vornahme der Trauung holen. Ihm vertraute er als Beichtgeheimniß den ganzen Vorgang an.

Auch dem Beichtvater schien dies Alles so räthselhaft, als dem Herzog. Aber er tröstete ihn, daß die tiefe Weisheit des gütigen Königs gewiß ihre guten Absichten habe und gab ihm den Rath, sich doch sofort in's königliche Palais zu begeben und Se. Majestät um Aufklärung zu bitten.

„Ich darf ja mein Haus nicht verlassen, bevor ich verheirathet bin; aber Hochwürden, geht Ihr für mich zum König und bittet Se. Majestät um Aufklärung dieses Räthsels."

Als der hohe Geistliche sich dazu bereit erklärte, gab ihm der Herzog einige Zeilen des Inhalts mit, daß er sich selbst-

verständlich dem königlichen Befehle füge, daß er es aber doch für Pflicht halte, nochmals anzufragen, ob hier nicht ein Irrthum oder eine Mystifikation vorliege.

Nach kaum einer Stunde kam der Pfarrer wieder von Sr. Majestät zurück. Er war nicht vorgelassen worden, dagegen hatte der König den Brief entgegengenommen und darunter die Worte gesetzt: „Es liegt keinerlei Irrthum vor, und ich habe meinem ersten Briefe nichts als meine besten Glückwünsche für den heutigen Hochzeitstag beizufügen."

Nun war die Sache unabänderlich. Die Trauung wurde vorgenommen, und noch vor Eintritt des Abends war der junge Herzog verheirathet.

Tags darauf verbreitete sich durch Lissabon das Gerücht, daß der jugendliche Herzog von Bragenza eine schon ältere Matrone geheirathet habe. Die Einen wußten, daß der Herzog schon lange Jahre mit der Erwählten seines Herzens Beziehungen unterhalten habe, die Anderen erzählten von dem fabelhaften Reichthum, den dem Herzog diese Heirath gebracht, kurz, Jeder wußte einen anderen Grund für dieses überraschende Vorkommniß.

Die Frau Herzogin bekam Niemand zu sehen. Der Herzog verkehrte wie sonst allein bei Hofe, nahm an dem Empfang, an allen Festen und Feierlichkeiten allein Antheil. Es war auch jeder Hofmann diskret genug, um den Herzog nicht darüber zu befragen.

Er behandelte die ihm als Gattin angetraute Greisin mit aller Höflichkeit und Zuvorkommenheit, so sehr auch der Abstand der Jahre, der Erziehung und des Bildungsgrades sich in empfindlicher Weise geltend machte.

Ein Verlangen, an den Hof zu kommen, hatte sie nicht, sie lebte sich leicht in das neue Leben ein. Wenn ihr Gatte nach Hause kam und von den herrlichen Festen erzählte, denen er im königlichen Schlosse beigewohnt hatte, so rang sich manchmal ein Seufzer aus ihrer Brust, den der besorgte Gatte in den ersten Tagen ihres Zusammenlebens falsch deutete, bis es seiner sanftmüthigen Hingebung gelang, die Quelle zu entdecken, aus welcher dieser Schmerz floß.

Sie gestand ihm auf sein Befragen, daß bei seiner Aufmerksamkeit, Zuvorkommenheit und Liebenswürdigkeit es sie wundere, daß er ihr noch nie ein Stück Torte, Confitüren oder irgend einen andern von den Leckerbissen mitgebracht habe, welche die königliche Tafel zieren.

Seitdem besuchte er keines der Hoffeste, ohne diesem Winke zu entsprechen. Er steckte irgend etwas an der Tafel zu sich, sei es eine candirte Frucht, Confekt oder irgend etwas anderes, was der zahnlose Mund seiner Ehehälfte genießen konnte, und seitdem hatte die neue, alte Herzogin keinen unerfüllten Wunsch, der einen Schatten auf ihr herrliches Leben geworfen hätte.

Bei einer Empfangsfeierlichkeit, die etwa zehn Tage nach der Hochzeit stattgefunden, erkundigte sich der König in sehr verbindlicher Form in Gegenwart anderer Würdenträger des Landes bei dem jungen Ehemann nach seinem und der Frau Herzogin Befinden und erhielt selbstredend die Versicherung des höchsten Glückes, wie es von einem so jung Vermählten in den ersten Tagen der Flitterwochen nicht anders zu erwarten war.

III.

Vier Wochen mochten auf diese Weise in's Land gegangen sein. Don Izchak Abarbanel war seit jener Berathung nicht mehr beim König zur Audienz befohlen worden. Der letztere suchte seitdem Tag für Tag nach einer passenden Gelegenheit, seinem jüdischen Rathgeber das Glück des von ihm zusammengebrachten Paares so recht unabweisbar vor die Augen zu führen und ihm auf diese Weise das Eingeständniß seines Irrthums abzuringen.

Die Gelegenheit hatte sich aber immer noch nicht finden wollen. Da er seiner Sache sicher war, so hatte der König damit auch keine besondere Eile. Da trat ein Ereigniß ein, das auf die ganze Entwickelung der Angelegenheit von bedeutsamen Folgen sein sollte.

Eine kleine, aus zehn Herren bestehende Gesellschaft, unter der sich auch der Herzog befand, war eines Tages zur königlichen Tafel geladen. Es waren Prinzen, hohe Kirchenfürsten, Generäle, kurz die höchsten Spitzen der Gesellschaft, die sich hier zusammenfanden. Der König hatte eine kostbare, mit den seltensten Edelsteinen besetzte Tabatiere von ganz ungeheurem Werthe mitgebracht, die er seinen Gästen nach beendigter Tafel zeigen wollte und konnte sie nicht wiederfinden. Bestürzt theilte er auf Befragen den erlauchten Gästen seinen Verlust mit; alle halfen nach dem theuren Kleinod suchen, doch ohne Erfolg. Ein jugendlicher Prinz machte den Vorschlag, daß jeder die Taschen seines Nachbars nach dem vermißten Stücke durchsuchen solle, ein Vorschlag, der auch von allen angenommen wurde, mit Ausnahme des Herzogs von Bragenza.

Dieser erklärte mit aellr Entschiedenheit, daß er sich niemals einer Visitation unterziehen lasse, ja, daß er jeden niederschießen werde, der ihn auf diese Weise zu verdächtigen wage.

Man war bei dem liebenswürdigen, höfischen Mann der Etiquette diesen schroffen Ton gar nicht gewohnt, und der Commentar, den sich jeder Einzelne für sich dazu machte, war nicht sehr schmeichelhafter Art für den Herzog.

Der König selbst fand diese entschiedene Weigerung auffallend, aber er war ein viel zu aufmerksamer Wirth, als daß er seine Herzensmeinung auch nur durch eine Miene verrathen hätte. Er lenkte im Gegentheil geflissentlich die Aufmerksamkeit seiner Gäste von dem unerquicklichen Gegenstand so vollständig ab, daß, als sich die Gesellschaft eine Stunde später trennte, der ganze Zwischenfall vollständig vergessen schien, obwohl Jeder für sich noch sehr wohl daran dachte.

Am meisten beschäftigte die Sache den König selber und zwar nicht so sehr der Verlust der Tabatiere, als das eigenthümliche Verhalten des Herzogs. So sehr er sich auch anfänglich dagegen sträubte, so gewann doch das Mißtrauen und der Argwohn in seinem Herzen endlich die Oberhand, welche es ihm nach und nach ganz plausibel erscheinen ließen, daß der Herzog den theuren Schmuck entwendet habe. Es brauchte sich dabei nicht um einen gemeinen Diebstahl zu handeln. Der Herzog konnte bei dieser That seine ganz bestimmten Absichten haben, die mit den Absichten eines Diebes nichts gemein haben. Der König hatte den Herzog zu einer so undenkbaren Ehe genöthigt. Vier Wochen waren seitdem verstrichen und er hatte es absichtlich vermieden, dem Opfer seiner Laune auch nur Gelegenheit zu geben, sich unter vier Augen mit ihm auszusprechen. Sollte der Herzog die That begangen haben, um da-

durch auf irgend welche Weise eine solche Gelegenheit herbeizuführen?

Zwei Tage lang beschäftigten ihn diese und ähnliche Gedanken. Dabei suchte er aber doch angelegentlich nach der vermißten Tabatiere, die er denn richtig am dritten Tag in einem Rocke fand, den er bei jenem Festmahle anlegen wollte, ihm aber füglich doch mit einem anderen vertauscht hatte.

Nun that es seinem königlichen Herzen unsäglich weh, daß er gegen einen so hochgestellten Edelmann auch nur einen Augenblick einen so schwarzen Verdacht aufkommen ließ.

Sofort befahl der König den Herzog zu sich, um ihm dafür Abbitte zu thun. Er erzählte den ganzen Hergang und verheimlichte auch den Verdacht nicht; jetzt aber, wo sich alles aufgeklärt habe, stehe er nicht an, um Verzeihung zu bitten.

Großmüthig wies der Herzog jede Veranlassung zu einer solchen Bitte zurück, da er ja eigentlich ganz allein diesen Argwohn durch seine entschiedene Weigerung, sich untersuchen zu lassen, geweckt habe.

„Das ist richtig," erwiderte der König, „aber da wir jetzt allein sind, bitte ich Dich, mir den wahren Grund dieser Weigerung mitzutheilen. Für einen Dieb konnte keiner der Anwesenden gelten, Du am allerwenigsten, warum hast Du Dich in der That der Untersuchung widersetzt, in die doch alle Anderen anstandslos willigten?"

„Königliche Majestät, Ihr seid der Einzige auf der Erde, dem ich den wahren Grund mittheilen kann. Die Frau Herzogin hat mich ersucht, ihr von der königlichen Tafel Torte, Confekt oder sonstige Leckerbissen als Ersatz dafür mitzubringen, daß sie nicht selber bei Hofe erscheinen darf. Ich hatte meine Taschen damit gefüllt, und wie hätte ich dagestanden,

wenn bei einer Untersuchung diese Dinge zu Tage gekommen wären? Dadurch, daß die Frau Herzogin in Folge ihres hohen Alters keinen Zahn mehr im Munde hat, mußte ich ihr zudem lauter weiche, leicht genießbare Dinge mitbringen; was hätte mein Tischnachbar, Sr. Eminenz der Erzbischof, für Augen gemacht, wenn seine weißen, zarten Hände in dem Mischmasch versunken wären, auf den er in meinen Taschen gestoßen sein würde?!"

„Ich verstehe Dich nicht, Fernando, was Du da von einer Greisin mit zahnlosem Munde sprichst, die Frau Herzogin ist doch eine blendende, jugendliche Schönheit, die vollzählig noch alle Zähne besitzt?"

Der Herzog schwieg und wollte wehmüthig lächeln, aber es gelang ihm nicht. Eine Thräne drang gegen seinen Willen aus der Gluth der braunen Augen.

„Aber um Himmelswillen sprich doch, da muß irgend ein Mißverständniß vorliegen, da ich doch meiner Sache sicher bin."

„Ich habe dem bereits Gesagten nichts hinzuzufügen," erwiderte resignirt der Herzog.

Der König klingelte und befahl dem Kammerdiener, daß sofort die Königliche Karosse zur Ausfahrt vorfahren solle.

„Ich selbst werde mit Dir in Deinen Palast fahren, dort muß sich die Sache aufklären."

Aber sie klärte sich schon vorher auf. Als die Karosse an den Buden der Obstverkäuferinnen vorbeifuhr, sah der König die vermeintliche Herzogin genau wie vor vier Wochen bei ihren Früchten stehen. Er ließ die Karosse halten, sprang heraus, ging direkt auf Lucias Bude zu und fuhr das zitternde Mädchen hart an:

„Hast Du meinen Brief besorgt?"

„Majestät, der Gaspard dort ist an allem schuld. Ich habe den Brief einer alten, befreundeten Wittwe zur Besorgung übergeben und diese ist seitdem spurlos verschwunden, ihr Korb mit Wäsche steht noch da."

„Gütiger Himmel, Fernando, was habe ich angestellt! Gehe Du allein nach Hause, ich habe noch rasch einen anderen Weg zu machen. Meine heiligste Aufgabe wird es zunächst sein, das an Deinem Lebensglück begangene Verbrechen wieder gut zu machen. Du wirst bald wieder von mir hören. Verzeihe mir, wenn Du kannst, Gott sei meiner hoffärtigen Seele gnädig!"

Er ließ sich darauf direkt an das vor der Stadt gelegene Landhaus Don Izchak Abarbanel's fahren.

Don Abarbanel begrüßte den König mit den Worten:

„Ew. Majestät erweist den bescheidenen Räumen meiner Wohnung eine ungewöhnliche, unverdiente hohe Ehre durch diesen Besuch. Hätte ich davon irgend eine Ahnung gehabt, so hätte ich sie würdiger herrichten und ausstatten lassen."

„Theurer Don, ich komme, um Dir Abbitte zu leisten für den hoffärtigen Dünkel, mit dem ich Dir bei unserer jüngsten Besprechung entgegen getreten bin. Ich habe es jetzt erfahren, auf wessen Seite die Weisheit und Wahrheit ist. Du hast Recht und die Weisen Deines Volkes haben die Wahrheit gesprochen, wenn sie lehren, daß Ehen im Himmel geschlossen werden, und daß Menschen sich nicht vermessen können, in dieses göttliche Vorrecht einzugreifen."

Und nun erzählte der König seinem weisen Berather alles, was vorgefallen war.

„Das schlimmste aber bleibt," so schloß der König seine Darstellung, daß es gar kein Mittel giebt, das Verbrechen

wieder gutzumachen. Du weißt ja, daß nach den Gesetzen unserer heiligen Kirche eine Ehescheidung unzulässig ist; so ist dieser wahrhaft königliche Edelmann für unabsehbare Zeit an ein Wesen gekettet, wie es ihm mein Uebermuth zugewiesen hat. Meine einzige Hoffnung ist Deine Weisheit, die sich schon so oft größer erwiesen hat, als meine Thorheit; weißt Du einen Rath, um aus dieser schrecklichen Lage frei zu werden?"

„Wir wollen der Sache ruhig in's Auge schauen und sie bis auf ihren Ausgangspunkt zurück verfolgen," erwiderte Don Abarbanel. „Allerdings ist mir bekannt, daß eine Ehescheidung nach den Gesetzen der katholischen Kirche unmöglich ist, aber Eure Majestät wissen ja, daß Se. Heiligkeit der Papst in besonderen Fällen auch die Scheidung einer Ehe aussprechen kann. Da Ew. Majestät jetzt gerade eine Deputation zur Huldigung des Papstes mit reichen Geschenken nach Rom geschickt hat, so wird der Augenblick der geeignetste sein, um eine solche Bitte zu stellen und ihrer Erfüllung sicher zu sein. Die Gesandtschaft ging vor zehn Tagen von hier ab und wird wohl in den allernächsten Tagen in Rom eintreffen. Ein reitender Expreßkurier, den Ew. Majestät sofort nachsenden würde, käme vielleicht ein oder zwei Tage später in Rom an. Diesem wäre die Weisung mitzugeben, daß die Gesandtschaft, bevor sie ihre Aufwartung im Vatikan macht, noch weitere Ordres abwartet. Dann scheint es geboten, daß Ew. Majestät Se. Eminenz den Erzbischof in das Geheimniß einweiht; dieser wird dann bereitwilligst allen Intentionen Ew. Majestät entsprechen. Ew. Majestät richtet dann ein eigenhändiges Bittgesuch an den Papst, mit kurzer Darstellung des Sachverhalts. Se. Eminenz der Erzbischof wird bestätigen, daß die ganze Eheschließung, weil auf einem Irrthum beruhend, von vornherein ungültig ist,

und daß es sich somit bloß um formelle Auflösung einer Ehe handelt, die in Wirklichkeit niemals zu Recht existirte. Es müßte wunderbar zugehen, wenn der Papst nicht bereitwilligst dem Wunsche Ew. Majestät entsprechen sollte."

Der König befolgte diesen Rath, der auch nach wenigen Wochen zu dem gewünschten Ziele führte. Seinem jüdischen Rathgeber aber blieb er Zeit seines Lebens ein dankbarer Freund und Beschützer, weil er ihn von der Wahrheit überzeugt hatte, daß Ehen im Himmel geschlossen werden.

X.

Christine von Wanfried.

I.

In den Dianensälen wogte ein so glänzendes, ausgelassenes Maskengetümmel, daß es schwer war, den Bewegungen der einzelnen Masken zu folgen, die in dem lebhaften Gewoge auf- und niedertauchten. Diesen Umstand machte sich ein prächtig ausgestatteter Maltheserritter zu Nutze, indem er plötzlich hinter dem Vorhang einer der vielen Seitennischen verschwand, um von seinem sicheren Posten aus die wogende Masse vorbei passiren zu lassen. Aber kaum hatte der Ritter sein abgeschiedenes Standquartier bezogen, als ihm ein Blumenmädchen nachschlüpfte. Es bedurfte der Losung nicht, sie hatten sich beide sofort erkannt und begrüßt.

„Bist Du sicher, daß uns Niemand kennt?“ fragte der Ritter mit gedämpfter Stimme.

„Vollkommen,“ erwiderte das Blumenmädchen. Ich habe alles Deinem jüngsten Brief entsprechend arrangirt und ich habe es, wie ich glaube, gut gemacht. Von zu Hause fuhr ich als Waffenträger fort, traf hier unsere Näherin Rosine, als Blumenmädchen verkleidet. Wir wechselten im Parterre die Garderobe. Sie wird von meiner Mutter jetzt bewacht, damit ich mit Dir nicht zusammenkomme. Ich glaube, der freche Mohr, den Du fortwährend hinter ihr siehst, ist der Premierleutenant von Drachenberg, der jedenfalls von meiner Mutter dazu bestellt ist, die Jugend ihrer Tochter zu hüten. Wir

können uns also ungestört bis kurz vor der Demaskirung hier aussprechen. Es ist noch mehr als eine Stunde bis Mitternacht; bis dahin können wir uns vollständig sagen, was wir uns zu sagen haben."

„Unsere Angelegenheit wird sich kurz erledigen lassen. Es hat sich bei mir nichts verändert und ich fürchte, daß es bei Dir nicht anders sein wird. Meine Eltern sind ja keine religiöse Juden, aber in eine Heirath mit einer Christin willigen sie trotzdem so wenig, als Deine Eltern ihre Tochter je mir, dem Juden geben würden. Ich wäre ja längst bereit gewesen, mich Dir zu liebe taufen zu lassen, aber mein Vater droht mir in diesem Falle mit Enterbung, und was hättest Du von einer Verbindung mit einem Millionärsohne, der ein armer Schlucker ist."

„Ja, so ist es," hauchte seufzend das Blumenmädchen, „und doch könntest Du leichter Christ werden, als ich Jüdin. Von den Millionen Deines Vaters wollen wir gar nicht reden. Sie sind unser Unglück. Wären wir nicht reich und glücklich wenn Du arm wärest? Dann würdest Du den Regungen Deines edlen Herzens folgen, die jetzt durch die Geldsäcke Deines Vaters niedergehalten werden. Ich möchte lieber arm und verachtet, aber Hand in Hand mit Dir durch's Leben gehen, als reich und angesehen, ohne Dich. Wenn Du, lieber Arthur, nur aus Rücksicht für mich Deine Enterbung fürchtest, so ist diese Furcht unbegründet."

„Du irrst, theure Christine, die Enterbung fürchte ich allerdings in erster Reihe mit Rücksicht auf Dich, aber es kommen doch noch andere Erwägungen hinzu, die nicht minder gewichtig sind. Glaubst Du, wenn dem reichen Arthur Cohnstamm das Taufwasser seine Millionen weggespielt, daß Deine

Eltern dann ihre Einwilligung zur Verheirathung mit einem armen Christen, nein, mit einem getauften Juden geben werden? Die Kirche mag uns Juden durch die Taufe immerhin als richtige Christen anerkennen, aber für die öffentliche Meinung bleiben wir immer Juden, wenn auch getaufte Juden. Hast Du schon einmal von getauften Christen gehört? So müßte man uns doch nach der Taufe billiger Weise nennen und selbst diese bloße Anerkennung versagt man uns ebenso hartnäckig, von Seiten der Juden wie von den Christen."

Arthur Cohnstamm seufzte tief auf. Christine ergriff beruhigend seine Hand und sagte mit einschmeichelnder Stimme:

„Ich sage Dir ja, wir wollen einmal den leidigen Geldpunkt ganz außer Betracht lassen. Nehmen wir einmal an, er existirte gar nicht, so kannst Du doch leichter Christ werden, als ich Jüdin. Ihr lebt, denkt, fühlt und verkehrt doch das ganze liebe Jahr hindurch wie wir Christen. Ihr besucht christliche Gesellschaften und ladet sie zu euch ein, ihr habt selbst in euren Tempeln christliche Kircheninstrumente, ihr verleugnet ostentativ euere jüdischen Namen, ihr zündet am heiligen Abend den Christbaum an, ihr eßt und trinkt mit den Christen zusammen, was den Juden durch ihre veraltete Religion verboten ist, warum sollten Deine Eltern auf halbem, auf mehr als halbem Weg stehen bleiben und muthlos vor der letzten folgerichtigen Consequenz ihrer ganzen Lebensrichtung zurückschrecken? Ich begreife, daß Deine Eltern die Religion, in der sie geboren sind, nicht wechseln wollen, aber ihren einzigen Sohn können sie im Ernste nicht von dem zurückhalten wollen, wohin doch ihre ganze Lebensrichtung zielt. Das ist eine Caprice, die sie nicht ewig festhalten werden, wenn ihnen Dein Wille sanft, aber entschieden entgegentritt. Meinst Du nicht?"

Da auf die Frage, statt einer Antwort nur ein vieldeutiges Achselzucken folgte, fuhr Christine fort:

„Und nun male Dir einmal den Gedanken aus: Christine von Wanfried, die Tochter des Generalmajor von Wanfried, eine Jüdin! Gäbe es für unsere Familie eine größere Entehrung als die Schmach, daß ihr geliebtes Kind, einen solchen Schritt thäte? Wir sind treu überzeugte Christen, wir verkehren nicht mit Juden und Juden verkehren nicht mit uns; als meine Eltern vor Jahresfrist nur hörten, daß wir uns kennen, gab es eine Scene, die mich einen viermonatlichen Hausarrest kostete. Es ist heute seit vier Monaten das erste Mal, daß ich wieder in die Gesellschaft wie sonst darf. Aber man hat mir Spione nachgeschickt, um jedes Zusammentreffen mit Dir sofort zu verhindern und meinen Eltern zu berichten. Ich habe Rosine verboten, daß sie mit irgend Jemanden ein Wort mehr als im Vorübergehen spricht. Man würde sonst der Maske nachgehen, um festzustellen, ob Du nicht etwa dahinter steckst. Kann ich unter solchen Umständen nicht schwerer Jüdin werden, als Du Christ? Und doch würde ich vor dem Schritt und dem Bruch mit meinen Elstern nicht zurückschrecken, wenn ich nur sicher wäre, daß Deine Eltern dann ihre Zustimmung zu unserer Verbindung geben."

„Das ist es ja eben," bemerkte mit tiefer Nachdenklichkeit der Maltheserritter Arthur Cohnstamm, „daß es aus der Sackgasse, in die wir eingesperrt sind, keinen Ausweg giebt. Da ihr kaum so viele Hunderttausende habt, als wir Millionen, so sieht mein Vater diese Verbindung als eine Mesalliance schlimmster Sorte an, auch wenn Du eine Jüdin wärest. Vielleicht würde ihn die Verschiedenheit des Besitzes aber nicht hindern seine Einwilligung zu geben, wenn er dadurch in ver-

wandtschaftliche Beziehung mit einer Familie von so altem Adel gelangen könnte. Aber daran ist ja nicht zu denken, da Deine Eltern Dich verstoßen würden und von der neuen Judenfreundschaft nichts wissen wollten. Und da meine ich doch, daß uns unser Weg vorgezeichnet wäre. Werde ich Christ, so werde ich enterbt und bin von meinen und Deinen Eltern verstoßen. Heirathe ich Dich als Christin, so ist dasselbe der Fall. Wenn Du Dich aber entschließen könntest, Jüdin zu werden, so würde mein Vater in unserer Verbindung nur eine Mesalliance erblicken, die aber keine Enterbung zur Folge haben würde. Ein solches Opfer kann ich jedoch nicht von Dir verlangen, denn Jahre würden doch darüber hingehen, bis meine Eltern wieder besänftigt werden." —

„Himmel, es schlägt dreiviertel auf zwölf, ich muß Rosine aufsuchen und kann keinen Augenblick mehr verlieren, sonst wird unser Geheimniß verrathen. — Schreibe mir an die bisherige Adresse, und ich werde es auch so machen. So viel steht fest, es muß einer von uns beiden seine Religion wechseln, wir werden uns darüber noch brieflich verständigen. Leb' wohl!"

II.

Acht Tage nach dieser Begegnung treffen wir Fräulein Christine von Wanfried in der Lernstube des greisen Rabbiners S.

„Ehrwürdiger Herr," begann Christine, „ich möchte Jüdin werden und bitte Sie mir die Bedingungen mitzutheilen, unter welchen ich in's Judenthum eintreten kann."

Sie hatte diese Worte mit fieberhafter Hast, aber in einem Tone gesprochen, aus dem die Gewißheit klang, daß man

sie mit offenen Armen als Jüdin begrüßen würde. Wie war sie daher erstaunt, als sie gar keine große Freude über diesen Entschluß bei dem Greise gewahren konnte! Leutselig erwiderte der Greis:

„Wie ich aus Ihrer Visitenkarte ersehe, gehören Sie einer bekannten Familie von altem Adel an; was veranlaßt Sie zu einem so bedeutungsvollen Schritte?"

„Ich möchte einen jüdischen jungen Mann heirathen, den ich von ganzem Herzen liebe, dessen Eltern aber nicht in eine Ehe mit einer Christin willigen."

„Ah, ich ahnte so etwas; nachdem Sie mir nun meine Ahnung selber als zutreffend bestätigen, erkläre ich Ihnen, Sie können niemals Jüdin werden."

„Warum nicht?" fragte Christine erstaunt.

„Unsere Religion gestattet die Aufnahme von Proselyten nur in seltenen Fällen. Ich bin heute über siebzig Jahre alt, aber von den vielen, welche mich im Laufe der Jahre um Aufnahme in den Bund Abrahams ersuchten, habe ich nicht eine einzige Person gefunden, die die erforderliche Qualifikation gehabt hätte."

„Und was wären die Bedingungen, die Ihre Religion verlangt?" fragte etwas schnippisch Christine.

„Zunächst muß die Gewißheit vorhanden sein, daß die Liebe zur Wahrheit, wie sie das Judenthum lehrt das einzige Motiv für den Religionswechsel ist. Die bloße Behauptung, von diesem Motiv beseelt zu sein, darf dem gewissenhaften Rabbiner nicht genügen. Es gehört oft eine schwierige, langjährige Beobachtung dazu, um über alle Zweifel festzustellen, daß es nur die Liebe zum Judenthum ist, welche einen solchen Entschluß zur Reife gebracht hat."

„Wer sagt denn, daß ich keine Liebe zum Judenthum hätte?“ —

„Sie selber, mein gnädiges Fräulein, sagten es mir ja, daß es die Liebe zu einem jüdischen jungen Manne ist, die Sie bestimmt. Das Judenthum können Sie schon deshalb nicht lieben, weil Sie es nicht kennen. Werden Sie aber erst die Ansprüche kennen lernen, die es an seine Bekenner stellt, so wird die Schwierigkeit, ihm gerecht zu werden, gewiß alles andere leichter zur Folge haben, als Liebe. Jedoch selbst angenommen, Sie würden das Judenthum auch wirklich lieben, o, würden Sie es eben nur a u c h lieben. Ihre erste Liebe gehörte Ihrem Geliebten und sie bliebe doch das erste und wahrscheinlich einzige Motiv Ihres Interesses für das Judenthum. Deshalb ist für Sie jede Möglichkeit ausgeschlossen, je Jüdin werden zu können.“

„Gestatten Sie mir noch eine Frage?“

„Gewiß, ich stehe gerne zu Ihren Diensten.“

„Wenn Sie die Ueberzeugung erlangt hätten, daß ausschließlich die Anhänglichkeit an das Judenthum meine Bekehrung zu ihm bestimmt, würden Sie mich dann aufnehmen?“

„Auch dann könnte ich Ihrem Wunsche nicht ohne weiteres entsprechen. Dann wäre es meine Pflicht, Sie auf die weitgehendsten Folgen aufmerksam zu machen, die ein solcher Schritt für Sie haben muß. Sie verlassen die herrschende Staatsreligion, in welcher Sie geachtet und geehrt dastehen und schließen sich einer Religion an, deren Bekenner so viele Zurücksetzungen, Kränkungen und selbst Verfolgungen gerade wegen ihres religiösen Bekenntnisses zu erdulden haben. Warum sollten Sie das thun? Wenn Sie Ihrer Religion treu bleiben und ihren Satzungen gemäß einen frommen Lebens-

wandel führen, so können Sie des einstigen Lohnes der ewigen Seligkeit sicher sein, nach der Lehre des Judenthums. Es verdammt nicht die Bekenner anderer Religionen, es lehrt vielmehr, daß die Frommen aller Völker Antheil am künftigen Leben haben. Warum sollten Sie sich das Leben dieser Welt so leichthin verkümmern? Für uns, die wir als Juden geboren sind, wäre das Vertauschen der Väterreligion mit einer anderen, allerdings ein schweres Verbrechen. Aber für Sie liegt kein Grund vor, Ihre Religion aufzugeben und die Erschwerungen mit der Verantwortlichkeit hinzunehmen, die sich an Ihren Eintritt in das Judenthum knüpfen würden. Für uns, die wir darin geboren und erzogen wurden, verdienen diese Erschwerungen kaum diesen Namen, aber wenn Sie sich diesem Regime unterziehen wollten, in Speise und Trank, was die Heilighaltung der Sabbate und Feiertage und viele andere Satzungen betrifft, Ihnen müßte es in der That schwer, wenn nicht geradezu unmöglich sein, allen diesen Verbindlichkeiten gerecht zu werden. Wollten Sie aber die betrübend große Zahl der Juden noch vermehren, die es nur dem Namen nach sind, die sich aber in Wirklichkeit über die Satzungen ihrer Religion hinwegsetzen, dann mögen Sie vor dem strafenden Unwillen desjenigen zittern, der ein solch frivoles Spiel mit dem Allerheiligsten nicht ungeahndet lassen wird!"

„Verzeihen Sie, ehrwürdiger Mann, ich bin ganz überrascht über jedes Wort, das ich von Ihnen höre. Ich sehe wohl ein, daß man seine Religion nicht wechselt wie ein Kleid, aber ich begreife nicht, wie Sie Jemand abwendig machen können, von einer Religion, von deren Wahrheit und Vortrefflichkeit Sie doch selber am meisten überzeugt sein müssen?"

„Was einem lieb ist und theuer, drängt man anderen nicht auf. So handelt man selbst nicht bei materiellen Gütern, um wie viel mehr bei idealen. Seine schlechte Waare muß der Kaufmann anpreisen, die gute spricht durch ihren eigenen Werth und wird dem Käufer um so erstrebenswerther, je lieber der Kaufmann sie für sich behalten möchte."

„Aber Sie glauben doch an die Wahrheit und Vortrefflichkeit Ihres Judenthums. Sie müssen demnach doch annehmen, daß dasselbe einmal Gemeingut der ganzen Menschheit werden wird, wie sollte das je möglich sein, wenn alle so handeln wollten, wie Sie jetzt mir gegenüber handeln?"

„Lächelnd erwiderte der Rabbiner: „Ich kenne einen sehr reichen, geizigen Mann, der noch nie einen nach Hilfe Suchenden mit einer Gabe erfreute. Ein dreister Armer, welcher ebenfalls mit der stehenden Redensart: „Ich gebe prinzipiell nichts!" abgewiesen worden war, fragte darauf den Geizhals: Sie geben doch zu, daß das Geld ein Kommunikationsmittel ist, daß es lediglich den Zweck hat, den geschäftlichen Verkehr zu vermitteln und zu erleichtern, daß es diesen Zweck verfehlt, so lange es in eisernen Truhen todt daliegt, daß es ihn erst erfüllt, wenn es in lebendigem Verkehr unter den Leuten circulirt; wenn aber alle Welt mit ihrem Gelde so an sich halten wollte, wie Sie, wie würde das Geld seinen Zweck als Verkehrsmittel erfüllen, wie käme es unter die Leute? Der Geizhals schmunzelte und meinte, er wäre der glücklichste Mensch der Welt, wenn ihn keine Sorgen quälten als diese. Sie sei aber jedenfalls nicht stark genug, um ihn zu bestimmen, sein Geld unter die Leute zu werfen. Wenn aber dem Frager diese Frage keine Ruhe lasse, so könne er ihm versichern, daß schon anderweitig dafür gesorgt sei, daß das Geld in's Rollen und in die Welt käme. — Sehen

Sie, verehrtes Fräulein, ich bin auch ein Geizhals dieses Schlages, der fest an seinen heiligen idealen Gütern hängt. Ob und wie diese einst unter die Welt kommen, das hat mir noch wenig graue Haare gemacht. Das überlasse ich dem, zu dessen Ehre ich dieses heilige Gut treu bewahre."

„Dann müssen aber nach Ihrer Ansicht auch alle unsere Missionsbestrebungen tadelnswerth sein, und Sie werden doch den segensreichen Erfolg nicht bestreiten, den diese Verbreitung des alten und neuen Testaments unter den Heiden und Wilden zu verzeichnen hat?"

„Wenn ich ihn auch bestritte, so brauchte für Sie das Urtheil eines Rabbiners über spezifisch christliche Angelegenheiten nicht maßgebend zu sein. Aber ich bestreite ihn nicht einmal. Man mag über Christenthum und Judenthum denken, wie man immer will, daß das letztere vielseitigere und größere Anforderungen an seine Bekenner stellt als das erstere, daß das Judenthum schwerer zu erfüllen ist, als das Christenthum, darüber dürften alle einig sein. Wenn ich also wirklich der Ansicht wäre, daß das Judenthum einst Gemeingut der ganzen Menschheit würde, so könnte ich mich der Verbreitung des Christenthums unter den Heiden nur freuen und müßte darin einen großen erfreulichen Fortschritt erblicken."

Christine hatte gehofft, den Rabbi zu einer Verurtheilung einer christlichen Einrichtung zu drängen, um daran wiederholt die Bitte zu knüpfen, ihr doch von der Lossagung von einer solchen Religion behilflich zu sein. Aber die kluge, duldsame Sanftmuth des ehrwürdigen Greises hatte sie so vollständig entwaffnet, daß sie die religiöse Disputation aufgab und wieder versuchte, direkt auf ihr Ziel loszusteuern.

„Wie können Sie aber behaupten," fragte sie plötzlich,

„daß der Eintritt in's Judenthum so schwer ist, erst vor wenigen Wochen hat doch Fräulein Zugmüller von der großen Oper sich zum Judenthum bekehrt, um einen jüdischen Herrn zu heirathen?"

„Es ist mir darüber nichts Näheres bekannt, obwohl ich hörte, daß die Zeitungen über den Fall berichteten. Ich hatte damit nichts zu thun, ich weiß nicht einmal, ob die Aufnahme hier erfolgt ist. Vielleicht, daß der Prediger der Reformgemeinde die Sängerin aufgenommen hat. Derselbe hat wenigstens schon Proselyten in's Judenthum aufgenommen."

„Es giebt also bei Ihnen auch verschiedene Judenthümer, wie das Christenthum in Konfessionen getheilt ist? Das ist mir neu; und wie heißt der Rabbiner der reformirten Konfession?"

„Er heißt Dr. J. in der . . . . . straße, unmittelbar neben dem neuen Tempel."

„Ich bin Ihnen für diese Mittheilung sehr dankbar," sagte Christine, indem sie sich erhob. „Ich glaube, daß ich dort rascher zum Ziele kommen kann."

„Vielleicht!" erwiderte ernst der Rabbi. „Sie sind jung und von einer Leidenschaft erfüllt, die auch erfahrene Leute unfähig machen könnte, die Wahrheit zu erkennen. Nehmen Sie von einem alten Manne einen ernsten Rath an und treiben Sie kein frivoles Spiel mit dem Allerheiligsten! Brechen Sie nicht mit der Religion Ihrer Eltern und mit diesen selbst und zittern Sie davor, das Bekenntniß einer anderen Religion zu heucheln; das wird nicht ungestraft bleiben!"

„Besten Dank für Ihren freundlichen Rath, entschuldigen Sie die Störung!"

Mit diesen Worten verließ sie den Rabbi und ließ ihre Droschke direkt zu Dr. J. fahren.

III.

Herr Dr. J. war ein liebenswürdiger, kahlköpfiger, glattrasirter Herr, der sich ungemein von dem hohen Besuche des adeligen Fräuleins geschmeichelt fühlte. Als Christine ihm den Zweck ihres Besuchs erzählt hatte, reichte er ihr väterlich die Hand, beglückwünschte sie zu dem heroischen Entschlusse das Judenthum anzunehmen und versprach ihr in allen Beziehungen hilfreich zur Seite zu stehen. Er wolle sie selber unterrichten und alles thun, um sie möglichst bald ihren Zielen entgegen zu führen.

Christine hatte nun verschiedene Bedingungen zu stellen. Erstens solle die Sache zunächst strenges Geheimniß bleiben. Sie wollte ihren Geliebten mit ihrem Judenthume überraschen. Seine Eltern hatten ihm nämlich die Mittheilung gemacht, daß sie ihn demnächst verheirathen wollten. Er hatte dieselben gebeten, ihm noch vier Wochen Frist zu gönnen. In dieser Zeit wollte er mit seiner Geliebten den Plan entwerfen, wie sie sich beide der elterlichen Gewalt entziehen und ihre Verbindung auf eigene Faust perfekt machen könnten. Er hatte einen Plan ausgedacht, den er aber nicht dem Papier anvertrauen wolle, es sollte eine Ueberraschung für ihre nächste Zusammenkunft sein, die auf den 15. März im Café Tivoli festgesetzt war. Daß sie bis dahin vollkommen Jüdin sei und sich durch ein Zeugniß des Rabbiners ausweisen könne, war ihr Hauptbedingung.

Einen besseren Beweis ihrer opferbereiten Liebe und Treue konnte sie ihrem Geliebten nicht geben.

Auch darin willigte Herr Dr. J. Christine nahm angeblich jeden Nachmittag einen soeben eröffneten Cursus im Sticken und Nähen mit, um ihre Eltern über ihre Abwesenheit vom Hause zu täuschen. In Wirklichkeit genoß sie aber in dieser Zeit den Religionsunterricht des Herrn Predigers der Reformgemeinde. Als alle Formalitäten erledigt waren, theilte Herr Dr. J. seiner Convertitin auch mit, daß man in früherer Zeit es rigoroser mit der Aufnahme von Proselyten genommen hätte. Ihm genüge ihre eidliche Versicherung daß sie in aller Zeit und Fahrniß treu dem Judenthume angehören wolle; einen Eid, den Christine auch ohne langes Besinnen leistete. Sie hätte auf Verlangen ein halbes Dutzend Eide geschworen, wenn sie ihre Sache so glatt und rasch erreichen konnte.

Schon drei Tage vor dem 15. März waren alle Förmlichkeiten erledigt und Christine hatte es schwarz auf weiß in der Tasche, daß sie nun Jüdin sei. Sie hieß nunmehr Sara. Sie brannte vor Begierde diese Bescheinigung ihrem Arthur bei ihrem bevorstehenden Rendez-vous zu überreichen. Der 15. März kam heran. Sie ging wie gewöhnlich in die Straße, in welcher der angebliche Stick-Cursus abgehalten wurde, nahm dort eine Droschke und fuhr in's Café Tivoli. Schon von der Ferne sah sie ihren Arthur sehnsüchtig nach ihr ausblicken. Noch wenige Minuten und sie lagen sich in den Armen.

„Liebe Christine, ich habe Dir eine bedeutsame Ueberraschung mitzutheilen, die, wie ich hoffe, unser Geschick günstig wenden wird; ich habe mich taufen lassen, ich bin jetzt Christ und nichts hindert — —"

Weiter konnte Arthur nicht sprechen; denn Sara fiel in einen lauten Schrei ausstoßend in ihren Fauteuil zurück und starrte ihren Geliebten sprachlos an.

„Wenn ich geahnt hätte, daß Dich ein Religionswechsel so aufregt, hätte ich ihn Dir sicher nicht als Ueberraschung mitgetheilt. Aber ich glaubte Dir eine große, die größte Freude zu bereiten und nun, was ist es, was Dich so entsetzt?"

Statt jeder Antwort griff Christine in ihre Tasche und überreichte den Schein des Rabbiners. Nun war die Reihe sich zu entsetzen auf Seite Arthurs. Abergläubisch wie er war, erblickte er in diesem Vorgang ein böses Omen. Aber einige Gläser Champagner genügten, um alle Bedenken fortzuspülen. Das Pärchen beredete sich das Opfer, das sie gegenseitig sich gebracht, beweise, wie sehr sie zusammen gehören. Sie verließen noch an demselben Nachmittag mit dem Schnellzug ihre Vaterstadt, verabschiedeten sich brieflich von ihren Eltern und fuhren nach Belgien, wo sie in der That niemals entdeckt wurden.

* *
*

Einige Tage, kurz vor Peßach vorigen Jahres kam unsere Putzfrau mit verweinten Augen zu mir und fragte mich, ob ich die große Gnade haben wollte, ihr zehn Mark von ihrem Arbeitslohn vorauszahlen zu wollen. Sie habe drei kranke Kinder zu Hause liegen, von welchen eins mit dem Tode ringt und sie könne ja Tags über nicht einmal bei ihren kranken Kindern bleiben, denn sie müsse unabläßig das kärgliche, tägliche Brod verdienen.

„Und Ihr Mann?" fragte ich.

„Mein Mann ist schon seit drei Jahren todt; er hatte sich dem Trunk ergeben und erlag dem Säuferwahnsinn."

Ich gab ihr die zehn Mark und ersuchte sie mir eine Quittung darüber auszustellen. Sie kam dem nach und unterzeichnete dieselbe: Sara von Wanfried.

Sind Sie von Adel," fragte ich, „davon haben Sie uns ja nie etwas gesagt?"

Daraufhin erzählte sie mir die obige Geschichte, und die ganze Kette von Unglücksfällen und Leiden, die ihr ganzes Leben ausmachten und sie immer tiefer und tiefer sinken ließ.

„Ich bin heute," so schloß sie mit von Thränen erstickter Stimme, „eine arme Putzerin, die geplagte Mutter dreier kranker Kinder. Aber andere Arme hält der Gedanke an Gott aufrecht. Ich bin dagegen eine Heidin, die Religion meiner Eltern habe ich abgeschworen und die der Juden zum Schein angenommen, meine armen Kinder sind Heiden; mein Arthur ist todt, meine Eltern sind todt und aus den Tagen meiner heiteren, sonnigen Jugend klingt mir Tag und Nacht, früh und spät, der Mahnruf des großen Rabbi nach:

„Treiben Sie kein frivoles Spiel mit dem Allerheiligsten, das wird nicht ungestraft bleiben!"

XI.

Ein Jedermahl vor fünfzig Jahren.

Luft um das „Fest unserer Freiheit" war es, als im Jahre 48 der Freiheitssturm in Frankreich losbrach und durch ganz Europa raste. Ich glaube, daß die wichtigsten Erschütterungen und Umwälzungen, die sich je vollzogen, immer in die Märztage, d. h. in die Jahreszeit fielen, in welcher auch alljährlich die Befreiung der Natur von dem Banne des Winters sich vollzieht, und um welche Zeit ja auch vor Jahrtausenden die jüdische Freiheitsstunde schlug.

Der Freiheitssturm vor fünfzig Jahren hat viel verrottete Vorurtheile, viel Unrecht und viele Gewalt hinweggefegt, aber er hat auch die Tiefen des Volkslebens aufgewühlt und dabei vielen Schlamm zu Tage gefördert, indem er die niedrigsten Instinkte entfesselte. Die Juden, diese ältesten Bannerträger der Freiheit, hatten von den Geburtswehen der jungen Freiheit überall zu leiden, besonders aber im Elsaß, dem Lande, das den französischen Freiheitssturm aus erster Hand hatte und seiner elementaren Macht daher am meisten ausgesetzt war. Außer dem Mißjahr, das dem Jahre 48 vorangegangen war, enthielten die eigenartigen sozialen, politischen und ökonomischen Zustände im Elsaß Keime der Mißstimmung und Unzufriedenheit in reicher Fülle, die unter dem Strahl der aufgehenden Freiheitssonne als blutige Drachensaat aufgingen. An den wehrlosen Juden kühlten die Mißvergnügten und Unzufriedenen des großen Trosses ihr Müthchen zuerst.

Plündernd und oft auch mordend zogen ganze Banden bewaffneter Müßiggänger von Dorf zu Dorf und entschuldigten ihre Freiheiten durch die Freiheit, deren Aera nun angebrochen sei.

Am Erew Peßach des Revolutionsjahres verbreitete sich in der damals noch zahlreichen Gemeinde des Dorfes U. das Gerücht, daß ein Haufen „Aufrührer" im Anzug sei. Es schwirrten aber damals so viele Gerüchte umher, die sich dann als haltlos erwiesen, daß man der Nachricht anfänglich keinen Glauben beimaß. Aber, als man eben am Abend sich anschickte, in die Synagoge zu gehen, kam der Frachtfuhrmann Braun mit seinem Fuhrwerk in's Dorf gefahren und bestätigte die Nachricht. Sie waren seinen Pferden in die Zügel gefallen und wollten den Wagen plündern. Aber der Anführer der Rotte meinte, es sei eine Thorheit, jetzt sich mit der schweren Beute zu belasten, da sie ja in einer Stunde ohnedies im Dorfe seien und er Fuhrmann fahre ihnen die schweren Frachtstücke bequemer hin, als sie von den Aufständigen befördert werden könnten. Sie begnügten sich mit einem Faß Wein, das sie vom Wagen rissen und das sie auf offener Landstraße austranken.

„Der Trunk," meinte der alte Frachtfuhrmann, „wird sie schon einige Stunden aufhalten, aber in zwei bis drei Stunden sind sie sicher da. Sie haben jedes Stück aufgeschrieben und mich zu erschießen gedroht, wenn ein einziges Frachtstück bei ihrer Ankunft fehlt."

„Wie stark schätzt Ihr den Haufen?" fragten die bestürzten Synagogenbesucher.

Es sind zum wenigsten zweihundert Mann, zum Theil mit Flinten und Pistolen, größtentheils aber mit Aexten, Sensen und Dreschflegeln bewaffnet. Auf Euch Juden haben

sie's zu allererst abgesehen. Sie wissen, daß ihr heute Ostern habt, und daß sie euch heute Abend alle zu Hause treffen."

Die jüdische Bevölkerung des Elsaß war selbst in damaliger Zeit, in welcher alle Gemeinden und ihre einzelnen Mitglieder treu an Gott und seinem Gesetz festhielten, durch ihre aufrichtige Frömmigkeit und ihr rückhaltloses Gottvertrauen ausgezeichnet. Aber unter den Frommen und Wackeren hatten sich die Mitglieder der Gemeinde U. jederzeit als die Frömmsten und Wackersten bewährt.

Die Synagogenbesucher waren unschlüssig, ob sie in die Synagoge gehen oder nicht lieber nach Hause zurückeilen sollen, um ihre Habseligkeiten zu bergen und sich so gut als möglich zu vertheidigen.

„Wir gehen einmal zuerst alle in Schul," rief der Parnes den Unschlüssigen zu, „das Uebrige wird sich dort finden."

Der Parnes, Schmul Löb, war ein hochbetagter Greis, der durch seine Lebensklugheit, Biederkeit und einen für die damalige Zeit ansehnlichen Wohlstand sich eines großen Einflusses erfreute, den er jederzeit zu Gunsten seiner Gemeinde in selbstloser Weise geltend machte.

Alles folgte dem Vorsteher in das Gotteshaus, und als alle dort versammelt waren, schien man unter der Wucht des drohenden Ueberfalles, den Zweck des Gotteshauses, das Gebet, für einen Augenblick ganz zu vergessen. Laut und wirr wogte die Diskussion über die Maßnahmen, die jetzt zu treffen wären.

Da trat der Parnes auf den Almemor und sofort beruhigten sich die erregten Gemüther. Da gab's kein Pathos und keine Rhetorik, sondern im Lapidarstyl verkündete in der

üblich Jüdisch-Elsässischen Mundart der Vorsteher seiner Gemeinde:

„Jetzt wird Mincho geort, Erube Chazeros gemacht, Maarif geort, ganz wie sonst. Dann gehen alle Lechajim ulscholaum heim und bringen ihre Sachen in Sicherheit. Dann bewaffnet sich jeder, und die Männer kommen alle in mein Haus, bewaffnet, so gut wie es jedem möglich ist. Die Frauen, Kinder und alten Leute bleiben daheim. Die Aufrührer kommen von S. her. Das erste jüdische Haus, an dem sie vorbei müssen, ist eures, Aron Nier. Ihr seid ein armer Kazef (Metzger), da wissen die Aufrührer, daß nicht viel zu holen ist. Bei mir werden sie ohne Zweifel anklopfen und da sollen sie dann eine Gegenwehr finden, auf die sie nicht gerechnet haben. Mit Gottes Hilfe werden wir sie zum Dorf hinausjagen. Der Fuhrmann Braun wird noch einige ordentliche Christen bitten, daß sie ihm und uns beistehen. Jetzt, Rabbi Itzig, fangt Mincho an."

Der Chasan, Reb Itzig, folgte seinem Vorsteher und wenige Minuten später war die Gemeinde in ihr Gebet so vertieft, als ob es außerhalb ihres Gotteshauses keine Welt mehr gäbe, die ihr mit Plünderung und Tod drohte. Dann folgte Erube-Chazeros.

Das Brod, das heute die Menschen verfeindet und aus Brüdern Rivalen und Conkurrenten macht, führte unsere Altvorderen durch die Erube-Chazeros-Institution symbolisch und thatsächlich zusammen. Das Gotteshaus, das die zeitgenössischen Besucher in sich befehdende Parteien sondert, war den Vätern ein Bes-Hakneses, die Stätte, welche sie sammelte und brüderlich einte, und die dünnen, unscheinbaren Erub-Drähte erwiesen sich für den festen Zusammenschluß aller Gemeinde-

mitglieder zu einem einheitlichen Ganzen, besser, als die quadersteinenen Prachtbauten und die vergoldeten Kuppeln der modernen Tempel.

Dies alles vollzogen die Alten so plan und schlicht, daß sie außer dem Segensspruch und der den Zweck der ganzen Institution darlegenden Sätze nicht viel Worte darüber verloren. Aber diesmal ließ sich's Reb Itzig nicht nehmen und knüpfte an den Akt einige der augenblicklichen, kritischen Lage entsprechenden Worte. Dann wurde das Maarifgebet mit besonderer Andacht gebetet, und die Beter begaben sich nach Beendigung desselben nach Hause, um die Anordnungen des Vorstehers auszuführen. Kaum eine halbe Stunde später hatten sich alle wieder in der Behausung des Vorstehers versammelt, so gut und so schlecht bewaffnet, als es eben in der kurzen Zeit möglich war.

Drei handfeste junge Leute wurden nach der Richtung von S. ausgesandt, um die Ankunft der Aufrührer auszukundschaften und sie rechtzeitig zu signalisiren. Inzwischen musterte der Parnes die erschienenen Anwesenden. Alle hatten sich pünktlich eingefunden, bis auf einen einzigen Mann. Er war derjenige, der am nächsten wohnte, der also am ersten hätte da sein können; der Metzger Nier.

„Wo nur der Nier bleibt?" fragte unruhig der Parnes, „es wird ihm doch nichts passirt sein?"

„Was sollte ihm auch widerfahren sein," erwiderte einer der Anwesenden, „er war ja frisch und munter bei uns in Schul. Aber er ist sonst immer pünktlich auf dem Platz, es ist wirklich ungewöhnlich, daß er gerade fehlt."

„Es sollen einmal drei Leute hingehen und sich nach ihm umsehen," meinte der Parnes. Die drei Leute, welche der

Thüre zunächst waren, leisteten dieser Aufforderung sofort Folge. Sie machten sich mit ihren Aexten und Stöcken auf den Weg nach dem nur wenige Schritte entfernten Häuschen Nier's, das sie, wie an jedem Jomtof, hell erleuchtet fanden. Das war den Rekognoscirenden schon auffallend, da alle verabredet hatten, ihre Häuser unerleuchtet zu lassen, um durch das Licht die Heranstürmenden nicht besonders auf die jüdischen Häuser aufmerksam zu machen.

Als sie aber näher an das Häuschen kamen und durch die in kaum halber Mannshöhe vom Boden entfernten Fenster blickten, da sahen sie die ganze Familie heiter und wohlgemuth am Sedertische sitzen. Sie traten so ungestüm ein, daß die Kleinen erschreckt die Köpfe umwandten, in der Meinung, die Aufrührer seien wirklich schon da.

Der Hausherr und die Hausfrau aber erhoben kaum den Blick aus ihrer Peßach-Hagada. Zum Worte konnten sie gar nicht kommen, denn die Eintretenden hatten in heftiger Erregung die Thüre aufgerissen und frugen an der Schwelle:

„Seid Ihr nicht recht gescheidt, Aron, wißt Ihr denn nicht, daß die ganze Gemeinde beim Parnes versammelt ist, und man auf Euch allein wartet, und Ihr setzt Euch ruhig zum Seder hin, als ob gar nichts in der Welt vorginge?"

Aron Nier war ein schlichter Metzger, aber er besaß einen feinen Takt und die richtige Bildung des Herzens, die man aus keinem Komplimentirbuch erlernen kann, vor allen aber zeichnete ihn ein tiefreligiöses Gemüth aus, wie man es selten in dieser Reinheit und Tiefe bei Leuten seines Standes findet. Als Beweis seiner ungewöhnlichen Frömmigkeit mag die eine Thatsache gelten, daß er einmal den Schächter bei dem Rabbiner verklagt hatte, weil schon ein halbes Jahr lang kein

bei ihm geschächtetes Thier von dem Schächter für trepha erklärt wurde.

„Gut Jomtof, Rabbaußai!" rief er den Freunden entgegen. „Ihr habt in der Eile ganz vergessen, uns Gut Jomtof zu wünschen, wollt Ihr nicht mit uns am Seder theilnehmen?"

„Wir am Seder?" Wenn wir den Seder geben könnten, hätten wir es zu Hause gethan, seid Ihr von Sinnen und wißt Ihr wirklich nicht, was vorgeht?"

„O, gewiß weiß ich es, aber seid tausendmal mauchel und legt doch Eure Aexte und Stöcke an Jomtof aus der Hand; Ihr wisset doch, daß man heute nicht damit hantieren darf. Wenn der Feind da ist, wenn Lebensgefahr vorliegt und Ihr dann die Waffen zu Eurem Schutz nöthig habt, dann mag's wohl erlaubt sein; aber einstweilen ist ja noch gar kein Feind da, und Ihr entweiht schon im voraus den heiligen Jomtof."

„Wollt Ihr wieder etwas Apartes für Euch vorausshaben? Die ganze Gemeinde erwartet bewaffnet beim Parnes die Rebellen, zunächst aber Euch; wollt Ihr mitkommen, so ist's gut, wollt Ihr Euer Leben weiter freventlich auf's Spiel setzen und an Eurem Sedertisch bleiben, so wollen wir es den anderen berichten, damit Jedermann weiß, Aron Nier hat sich in der Stunde der Gefahr von der Gesammtheit losgesagt!"

„Ich habe mich nie von der Gemeinde getrennt, aber ich glaube, daß sich unsere heilige Gemeinde in diesem Augenblick von der großen jüdischen Gesammtheit lossagt, und daran möchte ich kein Theil haben. Soweit der Vollmond leuchtet und die Sterne funkeln, wo unterm weiten Himmel in dieser Stunde jüdische Seelen athmen und jüdische Herzen schlagen, sitzt alles am Seder und dankt Gott für die Erlösung aus der

Knechtschaft in Mizrajim. Nur in U. giebt man keinen Seder, und warum? Weil vielleicht Feinde kommen und über uns herfallen könnten. Und wenn sie wirklich kämen? Lebt denn unser alter Gott nicht mehr? Steht's nicht da in unserer Peßach-Hagada, daß dies es ist, was uns und unsere Vätern beigestanden hat? Ist denn das nur einmal vorgekommen, daß einer aufgestanden ist, uns zu vernichten, stehen sie nicht in jeder Zeit uns zu vernichten bereit und der Heilige, gepriesen sei Er, hat uns noch immer von ihrer Hand gerettet? Und da sollt ich meinen Sederabend mir und meiner Familie stören lassen? Haben wir denn heute Abend nicht Lel Schimurim, die Nacht der besonderen Gotteshut, und da sollten wir statt von Gott, gepriesen sei Er, von einem sterblichen Menschen und von Stöcken und Aexten Schutz erwarten? Diesmal hat unser Parnes ganz gewiß nicht Recht, wenn er es auch noch so gut meint. Die Gemeinde mag über mich denken, wie sie immer will, ich und mein Haus wollen Gott dienen und auf unsere Stöcke nicht vertrauen."

So beredt hatten die drei Abgesandten Aron Nier noch nie gehört. Beschämt schlichen sie sich fort und erzählten der harrenden Gemeinde, was sie soeben vernommen. Aber in der Nier'schen Familie wurde die Peßach-Hagada ganz wie sonst zu Ende gelesen, die Pokale wurden gefüllt und geleert, das armselige Brod, wie es die Väter aßen, und die bitteren Kräuter wurden nach Vorschrift genossen, das Essen wurde aufgetragen und dann das Tischgebet gesprochen. Man schien den Feind ganz vergessen zu haben, an dem Nier'schen Familientisch wenigstens. Nach dem Tischgebete öffnete der zehnjährige Josef dem Brauche gemäß die Thüre und warf bei dieser Gelegenheit einen scheuen Blick in der Richtung nach S.

zu; aber es war keine Spur des herannahenden Feindes zu erkennen. Die Thüre wurde wieder geschlossen, wieder von einem Blick in die Nacht hinein begleitet, aber ebenfalls ohne etwas Beunruhigendes zu gewahren.

Um so unruhiger ging es bei der versammelten Gemeinde im Hause des Parnes zu. Der Bericht der drei Abgesandten hatte im ersten Augenblick einen unverkennbaren Eindruck auf die Versammelten gemacht. Aber dann fanden sich einige Superkluge, daß Aron Nier schon von jeher etwas Besonderes habe, daß man nicht zu fromm sein solle, daß man einer solchen Gefahr gegenüber das Seinige thun müsse und sich nicht auf Wunder verlassen dürfe, und wie die Reden alle waren. Aber trotz dieser Ablenkung befand sich die Gemeinde in fieberhafter Aufregung, je länger die Ankunft der Anführer auf sich warten ließ. Man ging an's Fenster, andere stiegen auf den Speicher, wo durch die Dachlucke ein größerer Fernblick möglich war, aber noch immer war keine Spur wahrzunehmen.

Da, nach mehr als zweistündigem Harren, kamen unvermerkt die Kundschafter aus einer Seitenstraße und brachten die Nachricht, daß die Rotte im Anzug sei und jede Minute in's Dorf einrücken könne. Sie hatten auf Seitenpfaden im Walde die Stelle erreicht, an welcher sich die Wegelagerer noch bei dem geraubten Faß Wein gütlich thaten und konnten gedeckt durch das Dunkel der Nacht und des dichten Tannenwaldes auf beiden Seiten der Hauptstraße genau die Bewegungen und Maßnahmen der Plünderer verfolgen. Diese hatten beschlossen, in aller Stille in's Dorf einzuziehen und erst auf dem Marktplatz mit lauten Trompetenrufen das Signal zur Plünderung der Judenhäuser zu geben. Im ganzen Dorf brannte kein Licht, auch die christlichen Hausbesitzer hatten es für gerathen

gehalten, ihre Häuser frühzeitig zu schließen und die Lichter auszulöschen, um nicht die Aufmerksamkeit des Gesindels auf sich zu lenken.

Aron Nier's Haus war das einzige, welches in festlichem Lichtglanze in die Gasse hineinstrahlte. Leise kamen die wilden Gesellen in's Dorf und machten unwillkürlich an dem erleuchteten Nier'schen Häuschen Halt.

Seine Insassen hatten keine Ahnung von dem, was draußen vorging, sondern sangen mit lauten, hellen Stimmen in die Nacht hinein: Allmächtiger Gott, nun bau dein Tempel schiere!

„Halt!" rief der rothe Hannes mit verhaltener Stimme dem von ihm geführten Haufe entgegen. „Keinen Laut! wir wollen einmal hören, was sie drinnen singen!"

Leise trat er mit vier, fünf seiner Gesellen an die niederen Fenster und warf einen Blick hinein. Da saß der Hausvater und ihm zur Seite die Mutter mit ihren acht Kindern um den weiß gedeckten Tisch. Auf dem Tische lagen die wenigen Kostbarkeiten, welche die arme Familie hatte. Zwei silberne Löffel, welche sie als Hochzeitsgeschenk erhalten hatten, eine silberne Taschenuhr und eine Esrogschale aus geschliffenem farbigen Glase. Aber mehr als diese Kleinodien leuchtete die biedere Frömmigkeit und die gottselige Festesfreude aus den Mienen jedes Theilnehmers dieser Tafelrunde, vom Vater bis zu dem Säugling, den die Mutter an die Brust schmiegte. Und die herrlichen Weisen des Festgesanges schallten so innig und rein hinaus in die Nacht, daß die wilden Gesellen von dem, was ihr Auge sah und ihr Ohr hörte, in tiefster Seele ergriffen wurden.

„Wer hätte das gedacht," sagte der lange Dietrich aus dem drei Stunden entfernten H. leise zu dem rothen Hannes,

„daß das derselbe Aron Nier ist, den wir sonst nur in seinem blauen Kittel auf dem Viehmarkt zu sehen bekamen!"

„Ein Tropf wie Du, sieht nur den blauen Kittel; aber ich habe das wackere Herz, das unter diesem Kittel schlägt, schon seit vielen Jahren kennen gelernt. Du weißt, daß ich einmal Pfarrer werden sollte, ich bin jedoch zu früh aus der Kutte gesprungen. Aber mancher Bibelvers ist noch unter meiner rothen Perücke hängen geblieben, doch was ich da sehe, dazu weiß ich keinen Text, weder im alten noch im neuen Testament. Was sind doch die armen gehetzten Juden für glückliche Menschen, und was sind wir nichtsnutzige Schurken, die wir ausgezogen sind, das Glück dieser Menschen zu zerstören!"

„Du wirst ja weich, wie Butter in der Sonne, das rührt wohl auch noch aus Deiner Pfaffenzeit her?"

„Schweig, dürre Galgenstange, sieh' und hör' Dir doch einmal diese Menschen an, sie haben keine Ahnung davon, daß vor ihren Fenstern Mordbuben stehen, die ihnen nach Gut und Blut trachten! Jetzt fällt mir auch der rechte Bibelvers ein: „Wie ehrfurchtgebietend ist dieser Ort, das ist nichts anderes als ein Gotteshaus, und das ist die Pforte zum Himmel!" „Siehst Du nicht die Herrlichkeit Gottes ausgegossen über diese Menschen?"

„Ich sehe nichts, Du hast wohl zu viel unterwegs getrunken, aber ich habe mich nüchtern gehalten. Aber da sehe ich ja auch einen großen, steinernen Weinkrug auf dem Tisch, wollen wir den nicht wenigstens leeren?"

„Langes Scheusal! wenn Du die Hand gegen diese Menschen erhebst, schlage ich Dir sie vom Arm! Mir wird unheimlich in dieser Gesellschaft, und unsere Leute fangen an, unruhig zu werden. Wir kehren um und lassen für heute Nacht das Dorf ungeschoren!"

„Du bist wohl toll? und wenn ich's hundertmal einverstanden wäre, glaubst Du, daß unser ganzer Haufen auch so leichten Herzens auf die Judenbeute verzichtet? Und auf den ganzen Frachtwagen, der auf uns wartet?"

„Also schier und also bald in unseren Tagen schiere! ja schiere!" hallte es durch die dünnen Fensterscheiben aus der erleuchteten Feststube, und bei jedem neuen Ton, den Ohr und Herz des Führers dieses Haufens traf, wuchs seine Bewegung, die er nicht länger bemeistern konnte.

„Beim ersten verkehrten Wort, Dietrich, das aus Deinem Lästermaul kommt, schnüre ich Dir den Hals zu, das merke Dir; es giebt Sachen, bei welchen ich keinen Spaß verstehe. Hier ist die Herrlichkeit Gottes; schaue sie Dir doch einmal an, Du bekommst sie vielleicht in Deinem ganzen Leben nicht wieder so zu sehen, und jetzt: ganzes Bataillon kehrt!"

Der lange Dietrich hatte ein rasches Begriffsvermögen, er merkte den ungewöhnlichen Ernst des Führers aus jedem Worte zittern, und er sah ein, daß er nichts besseres thun konnte, als auf die Intentionen seines Herrn und Meisters einzugehen.

Er ging vom Fenster weg und raunte dem Nächststehenden in's Ohr: „Die Juden haben uns behext und wir gehen alle elendliglich zu Grunde, wenn wir nicht sofort das Dorf verlassen, nun fort, so rasch als möglich und ganz mäuschenstill. Wenn die dadrinn uns hören, sind wir verloren mit Mann und Maus!"

Wie ein Blitz flog die wunderbare Botschaft durch die Reihen des abergläubischen Raubgesindels, und alle beeilten sich, so rasch als möglich auf demselben Weg zurückzukehren, auf dem sie vor wenigen Minuten gekommen waren. Am letzten verließ der rothe Hannes das erleuchtete Häuschen und brummte

fortwährend in seinen wilden, rothen Bart die Worte: „Das ist eine göttliche Offenbarung, das war die Herrlichkeit Gottes!"

Kaum hatte der Führer der Bande das Häuschen von Aron Nier verlassen, als aus dem tiefen Schatten des nächsten Hauses die drei Kundschafter hervortraten, die sich wieder der Menge genähert hatten und so Zeugen des wunderbaren Vorgangs waren. Im Sturmschritt eilten sie in das Haus des Parnes, wo die ganze Gemeinde in fieberhafter Aufregung der Dinge wartete, die da kommen sollten. Als sie den Bericht von der wunderbaren göttlichen Fügung hörten, die über sie gewacht und den Plan der Feinde in so merkwürdiger Weise vereitelt hatte, da kannte die Freude der Geretteten keine Grenzen. Reb Itzig sprach laut den Segensspruch, den das Gesetz beim Hören einer freudigen Botschaft vorschreibt, und die ganze Gemeinde antwortete mit lautem innigen Amen! auf den Segensspruch ihres geistigen Führers.

„Rabbaußai," rief dann der Parnes, „über den Dank gegen Gott wollen wir nicht den Dank gegen den vergessen, dessen sich die Vorsehung als Werkzeug unserer Rettung bediente; ich meine Aron Nier! Wir wollen alle zu ihm hinüber und ihm dafür danken, daß sein Gottvertrauen und seine aufrichtige Frömmigkeit uns alle aus dieser großen Gefahr gerettet hat."

Alles strömte dem Nier'schen Häuschen zu, auch Frauen und Kinder, welche von der plötzlichen Wendung ihres Geschicks gehört hatten.

Da saß noch die Familie und sang: „Einer das ist unser Gott, der da lebt und der da schwebt im Himmel und auf Erden!"

In ihrer Festesfreude hatte sie nichts von den Aufrührern

und nichts von dem Nahen der ganzen Gemeinde gemerkt. Als diese aber in das kleine Zimmerchen strömte und den Insassen den ganzen Vorgang erzählte und an diese Erzählung den innigen Dank für die wunderbare Rettung knüpfte, da schüttelte Aron Nier den Kopf und meinte: Hab ich zu viel getrunken, oder habt Ihr zu viel getrunken? Ich habe ja mit meinen Leuten gar nichts gethan, als was ich jeden Sederabend thue. Rabbaußai verzeiht, was wollt Ihr einen geringen Metzger mit unverdienter Ehre überhäufen und darüber die Ehre Gottes vergessen! Ihr habt ja alle noch keinen Seder gegeben, geht doch um Gotteswillen nach Hause und erfüllt die Pflicht dieser Nacht, damit auf der Khille keine Versündigung lastet!"

„Ihr habt Recht," sprach Reb Itzig, „wir werden Eurer Weisung folgen, aber die Schechina ruht doch auf Euch und Eurem Haus, je mehr Ihr es bestreiten möget. Das ist und bleibt eine Offenbarung der Herrlichkeit Gottes, die unsere Khille niemals vergessen wird. Gott allein weiß, was aus uns geworden wäre, wenn nicht enigstens einer in der Gemeinde gewesen wäre, der würdig war, daß über ihm und seinem Haus die Herrlichkeit Gottes ruhe. Nach Jomtof muß die Geschichte in's Memorbuch der Gemeinde zum ewigen Gedächtniß eingetragen werden. — Und so geschah es.

Fünfzig Jahre waren am jüngsten Peßach seit jenem Vorgang verflossen. Aber er lebt im Gedächtniß der Gemeinde U. so frisch, als ob er gestern erfolgt wäre, und an jedem Sederabend wird in jedem Haus das Gedächtniß an den wunderbaren Vorgang auf's neue belebt.

XII.

Ein curioser Rechtsfall.

Vor einem russischen Rabbiner, der die vermögensrechtlichen Streitigkeiten seiner Gemeinde nach dem Gesetze der Thora zu entscheiden hat, erschienen drei Männer, die geschäftlich associrt waren, um ihn als Richter anzurufen. Zwei der Compagnons waren persönlich erschienen, der dritte ließ sich durch einen Anwalt vertreten.

„Wir haben," hob der eine der beiden Compagnons an, „eine Streitigkeit, die jetzt schon längere Zeit dauert, und die durch Euren Richterspruch entschieden werden soll."

„Wer von Euch ist Kläger?" fragte der Rabbiner. „Nach jüdischem Rechtsgrundsatze muß der Kläger immer zuerst gehört werden, deshalb muß ich dieses vor allen Dingen wissen, bevor über die Streitsache selbst ein Wort fällt."

„Kläger sind wir beide," sprechen einstimmig die persönlich erschienenen zwei Associé's. „Wir haben gegen unseren hier vertretenen dritten Compagnon eine Forderung geltend zu machen, welcher er trotz unserer wiederholten Vorstellungen nicht nachzukommen gewillt ist, weshalb wir genöthigt sind, die Hilfe des Richters zu suchen. Wir verlangen nämlich zur Bestreitung unserer Haushaltungskosten monatlich die Summe von 400 Rubel, während er uns nur 20 Rubel bewilligt."

„Mit wie viel Kapital seid Ihr bei dem Geschäfte betheiligt?" fragte der Rabbiner.

„Mit Kapital," antworteten die Gefragten, „sind wir bei

dem Unternehmen gar nicht betheiligt. Wir sind von Hause aus unbemittelt, der eigentliche Kapitalist ist eben unser dritter Theilhaber. Er hat das gesammte Kapital in Händen, und das eben ist der Grund, warum wir auf ihn angewiesen und genöthigt sind, unsere Forderung auf diesem Wege geltend zu machen."

„Wie groß ist der Gewinn, der bei Eurem Unternehmen bis jetzt erzielt wurde?" fragte der Richter.

„Der Reingewinn, das wollen wir nicht in Abrede stellen, war nur sehr gering," lautete die Antwort.

„Jedenfalls hat aber das Geschäft so viel abgeworfen, daß Euch 400 Rubel monatlich verbleiben?"

„Das allerdings nicht; denn wir haben durch vielfache schlechte Geschäfte empfindliche Verluste zu tragen."

„Aber 20 Rubel wirft doch das Geschäft monatlich an Reingewinn jedenfalls ab?"

„Auch das wissen wir nicht sicher, wenn wir die großen Verluste mit in Anschlag bringen, die bei unseren Unternehmungen unvermeidlich waren."

„Dann könnte es gar sein, daß in Folge dieser Verluste Ihr für die bereits allmonatlich bezogenen 20 Rubel noch Geld zurückzuzahlen hättet?"

„Das ist allerdings möglich, und wir wollen das nicht in Abrede stellen. Uebrigens besteht eine genaue Buchführung, die dieses ausweisen wird, wenn wir es auch bestreiten wollten."

„Wenn sich aber dies alles so verhält, was verlangt Ihr denn eigentlich?"

„Wir verlangen 400 Rubel zur Bestreitung der Lebensbedürfnisse für uns und unsere Familien."

Der Rabbiner mußte unwillkürlich über dieses ganze

Gebahren lächeln und wandte sich nun an den Vertreter des Angeklagten.

„Wie die Dinge liegen," sprach der Rabbiner, „brauche ich nicht zu fragen, was Sie der Forderung der Kläger entgegenzustellen haben. Denn, wenn sich alles so verhält, wie die Kläger selber einräumen, so ist sogar ihr Anspruch auf die bewilligten 20 Rubel nicht nur fraglich, sondern es scheint gewiß, daß sie die Schuldner sind und der Angeklagte der Gläubiger. Nicht auf Grund des Rechts, sondern als ganz besondere Gnade möchte ich vorschlagen, es bei dem bisherigen zu belassen und den Klägern wie bis jetzt die 20 Rubel monatlich zu gewähren. Als Associé's können sie selbstredend, wie die Dinge liegen, einen solchen Anspruch nicht erheben; aber wohl als Angestellte, die diesen Betrag als Salair beziehen. Füglich widmen sie doch dem Geschäfte ihre ganze Zeit und Kraft und haben deshalb einen gewissen Anspruch aus Billigkeitsrücksichten, wie er ihnen ja auch bisher gewährt wurde."

Darauf entgegnete der Vertreter des dritten Compagnons: „Die Voraussetzungen, auf Grund welcher dieser Vorschlag erfolgt, sind hier nicht zutreffend. Die beiden Herren haben nämlich bis anhin so gut wie gar nichts im Geschäft gearbeitet. Sie gehen den ganzen Tag ihren eigenen Geschäften und ihren Privathändeln nach, aber um unser gemeinsames Geschäft kümmern sie sich wenig. Eine Stunde per Tag widmen sie vielleicht täglich unserer gemeinsamen Verbindung, und auch das thun sie widerwillig und gezwungen. Deshalb ruht auch kein Segen auf unserem Thun, weil man ihnen den Mangel an Interesse für unsere Sache anmerkt. Dafür sind übrigens zuverlässige Zeugen da, falls es von den Gegnern bestritten werden sollte."

„Wenn dem so ist," erwiderte der Rabbiner, „so muß das für die Zukunft jedenfalls aufhören; von heute ab und weiter müssen sich die beiden Theilhaber allerdings verpflichten, ihre ganze Kraft und Fähigkeit für das Geschäft einzusetzen, und dann mögen Sie es noch einmal zusammen versuchen."

Die Kläger erklärten jedoch, sie könnten eine Verpflichtung in diesem Sinne nicht eingehen. Sie wollten für das gemeinsame Geschäft wie bisher thätig sein, aber noch mehr Leistungen als bisher zu übernehmen, dazu könnten sie sich nicht verstehen.

Nun riß dem Rabbiner denn doch die Geduld. „Da kommen," sagte er halb zu sich, halb zu den Parteien, „zwei Theilhaber an einem Geschäft, die selber einräumen, daß sie mit keinem Kapital sich betheiligen konnten; Gewinn ist keiner erzielt worden, für's Geschäft gearbeitet haben sie nicht und für die Folge wollen sie auch nicht arbeiten, was wollt Ihr denn eigentlich?"

„Wir wollen 400 Rubel per Monat zur Bestreitung unserer Bedürfnisse."

„Aber mit welchem Recht? Ihr müßt eine solche Forderung doch irgendwie begründen können? Habt Ihr denn eine Begründung für ein so unerhörtes Verlangen?"

„Allerdings haben wir die. — Unser Theilhaber hat nämlich eine große Zahl ähnlicher Geschäfte, bei welchen er ganz in derselben Weise als Kapitalist betheiligt ist, wie mit uns. Dort zahlt er aber anstandslos diese Summe seinen Associés. Wir sehen daher nicht ein, warum wir nicht dasselbe verlangen dürften."

Der Anwalt des Kapitalisten bemerkte darauf: „Wer will meinem Klienten das Recht streitig machen, über sein Geld

nach eigenem Ermessen zu verfügen? Ich könnte dieses sein Recht aus dem Talmud nachweisen, wo es im letzten Perek von Kesuboth ausdrücklich ausgesprochen ist, daß Jedermann befugt ist, zu sagen: Deinem Bruder will ich es geben, aber Dir will ich es nicht geben. Aber unser Recht ist in dieser Sache so selbstverständlich, daß ich auf jedes weitere Wort verzichten kann."

„Da haben wir es," bemerkten darauf die Kläger, „unser Associé verfährt eingestandenermaßen ganz willkürlich mit uns. Den Anderen giebt er's mit vollen Händen, und uns will er's entziehen."

„Ihr redet kindisch," entgegnete der Rabbiner, „und Ihr nöthigt mich, zu Euch wie mit Kindern zu reden. Der Anwalt Eures Gegners hat sich in ganz correkter Weise auf den Rechtsstandpunkt gestellt. Nach den einfachsten Begriffen von Recht und Unrecht kann ihn Niemand anhalten, Eurer grundlosen Forderung nachzukommen. Das schließt aber nicht aus, daß er noch außerdem seine guten Gründe haben kann, Euch wenig und Anderen mehr zu geben, und man braucht ja nicht weit nach alledem, was Ihr selber eingeräumt habt, nach solchen Gründen zu suchen. Hat ein Vater z. B. nicht das Recht, einem Kinde ein größeres und dem anderen Kinde ein kleineres Stück Brod zu geben? Einfältige Kinder werden über Bevorzugung und Zurücksetzung deshalb klagen. Aber daß die Ursache dieser ungleichen Vertheilung ganz andere sein können, das wird auch ein halbwegs verständiges Kind einsehen. Das Kind, welches den ganzen Vormittag in der Schule ist, muß ein größeres Stück Brod haben, weil es in der Zwischenzeit nichts haben kann. Dem Kinde, das zu Hause ist, genügt für den Augenblick ein kleineres Stück, weil es jeden Augenblick

ja wieder Brod erhalten kann. Gäbe man dem Kinde zu Hause dieselbe Portion, es würde sie verkrümmeln, weil es thatsächlich nichts damit anzufangen weiß. — Also, beruhigt Euch und seid froh, wenn die Sache in der bisherigen Weise weiter bleiben kann."

Aber die Kläger fügten sich nur widerwillig und noch im Verlassen des Beth-Din murmelten sie in ihre langen Bärte: „400 Rubel monatlich hätte uns zum allermindesten gehört, aber es giebt kein Recht auf dieser Welt."

* *
*

Diese Geschichte erzählte der Rabbiner, vor dem sie sich zugetragen hatte, einem greisen Amtsgenossen, als Beweis für die Nörgeleien und Rechthabereien, mit welchen er im Amte behelligt wird und schloß die Erzählung mit der Frage, ob ihm wohl je schon in seiner Praxis eine so absurde Forderung vorgekommen sei.

Der Angeredete schwieg einen Augenblick, dann entgegnete er lächelnd: „Vor meinem Beth-Din ist ein solcher oder ähnlicher Fall allerdings noch nie vorgekommen. Aber er ist doch nicht so selten, wie man glauben sollte, ja, man kann ohne Uebertreibung sagen, er kommt täglich millionenmal vor und zwar ganz in der Weise, wie er sich bei Euch zugetragen hat.

„Gott, gesegnet sei Er, und der Mensch mit seinem doppelseitigen Wesen, mit Körper und Geist bilden eine aus drei Faktoren bestehende Verbindung, ganz wie die von Euch geschilderte. Der Zweck dieser Verbindung ist Gutes auf Erden zu fördern. Die Mittel hierzu, das ganze Betriebskapital, Gut und Blut, alles was erforderlich ist, um den Pflichten und Aufgaben dieser Vereinigung nachzukommen, ge-

währt Gott. Körper und Geist sind an und für sich schwach und hilflos, was sie zu leisten vermögen, verdanken sie dem großen, vielvermögenden Alliirten, der sich mit ihnen verbunden hat. So bemerken ja die Weisen zu den Worten in Hiob (Kap. 41, 3): „Wer ist mir je zuvorgekommen, daß ich ihn bezahlen mußte?" „Wer hat je seinen Sohn beschneiden lassen, ohne daß ich ihm vorher den Sohn gegeben hätte, wer hätte je eine Mesusa an seiner Thüre befestigt, ohne daß ich ihm vorher eine Wohnung gegeben hätte, wer hat je Zizis an sein Kleid geknüpft, ohne vorher das Kleid von mir zu erhalten?" — Die Mittel, mit denen wir die Pflichten unserer Vereinigung nachzukommen vermögen, verdanken wir ausschließlich Gott. Nicht einmal Hand und Fuß könnten wir rühren, ohne von Gott Kraft und Einsicht dafür zu haben.

„Und da stellen nun Körper und Geist noch ihre maßlosen Ansprüche an Gott und verlangen auf Grund ihrer Verbindung, was sie für alle denkbaren Bedürfnisse des Lebens gebrauchen und noch mehr als das.

„Der Allgütige gewährt ja nach seinem Ermessen, wie er das Leben schenkt, auch die Mittel zum Leben. Aber das genügt den Klägern nicht. Sie klagen Gott an, daß er ihnen nicht mehr, daß er ihnen nicht just die Summe in der Höhe gegeben, wie sie ihnen gerade vorschwebt.

„Haben sie ein Recht dazu? Haben sich Körper und Geist durch eine Einlage irgend welcher Art ein solches Recht erwirkt? Doch gewiß nicht. Hat sich die Vereinigung so reich an Erfolg und Gewinn bewährt, daß mit Rücksicht darauf ein solcher Anspruch gerechtfertigt wäre? Uebersteigen die Passiva nicht die Aktiva, wird das etwa geübte Gute nicht reichlich aufgewogen durch das vielfach begangene Unrecht?

Heben diese notorischen Verluste die bescheidenen Gewinne nicht in einer Weise auf, daß selbst die von Gott gewährten Mittel als eine Gnade zu betrachten sind, nach dem Worte des Psalmisten: „Dein, o Gott, ist die Gnade, denn Du zahlst dem Manne, als ob er etwas geleistet hätte?!" Wahrlich nichts zu fordern, zurückzuzahlen hat jeder, von dem, womit ihn Gottes Gnade überschüttet, wenn erst unser großes Schuldbuch entscheiden soll, das sich selber öffnet und sich selber verliest, in welches jeder mit eigener Hand sein Soll und Haben eingetragen hat!

„Und wenn wir in unentwegter Treue vom ersten Hahnenruf der Jugend bis zum letzten Abendroth des Lebens im Dienste Gottes ständen, hätten wir wirklich bei dieser eigenartigen Verbindung einen Schimmer von Recht einen höheren Lohn zu verlangen? Dabei aber sind wir doch weit davon entfernt, auch nur irgendwie behaupten zu können, wir widmeten unsere ganze Zeit und Kraft dem Lebensgeschäfte, das uns mit Gott verbindet, und für das wir so gut bezahlt zu werden verlangen. Wie viel, wie wenig widmen wir von den 24 Stunden jenen höchsten Zielen des Lebens, durch welche das Gute und Edle auf Erden gefördert wird! Der größte Theil der Zeit und Energie gehört unseren eigenen Geschäften, Genüssen, Wünschen und Neigungen, und nur ein verschwindender Bruchtheil bleibt für die Hochzwecke des Daseins frei, für welche doch diese ganze Vereinigung gestiftet wurde. Mit welchem Feuer, mit welcher Kraft stürzen wir uns auf die Befriedigung dieser unserer persönlichen Anliegen, und wie kalt und schlaff und lässig treten wir ein, wenn es sich um Erfüllung derjenigen Pflichten handelt, die jene Verbindung auferlegt!

„Was aber dieser unserer Anmaßung die Krone aufsetzt, das ist die niedere Gesinnung, mit welcher wir unsere Ansprüche mit Scheingründen ausstatten. Weil diesem und jenem das von Gott bewilligt wird, was er uns versagt hat, daraus leiten wir das Recht ab, für uns dasselbe zu verlangen und halten uns dabei vielleicht noch für bescheiden, weil wir nicht das Doppelte fordern.

„Wir fragen uns nicht, ob der Andere es vielleicht verdient hat, reichlicher bedacht zu werden, ob wir vielleicht es nicht verdienen, besser bezahlt zu werden, wir murren über die ungleiche Vertheilung der menschlichen Güter, sind für keine vernünftige Erwägung zugänglich, bedenken nicht, wie unser ganzes Gebahren uns noch dasjenige verscherzt, was uns in seiner Gnade Gott heute gewährt und fordern mürrisch unsere 400 Rubel per Monat: ist das nicht in noch höherem Grade als Euer Erlebniß ein überaus curioser Rechtsfall?"

XIII.

Elijohu Hanowi.

Nicht ganz elfhundert Meilen hinter den Huronen, aber, was fast dasselbe bedeutet, elf Meilen hinter der preußisch-russischen Grenze, liegt das Dorf Trosk. Seine dreihundert jüdische Familien bilden fast vier Fünftel der gesammten Bevölkerung, deren anderes Fünftel aus griechisch-katholischen Christen besteht, die mit den Juden auf sehr gutem, friedlichen Fuße leben. Diese guten, interkonfessionellen Beziehungen treten überall zu Tage.

Da gehen Sundel, ein jüdischer, und Iwan, ein christlicher Wasserträger, die ihr armseliges Brod durch das Tragen von Wasser in die besser situirten Häuser verdienen. Es ist heute Freitag und beide gehen friedlich unter ihrer Wasserlast neben einander her. Der jüdische Sabbat und der christliche Sonntag, der die Bekenner beider Religionen sonst von einander scheidet, verbrüdert die beiden Wasserträger. Iwan besucht die Kundenhäuser von Sundel am Sabbat und Sundel bedient dafür Iwan's Kunden am Sonntag. Iwan, der diese Woche das Wasser für eine Familie mehr, als bisher, übertragen erhalten hatte, instruirte eben seinen Gefährten für nächsten Sonntag, und dieser schärfte jenem ein, sich Sabbat recht frühzeitig zum Heizen einzustellen.

„Sundel," begann eben Iwan, „Du glaubst doch fest an Deine Religion?"

Sundel sah den Frager mit einem Blick an, als wolle er ihm den Puls fühlen, um sich zu überzeugen, daß jener nicht im Fieber phantasire.

Dieser aber fuhr ruhig fort:

„Glaubst Du auch, daß einmal Euer Messias kommen, Euch erlösen und uns Alle belehren und bekehren wird?"

„Gewiß glaube ich das, aber wie fällst Du jetzt darauf?"

„Das will ich Dir gleich sagen, Sundel. — Wenn wir Christen einmal alle Eure Gesetze und also auch den Sabbat statt den Sonntag halten, wer wird dann am Sabbat für Euch und uns einheizen?"

Auf eine solche Frage war Sundel nicht vorbereitet; sie ging bei aller sonstiger Schlagfertigkeit weit über seinen Horizont. Um aber doch wenigstens etwas geantwortet zu haben, gab er ihm auf seine Frage zurück:

„Glaubst Du an Deine Religion, und daß einst alle Menschen nach ihren Satzungen handeln werden? Wer wird dann am Sonntag Deinen Kunden Wasser bringen?"

Iwan lächelte überlegen. „Zwischen Deiner Frage und der meinigen ist doch ein so großer Unterschied, wie eben zwischen Feuer und Wasser. Wie haben wir's doch voriges Jahr gemacht,, als unsere Pfingsten und Euer Schewuos zusammenfielen? Wasser kann man zur Noth schon den Tag zuvor tragen, aber die Zimmer heizen, das kann man nicht vorher, wenn man den anderen Tag nicht frieren will."

Sundel mußte das zugestehen und versprach, die Frage heute Abend im Bes = Hamidrasch zur Diskussion zu stellen.

In Trosk giebt es, wie in allen russischen Gemeinden, verschiedene Bothe Midrasch. Die Schneider, die Kutscher, die

Wasserträger und fast alle sonstigen Professionisten haben ihr besonderes Lehrhaus, in welchem sie täglich ihr Gebet verrichten und Abends, nach der harten Arbeit des Tages, sich zusammenfinden, um dem Studium der Thora einige Stunden zu widmen. Diese Professionisten bilden besondere Chebroth, von welchen jede ihren vortragenden Lehrer (Rebbe) hat. Diesem wollte Sundel die Frage heute Abend vorlegen.

Aber Sundel hatte es heute Abend schlecht getroffen. Als er in das Beth Hamidrasch eintrat, traf er schon einen großen Theil der Genossen versammelt, aber gelernt wurde noch nicht, obwohl die Bücher offen da lagen. Ein ungewöhnliche Erregung sprach aus allen Mienen. In wenigen Minuten hatte Sundel erfahren, was vorlag.

Für die Leser, welche mit den Personalien der Gemeinde Trosk weniger bekannt sind, möge hier Folgendes bemerkt werden: Die Seele der ganzen Gemeinde war der greise, tiefgelehrte, gottesfürchtige Rabbiner Rabbi Joël. Seit einigen Tagen war die Rabbinerin schwer erkrankt und in allen Bethäusern wurden unablässig heiße Gebete für deren Genesung zum Himmel gesandt. Vor wenigen Stunden nun hatte der Rabbiner durch den Gemeindediener mittheilen lassen, man möge die Gebete für die Kranke einstellen, dieselbe sei gerettet. Und doch hatten weder die Aerzte, noch die zahlreichen Besucher und Besucherinnen irgend welche Veränderung in dem Zustande der Kranken constatiren können. Aber während Alle rathlos das Krankenbett umstanden, war der Gatte aus seinem Lernzimmer in die Krankenstube getreten und hatte mit verklärtem Blick den Anwesenden mitgetheilt, sie mögen unbesorgt sich zurückziehen, Gott habe das Gebet der Gemeinde erhört, die Kranke sei gerettet.

Niemand hätte gewagt, den Rabbiner zu fragen, woher ihm diese Gewißheit geworden sei, auch wenn er sich nicht sofort wieder zurückgezogen hätte. Um so reichlicher ergingen sich Alle in Vermuthungen über diesen wunderbaren Zwischenfall. Die einen vermutheten, Rabbi Joël habe durch ein Traumgesicht die gute Nachricht erhalten, andere glaubten, als berühmter Kabbalist habe der Rabbiner das Geheimniß mit Zuhilfenahme der Kabbala ergründet und eben waltete im Beth Hamidrasch die Diskussion über den geheimnißvollen Vorgang, als gerade Sundel eintrat.

Rabbi Schmelke, der vortragende Lehrer der Chewro, hatte eben eine Prise genommen und trommelte mit einem überlegenen Lächeln auf dem Deckel der Tabaksdose. Er ließ ruhig die Diskussion wogen, wußte er ja, daß er zuletzt doch interpellirt werde, um endgültig seine Meinung über den mysteriösen Vorgang zu sagen. — Rabbi Schmelke's triumphirende Ruhe mitten in der hochgradigen Erregung verfehlte ihre Wirkung nicht. Es dauerte nicht lange und einer der Kühnsten wagte an den Rebbe die Frage, was er denn eigentlich von der Sache halte.

Dieser nahm wiederum eine Prise und hob mit gedämpfter Stimme an: „Es weiß keiner von Euch, was hier eigentlich vorgeht, und ich weiß nicht, ob man den Emmes so laut Jedem sagen darf. Das aber kann ich Euch sagen, alles, was ich heute Abend über die Sache hier gehört habe, ist hewel hawolim."

Die apodiktische Gewißheit, mit welcher dieses Urtheil abgegeben wurde, ließ keinen Zweifel mehr darüber, daß Reb Schmelke mehr wußte, als sich die Schulweisheit seiner Zuhörer träumen ließ. Man drang nun erst recht in ihn, das Geheimniß zu enthüllen; aber Reb Schmelke blieb fest. Einen Ein-

zigen gebe es außer dem Rabbiner, der in der Gemeinde um den wahren Sachverhalt wisse, den wolle er befragen, ob man öffentlich darüber sprechen dürfe. Er wolle sich rasch zu dem Betreffenden begeben, in einer Viertelstunde sei er zurück.

Die Pause benützte Sundel, seine Frage zur Sprache zu bringen, aber er fand nicht die nöthige Aufmerksamkeit. Sie war auch kaum recht zur Diskussion gestellt, als Reb Schmelke wieder zurück kam und mit ihm ein Fremder, in Pelz gehüllt, den Alle sofort als den Sohn des Rabbiners erkannten, der eine Rabbinerstelle in M. bekleidete und der auf die Nachricht von der Krankheit seiner Mutter vor einigen Tagen nach Trosk geeilt war. Er war der würdige Sohn seines Vaters, im besten Mannesalter stehend. Die Weisheit der Thora, der er seine Tage und Nächte gewidmet hatte, leuchtete aus seinen Zügen, ebenso sprach sich in jeder Geste und Miene die Redlichkeit und Wahrhaftigkeit seines ganzen Wesens aus, dem Niemand einen unwahren Gedanken, noch weniger ein unwahres Wort zugetraut hätte.

Der Sohn des Rabbiners — er hieß Simcho — begab sich sofort auf den Platz Reb Schmelke's und sprach unter lautloser Stille zu seiner zahlreichen Zuhörerschaft:

„Rabbaußai! Ich muß Euch zunächst meinen Dank sagen für die ungewöhnlichen Beweise der Anhänglichkeit und Verehrung, die Ihr in den jüngsten, schweren Tagen durch die heißen Gebete bekundet habt, die Ihr Tag und Nacht für das Leben meiner theuren Mutter zum himmlischen Vater gebetet. Sie ist gerettet, und gewiß hat sie Euer Gebet gerettet. Sagen doch unsere Weisen, gesegnet sei ihr Andenken: Größer ist Derjenige, welcher sich von der Arbeit seiner Hände nährt, als der Gottesfürchtige. Ihr aber, die Ihr mit dem Adel der Arbeit

auch die innige Gottesfurcht verbindet, Euer Gebet ist gewiß nicht unerhört verhallt und hat die Genesung meiner theuren Mutter herbeigeführt. Sie schläft in diesem Augenblicke einen ruhigen, erquickenden Schlaf. Wenn sie aus demselben in einigen Stunden erwacht sein wird, werden auch wir ihre Genesung konstatiren können, die mein Vater jetzt schon verkündet hat. Woher dies mein Vater weiß? O, meine Freunde, er lebt und wirkt schon länger als ein halbes Jahrhundert als Euer Aller Vater in unserer Mitte, aber Niemand kennt seine Größe, seine Enthaltsamkeit und seine Heiligkeit in ihrer ganzen Tiefe. Auch ich, sein ältester Sohn und Schüler, maße mir dies nicht an, aber ich darf wohl sagen, daß der langjährige Verkehr mit ihm mir manches enthüllt hat, was anderen ein ewiges Geheimniß bleibt. Seine Middoth freilich, seine Liebe zur Thora, seine Ausdauer für ihre Erforschung steht so einzig da, daß ich täglich neue, ungeahnte Seiten dieser eigentlichen Größe entdecke.

„Als ich z. B. diesen Dienstag Abend ankam, hatte ich kaum einen Blick auf meine kranke Mutter geworfen, als er mich durch einen Wink aufforderte, ihm in sein Zimmer zu folgen. „Wir wollen lernen," sagte er, und in wenigen Minuten waren wir in den Gegenstand vertieft, der ihn jetzt gerade beschäftigt hatte. Ich konnte nur schwer den äußerst verwickelten, schwierigen Gedanken folgen, die mein Vater mit rascher Leichtigkeit entwickelte. Mein Sinnen und Denken weilten im Krankenzimmer, aber er schien die ganze Welt um sich vergessen zu haben, für ihn existirte jetzt nur das schwere Stück Gemoro und der harbe Rambam, der es noch schwieriger machte, sowie die Nothwendigkeit, hier eine befriedigende Lösung zu finden. Und er hatte sie gefunden. Wie strahlte sein Gesicht und wie

glänzte die Freude aus seinen hellen Augen, die noch kurz vorher mit Thränen des Gebets um die theure Mutter gefüllt waren! Wir mochten so gewiß fünf Stunden in gemeinsamem Studium vertieft dagesessen sein, als die Natur anfing, ihr Recht geltend zu machen. Ich hatte noch nichts gegessen oder getrunken und war zudem müde von der Reise. Als mein Vater eben über die Widerlegung eines Einwandes nachdachte, den ich gegen seine Erklärung gewagt hatte, und im Nachsinnen vertieft dasaß, schlich ich mich hinaus, um Auftrag zu geben, daß mein Schlafzimmer hergerichtet werde.

„Bist Du müde, mein Sohn, weil Du schlafen willst?" fragte er mich bei meinem Wiedereintritt.

„Durchaus nicht," erwiderte ich aus Scham vor dem jugendlichen Greis, der wer weiß wie viele durchfastete Tage und durchwachte Nächte hinter sich hatte, ohne die geringste Abspannung zu zeigen.

„Hast Du Dir nicht eben Dein Schlafzimmer bestellt?"

„Allerdings," erwiderte ich, „denn ich meine, es wäre Zeit, zur Ruhe zu gehen, wenn ich auch nicht gerade müde und schläfrig bin."

Da erhob sich mein Vater, schlug erregt die Folianten zu und sprach mit vorwurfsvollem Tone, und mit von Thränen erstickter Stimme:

„Wie bist Du zurückgegangen in den wenigen Jahren, seitdem Du Dein Vaterhaus verlassen hast. Du willst Dich zum Schlafen niederlegen, ohne das Bedürfniß nach Ruhe zu haben, Du willst feiern, wo Du die Kraft hast, zu wachen und zu arbeiten?"

„Wenn Du das thun kannst hier, bei mir, wo Deine Mutter hier neben an mit dem Tode ringt, wie mußt Du erst

Dein Leben verschlafen, wenn Du fern von mir bist. Können wir über hundert Jahre nicht noch genug schlafen, und die siebenzig Jährchen, die uns Gottes Gnade hier karg zugemessen hat, die sollten wir so verträumen?"

„Ich erzähle Euch dieses Beispiel von der Art und Weise wie mein Vater über jeden Augenblick seines Lebens wacht, damit es Euch nicht unglaublich klingt, wenn ich Euch sage, von wem mein Vater das Geheimniß mitgetheilt erhielt, welches uns alle beschäftigt. Ich habe ihn zwar nicht darüber befragt, aber ich weiß es aus seinem eigenen Munde, daß ihm Elijohu Hanowi schon oft selber erschienen ist und ihm noch viel dunklere Geheimnisse anvertraut hat."

Es ist unmöglich die Wirkung zu beschreiben, welche diese Mittheilung bei allen Anwesenden zur Folge hatte.

„Habt Ihr vielleicht selber gar schon einmal Elijohu Hanowi gesehen?" fragte einer der Kühnsten aus der Versammlung, als sich die erste Aufregung gelegt hatte.

„Ja und nein," antwortete Rabbi Simcho. „Das ist eine wunderbare Geschichte, die ich Euch aber auch erzählen will, damit nicht etwa einer an der Wahrheit meiner Worte zweifelt."

„Es kam oft vor, daß meinen Vater eine schwierige Frage beschäftigte, für die es durchaus keine befriedigende Lösung zu geben schien. Aber wenige Tage, ja manchmal sogar wenige Stunden später, kam er Freude strahlenden Antlitzes zu mir und erklärte das scheinbar Unmögliche in so ansprechender ungezwungener Weise, daß ich meine Ueberraschung nicht unterdrücken konnte. Wenn ich ihm dann meine Verwunderung über das Gehörte aussprach, wies er jede Anerkennung mit der Be-

merkung zurück: Die Erklärung ist nicht von mir, Elijohu Hanowi hat sie mir mitgetheilt.

„Das mag wohl fünf- oder sechsmal während einiger Jahre vorgekommen sein, da faßte ich mir einmal ein Herz und bat meinen Vater, ob ich nicht auch einmal Elijohu Hanowi sehen könne. Er wollte aber offenbar nichts davon wissen, bis ich wiederholt heftig in ihn drang und fest entschlossen war, mich nicht mehr so leicht abweisen zu lassen.

„Kannst Du vierzig Tage hintereinander fasten und dabei wie sonst Thora lernen?" fragte mein Vater.

„Ich glaube wohl, daß ich es für einen solchen Preis kann," erwiderte ich.

„Nun, dann thue es; und am Abend des vierzigsten Tages sollst Du Elijohu Hanowi sehen."

„Aber es vergingen viele Jahre bis ich die Aufgabe erfüllen konnte. Endlich jedoch war mir das scheinbar Unmögliche durch langjährige, unsägliche Entsagung und Abhärtung gelungen. Am Abend des vierzigsten Tages trat ich vor meinen Vater hin mit der Bitte, mich nun Elijohu Hanowi schauen zu lassen.

„Gehe in's Beth Hamidrasch," lautete die väterliche Weisung, „lasse es hell erleuchten, lerne dort die Nacht hindurch, sorge aber dafür, daß Du ganz allein bleibst, dann wird Dir der Prophet Elijohu, er werde zum Guten gedacht, erscheinen."

„Ganz allein im Beth Hamidrasch zu sein, Rabbaußai, das ist in unserer thorabeflissenen, gottesfürchtigen Gemeinde nicht leicht, wie Ihr wißt. — Als ich in das Beth Hamidrasch eintrat, es war mitten im strengsten Winter, war dasselbe wie

gewöhnlich überfüllt, bis sich nach und nach etwa gegen zehn Uhr der größte Theil entfernt hatte und nur noch wenige zurückblieben. Diese wenigen veranlaßte ich durch Bitten und Vorstellungen aller Art mich heute Nacht allein zu lassen. Es hielt schwer, bis ich sie endlich bewegen konnte, sich meinem ungewöhnlichen Verlangen zu fügen. Endlich war ich allein. Zur Vorsicht wollte ich die Thüre schließen, aber kaum hatte ich sie geschlossen, wird an dieselbe gepocht. Ich öffne und Israel Glaser, der halb erfroren von seiner Arbeit aus F. zurückkam, bat mich um Einlaß. Er sei so durchgefroren, daß er nicht weiter könne, wenn er sich nicht ein Stündchen in dem gut geheizten Beth Hamidrasch erholen dürfe. Da immer noch nicht Mitternacht war, um welche Zeit ich die Erscheinung erst erwartete, hegte ich Mitleid mit dem armen Manne, und ich ließ ihn eintreten. Kaum saß er an dem warmen Ofen, so schlief er fest ein, und ich hatte nach einer Stunde alle Mühe, ihn wach zu bekommen. Er wollte durchaus die Nacht im Beth Hamidrasch zubringen, wie er es schon oft gethan hatte. Ich bemerkte ihm, dies sei heute unmöglich, das Beth Hamidrasch werde geschlossen und sei heute Nacht für Niemanden zugänglich.

„Israel Glaser wurde bei dieser Mittheilung ganz ungeberdig. Das sei eine schöne Ordnung, ein Beth Hamidrasch, das Tag und Nacht für jeden offen stünde, zu schließen. Morgen wolle er es in der ganzen Khille bekannt machen und es vor allen Dingen dem Rabbiner klagen, daß man nicht mehr zu jeder Zeit in's Beth Hamidrasch dürfe. Es war schon fast Mitternacht und nur mit vielen Drohungen und guten Worten brachte ich's zu Wege, daß er das Beth Hamidrasch verließ. Rasch wollte ich die Thüre verriegeln, in der festen Ueber-

zeugung, der erwartete hohe Gast werde sich auch durch verschlossene Thüren Eingang zu verschaffen wissen.

„Aber ich war noch nicht die Treppe oben, als wieder an die Thüre gepocht wurde. Ich vermuthete, Israel Glaser müsse noch einmal zurückgekommen sein, und da ich fürchtete, er könne vor dem Hause Tumult anfangen, so eilte ich rasch zurück, um ihn zu beruhigen. Diesmal war es ein Hausirer mit schwerem Packen, der durchfroren und durchnäßt von dem ungewöhnlichen Schneesturm, der draußen tobte, um Einlaß in das Beth Hamidrasch flehte.

„Jetzt war meine Geduld zu Ende. Denkt Euch, nach vierzigtägigem Fasten und in der fieberhaften Erwartung des mir Bevorstehenden, wäre auch vielleicht ein anderer in mehr als gewöhnliche Aufregung gerathen, wenn ihm nun alles durch diese Zudringlichkeiten in Frage sollte gestellt werden. Ich wies den Eindringling kurz und barsch ab, das Beth Hamidrasch sei keine Wärmeanstalt für umherziehendes Volk, das man nicht kenne, er möge seines Weges gehen. — Der Hausirer, der schwer unter seiner Last keuchte, betheuerte, er sei verloren, wenn er diesem Sturm weiter ausgesetzt bleibe, aber ich blieb diesmal hart, schloß die Thüre heftig zu und ging zu meiner Gemoro zurück.

„Der Sturm raste, daß die Fenster klirrten, ich blickte zu ihnen empor, als sollte der ersehnte Geist durch sie kommen; denn jetzt schlug es gerade zwölf, aber der Sturm legte sich bald wieder. Ich dachte unwillkürlich an das Wort Elijahus: „Nicht im Sturme ist Gott." Dann folgte kurz nach Mitternacht eine lautlose Stille, die ich als die sichere Vorbotin des Propheten hielt. Es wurde ein Uhr, zwei Uhr, gespannt horchte ich auf jede Bewegung, sah in die Höhe, sah seitwärts,

rückwärts, aber den Propheten sah ich nicht, dann fing eine plötzliche Müdigkeit an sich geltend zu machen, nur mt Mühe widerstand ich dem Schlaf, ging auf und ab, legte die glühende Stirn an die Eisblumen auf den Fensterscheiben, setzte mich nieder, stand wieder auf, bis eine Stunde nach der anderen und endlich die ganze Nacht vergangen war; aber Elijohu Hanowi war nicht erschienen.

„Da mit dem ersten Morgengrauen klopfte es an die noch immer verschlossene Thüre. Ich stürze die Treppe hinunter und öffne; es waren die regelmäßigen Besucher des Beth Hamidrasch, die sich zum Morgengebet eingefunden hatten, und die ich nun enttäuscht passieren ließ.

„Nach dem Morgengebet suchte ich meinen Vater in seinem Lernzimmer auf.

„Hast Du Elijohu Hanowi gesehen und ihm Scholaum (den Friedengruß) geboten, und hat er ihn Dir erwidert?" fragte mein Vater gespannt, als ich eintrat.

„Elijohu," erwiderte ich, „war nicht da, ich habe ihm also nicht Scholaum entbieten können."

„Unmöglich," erwiderte mein Vater, „Du mußt ihn gesehen und gesprochen haben."

„Ich erzählte nun meinem Vater alles, wie es sich zugetragen hatte, welche Mühe ich hatte, um nur das Beth Hamidrasch von Besuchern frei zu halten, wie ich schon vor Mitternacht an ganz allein in den erleuchteten Räumen lernte, und wie mir gewiß dessen Anwesenheit nicht hätte entgehen können,

„Eine kurze Weile sann mein Vater nach; dann unterbrach er sich plötzlich: „War nicht ein Hausirer bei Dir, der einen schweren Packen auf dem Rücken trug?"

„Allerdings," antwortete ich und erzählte nun den Vorgang.

„Der Mann, den Du in Sturm und Wetter von Deiner Thüre gejagt hast, war Elijohu Hanowi! In dieser Gestalt war er auch mir zum erstenmale erschienen!"

Vor Schreck und Bestürzung drohte ich bei diesen Worten fast umzusinken, und es dauerte lange, bis ich wieder die nöthige Ruhe fand. „Mein Vater," rief ich aus, „aber ich habe das, was ich gethan habe, doch nur auf Dein ausdrückliches Geheiß gethan, Niemanden in dieser Nacht einzulassen!"

„Mein Vater ergriff meine Rechte und sprach:

„Du bist würdig, Elijohu zu schauen, aber nicht ihm den Friedensgruß zu entbieten und diesen Gruß von ihm erwidert zu erhalten. Und wenn Du statt vierzig Tage, vierzig Jahre gefastet hättest, Dein auffahrendes Benehmen gegen den vermeintlichen Hausirer hat alles wieder verdorben. Elijohu hat Dir gezeigt, daß Du noch nicht auf der Stufe bist, auf der Du Dich wähntest. Wie konntest Du auch glauben, ich hätte Dich geheißen, einen frierenden, hilflosen, seiner Last erliegenden Unglücklichen in die kalte Winternacht zu jagen, und daß Du Dich durch eine solche That Elijohu's Segen würdig machtest! Und wenn ich je eine solche Ungeheuerlichkeit von Dir verlangt hätte, hättest Du einem solchen Ansinnen Folge leisten dürfen? Wenn die Worte des Meisters mit denen des Schülers sich widersprechen, muß man dann nicht dem Meister folgen? Der Meister hat uns gesagt: „Liebet den Fremdling," und wenn Dein Vater, der geringste unter den Schülern, in der That verlangt hätte: „Verjage den Fremdling von Deiner Schwelle," hättest Du dann wirklich mir folgen dürfen?!"

„Ahnt Ihr jetzt, Rabbaußai, wer meinem Vater die Botschaft von der Rettung der treuen Gefährtin seines Lebens gebracht haben mag? — Dann habe ich Euch nichts weiter zu sagen."

Mit lautloser Spannug waren alle Anwesenden diesen Mittheilungen gefolgt. In ihrer Ueberraschung hatten sie kaum bemerkt, wie Rabbi Simcho sofort die Versammlung verließ. Auch Rabbi Schmelke klappte den Mnauros Hamoaur wieder zu, denn er durfte heute Abend nicht mehr auf die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer zählen. Stumm und erregt verließen alle das Beth Hamidrasch und selbst Sundel hatte ganz an die Frage vergessen, die ihm so schwer auf dem Herzen lag. Erst als er zu Hause seiner Frau die wunderbare Geschichte erzählt hatte, fiel ihm sein Freund Iwan und die harbe Kaschje ein, die er morgen beantworten sollte. Vergebens zermarterte er sich den Kopf, bis er endlich, überwältigt von all' dem, was auf ihn eingestürmt war, fest einschlief.

Da erschien ihm im Schlafe der Hausirer mit dem schweren Packen. Er sah ihn im Traume, wie er die Last abwarf und wie die hehre Gestalt nun ungebeugt in härenem Mantel das lockenumrahmte Gesicht zu ihm wandte und lächelnd sprach:

„Dein Freund Iwan fragt: Wer in den Zeiten von Moschiach am Schabbos heizen wird, wenn doch alle Menschen den Sabbat heiligen werden? Zeige ihm morgen die Stelle im Propheten Jeschajo, wo es im 26. Vers des 30. Kapitels bereits verkündet ist:

„Das Licht des Mondes wird wie das Licht der
„Sonne und das Licht der Sonne wird siebenfach so stark
„als das Licht der sieben Schöpfungstage werden, um die

„Zeit, wenn Gott den Bruch Seines Volkes verbinden, und „die Verstümmelung seines Schlages heilen wird."

Dein Freund wird daraus ersehen, daß, wenn in Moschiach's Zeiten der Mond das Licht der Sonne und diese das Licht der sieben Schöpfungstage siebenfach überstrahlt, man nicht nur am Sabbat, sondern auch an den Wochentagen nicht mehr zu heizen braucht; denn es ist die Zeit, die ganz Schabbos ist!"

Als morgens Sundel erwachte, eilte er sofort zu Reb Schmelke und erzählte ihm den ganzen Vorgang. Dieser hörte erstaunt den Bericht an und sprach dann erregt, indem er Sundels biedere Rechte ergriff:

„Ich habe immer gewußt, daß Ihr ein frommer, gottesfürchtiger Mann seid, aber daß Euch Elijohu Hanowi im Traume erscheint, das hätte ich niemals gedacht. — Aschre mi scherooh Ponow Ba-Chalom! Glücklich geborgen nennen die Weisen denjenigen, der sein Gesicht im Traume sieht; Ihr seid der Glückliche."

XIV.

Rabbiner und Priester.

I.

Zu Leipnik in Böhmen lebte vor etwa hundert Jahren ein armer Familienvater Namens Simon Jessel. Er suchte sich und seine Frau mit sechs Kindern durch einen armseligen Hausirhandel zu ernähren. Aber es reichte nicht. Der Mangel und die Noth hatten schon wiederholt an die Thüre gepocht; aber so schlimm wie jetzt war es noch nie. Es war um die Chanukazeit; draußen herrschte grimmige Kälte und frierend, sorgend, hungernd saß die Familie vor Tagesanbruch im ungeheizten Zimmer; sie wußten nicht, woher sie den heutigen Tag leben sollten. Bekümmert nahm der Vater den leeren Sack über die Schulter und ging hinaus in den grauenden Morgen, um Brod zu suchen.

„Habt Geduld, Kinder, hoffentlich kann ich bald wieder zurück sein und kann euch etwas zu essen mitbringen. Jedenfalls bin ich aber, auch wenn es schlecht gehen sollte, heute Abend wieder rechtzeitig zurück, zum Anzünden der Chanukalichter."

„Möge Dir der Himmel den Propheten Elijahu senden, daß er uns helfe," rief ihm sein wackeres Weib nach, „wie er dem frommen, armen Mann geholfen hat, dem er in einer Nacht den wunderbaren Palast erbaute. Gott segne Dich und behüte Dich, er lasse Dir sein Antlitz leuchten und sei Dir gnädig, er wende Dir sein Antlitz zu und gewähre Dir seinen Frieden!"

Dann ging die besorgte Mutter zurück, kleidete ihre beiden ältesten Söhne an, damit sie zum Morgengebet in das Beth Hamidrasch gehen konnten, die vier kleinsten schliefen noch in ihren Bettchen. Das fromme Bieberweib nahm das Gebetbuch in die Hand und betete mit der ganzen Innigkeit eines gottergebenen Herzens das Morgengebet. Sie war noch nicht damit zu Ende, als mit ungestümer freudiger Hast der Mann zurückkehrte.

„Dein Wunsch, liebe Frau, hat sich erfüllt, rascher als wir es hätten ahnen können. Als ich eben die Judengasse verlassen und in die Hauptstraße eingebogen war, fuhr der Postwagen vorbei. Der Tag hatte gerade zu dämmern angefangen, und ich sehe, wie sich der hintere Postwagenverschluß öffnete und zwei Paquete herausfielen; ein kleines und ein größeres. Das kleinere steckte ich in meinen Sack, rief dann dem Postillon Riemer, den ich kenne, daß er halten solle, gab ihm das eine Paquet und ging mit dem anderen rasch nach Hause. Was meinst Du, was auf dem Paquet steht? Inhalt 30 000 Gulden!"

„Warum hast Du denn das Werthpaquet erst nach Hause gebracht und es nicht gleich dem Postillon zurückgegeben?"

„Wie kannst Du nur so thöricht fragen. Weil wir kein Holz und kein Brod haben und weil wir nun aller Sorge ledig sind, nachdem sich Dein Wunsch, daß der Prophet Elijahu helfen möge, sich sobald erfüllt hat."

„Bist Du von Sinnen? Mein Wunsch? Ich habe doch nie gewünscht, daß Du ein Dieb werden mögest, und Du bringst noch gar den Propheten Elijahu mit dieser Unredlichkeit in Verbindung, Simon, ich kenne Dich ja gar nicht mehr."

„Ich will ja das Geld nicht behalten. Ich will das Nöthigste anschaffen, vielleicht auch ein paar hundert Gulden daraus nehmen, damit ich ein ordentliches Geschäft anfangen kann, und sobald der Himmel seinen Segen dazu giebt, will ich auch das wieder zurückerstatten."

„Sprich doch nicht vom Segen des Himmels in demselben Athemzug, in dem Du eine solche Schlechtigkeit beschönigen willst. Bin ich von Sinnen oder bist Du es, bist Du der brave, rechtschaffene Simon Jessel, als den Dich die ganze Gemeinde kennt, oder bist Du es nicht mehr? Sofort bringe das Geld zurück, und wenn Du nicht willst, so gieb es mir, und ich werde es auf die Post tragen."

„Liebe Frau, Du bist ein Glück theuerer als Gold und Edelsteine, aber wo sollen wir Brod und Holz für unsere hungernden und frierenden Kinder hernehmen, und Oel für die Chanukalichte? Glaube mir, es ist eine himmlische Fügung, daß wir so rasch reich geworden sind, daß — — —"

„Was?" unterbrach ihn heftig das Biederweib, „wir sind reich geworden? Reich, lehren unsere großen Weisen, ist derjenige, der sich seines Theiles freut. Könnten wir solchen Reichthums je froh werden, könnte ich Brod, könnte ich Kleider von gestohlenem Gelde anschaffen, ohne daß die Scham mich zu Boden zöge, ohne daß ich glaubte, die ganze Welt deutete mit Fingern auf mich; Simon, bring das Geld zurück, aber rasch, ehe unsere Knaben vom Morgengebet nach Hause kommen, ich müßte vor ihnen aus Scham in die Erde sinken, wenn sie je erführen, was für Eltern sie haben. Simon, gib das Geld zurück!"

„Das Geld, liebe Frau, kann und darf ich nicht zurückgeben, es hätte meine sofortige Verhaftung zur Folge. Auch

so weiß ich nicht, ob ich nicht verhaftet werde und ob nicht jeden Augenblick die Polizei kommen und mich abholen kann. Wenn man auf der Post das Werthpaquet vermißt, so wird der Verdacht sofort auf mich fallen. Man wird eine Haussuchung vornehmen, deshalb müssen wir das Geld in Sicherheit bringen."

Mit diesen Worten rückte er einen schweren Schrank von der Wand, hob mit der Hand die lose Zimmerdiele auf und schob das Paquet darunter, legte noch etwas Stein und Geröll darüber, befestigte die Diele und stellte dann den Schrank wieder an seine Stelle. Erleichtert athmete er auf, als er seinen Schatz so in Sicherheit gebracht hatte und setzte nun seine unterbrochene Rede fort:

„Gesehen hat es Niemand, als ich das Paquet in meinen Sack steckte, suchen wird es an dieser Stelle Niemand und finden noch weniger. Man wird mich auf einige Zeit einsperren, aber für 30 000 Gulden darf man sich so etwas auch gefallen lassen. Da keine Beweise gegen mich vorliegen, so wird man mich wieder freigeben müssen, dann können wir ruhig den Schatz genießen."

„Den Schatz? Den Diebstahl, das Verbrechen meinst Du? Ich will keinen Theil daran haben, ja, ich werde die Anzeige auf der Post machen, wenn Du es nicht thust."

„Liebe Frau, das wirst Du nicht thun, Du wirst Deinen Mann und Dich nicht in's Unglück stürzen. Sei Du nur beruhigt, wenn meine Handlungsweise auch nicht ganz recht sein sollte, Du bist dafür nicht verantwortlich. Denke, ich hätte Dir von allem kein Wort gesagt und hätte Dir Geld nach Hause gebracht, hättest Du es nicht anstandslos genommen und Holz, Brod und Oel dafür gekauft?"

„Simon, Du bist nicht mehr derselbe, der Du Dein ganzes Leben, der Du noch vor einer halben Stunde warst, sonst könntest Du so nicht reden. Wie groß sind doch die Worte der Weisen, die ich erst kürzlich im Simchas Hanefesch gelesen habe: „Armuth läßt den Menschen sich über seinen eigenen Sinn und über denjenigen seines Herrn und Meisters hinwegsetzen."

Jetzt wurde Jessel heftig und mit vor Erregung und Zorn zitternder Stimme herrschte er sein Weib an:

„Die Weisheit der Frauen geht nicht über ihren Spinnrocken hinaus, haben auch unsere Weisen gesagt, und wie Recht haben sie damit! Wie bist Du eine Undankbare und erschwerst uns durch Deine Redensarten noch die wahrlich ohnedies schwere Last des Lebens. Statt mich mit offenen Armen zu empfangen und mir zu danken, drohst Du mir mit Denunciationen! Für wen habe ich denn gethan, was ich gethan habe? Für mich wahrlich nicht! Für Dich und unsere armen Kinder habe ich es gethan und nun kommst Du mit Deiner Rechthaberei und Zanksucht — —"

„Lieber Simon, wir sind jetzt zu gutem zehn Jahre verheirathet, haben wir in dieser Zeit je ein hartes Wort mit einander gewechselt? Wir haben trübe Tage, schwere Zeiten, harte Sorgen gemeinsam mit einander getragen, war jemand von uns Beiden rechthaberisch oder zänkisch? Jetzt aber hast Du mit dem unrechten Gute den Streit in unser friedliches Heim getragen, Du polterst so laut, daß die Kleinen aufgewacht sind und nennst mich eine zanksüchtige Undankbare? Siehst Du noch nicht, welches Unglück Du in unser Haus gebracht hast? Simon, gieb das Geld zurück! Gott hat so viele Wege uns zu helfen, warum sollen wir den des Verbrechens einschlagen?"

Diese Worte hatten das Eis geschmolzen, das sich um das Herz Jessel's gelegt hatte. Thränen traten ihm in die Augen; er trat zu seinem Weibe hin, ergriff die dargebotene Rechte und konnte nur schluchzend die Worte hervorbringen:

„Du bist gerechter als ich, Rahel. Verzeihe mir, wenn mich die Sorge um Dich und unsere armen Kinder zu einem solchen Schritt hinreißen ließ, verzeihe mir, wenn ich in einer schwachen Stunde mich zum Diebstahl und zu rohen Worten gegen Dich verleiten ließ. Ich will alles wieder gut machen, aber wenn ich das Geld zurück bringe, werde ich auf Jahre lang in's Gefängniß geworfen, was soll ich anfangen?"

„Schaffe nur einmal das Gestohlene wieder aus unserem Hause fort, Gott wird Dir schon einen rechten Weg zeigen. „Wer rein werden will, dem hilft der Himmel dazu," sagen unsere Weisen."

Aber der Himmel half dieses Mal nicht. Rasch erhob sich Jessel, um den Schrank wegzurücken und das Paquet wieder zu sich zu stecken, als die beiden Knaben, vom Morgengebet zurückgekehrt, die Thüre öffneten, gefolgt von dem Postillon, zwei Polizisten und einem höheren Postbeamten.

„Ist das der Hausirer Jessel," fragte der Postbeamte den Postillon, „von dem Ihr sagt, daß er Euch auf das gebrochene Schloß am Wagen und die herausgefallenen Poststücke aufmerksam gemacht hat?"

„Gewiß, Herr Direktor, das ist der Jessel, das weiß ja jedes Kind; er ist ein ehrlicher, rechtschaffener Mann, und er wird gewiß Zeugniß ablegen, daß ich von dem fehlenden Werthpaquet nach Budweis absolut nichts wissen kann."

„Erzählen Sie uns doch einmal, Herr Jessel, was Sie von der Sache wissen," sagte der Postdirektor.

Jessel erzählte nun den ganzen Vorgang, wie wir ihn bereits kennen, bis auf das Werthpaquet von 30 000 Gulden, davon erwähnte er kein Sterbenswörtchen.

„Sie haben also gesehen," wiederholte der Direktor, „wie die längs des Postkastens laufende Querstange herunterstürzte, wie die Paquete aus dem Wagen fielen, riefen sofort dem Riemer, hoben davon ein Paquet auf und übergaben es dem Riemer, ist's so?"

„Ganz so ist's, nur sah ich überhaupt bloß ein Paquet aus dem Wagen fallen, und das gab ich sofort Herrn Riemer."

„Das ist aber doch höchst merkwürdig. Wenn Sie die Stange fallen sahen, so kann vorher kein Paquet aus dem Wagen gekommen sein, und wenn Sie sofort den Riemer davon benachrichtigten, so kann auch nachher keins mehr gefallen sein. Sie haben ein Paquet nach Eger vom Boden aufgehoben und es dem Riemer übergeben. Es fehlt aber noch ein Werthpaquet nach Budweis, welches Werthpapiere im Betrag von 30 000 Gulden enthielt, ist Ihnen darüber nichts bekannt?"

Jessel konnte glücklicherweise gar nicht zu Wort kommen, denn der Postillon fing immer wieder von neuem an, seine eigene Unschuld zu betheuern und Jessel als ehrlichen Mann zu deklariren, bis der eine der beiden Gendarmen Jessel fragte:

„Ihr seid doch, wie Ihr selber sagt, heute Morgen fort auf den Handel gegangen, wie kommt es denn, daß Ihr jetzt schon wieder zu Hause seid?"

„Ich bin extra nach Hause gegangen, um meiner Frau das Erlebniß mit dem Riemer und dem Postwagen zu erzählen und war gerade im Begriff wieder fortzugehen."

„Hm," sagte der andere, „das ist doch eigenthümlich; so wichtig kann die Geschichte für Eure Frau doch nicht sein, daß

sie nicht Zeit gehabt hätte, etwas davon zu erfahren, bis Ihr wieder nach Hause kommt."

Die Polizisten warfen sich einen Blick zu und sagten dann laut:

„Wir müssen hier eine Haussuchung vornehmen; keiner darf den Platz verlassen, auf dem er steht, sonst wird er sofort arretirt."

Die Untersuchung begann mit dem Sack Jessel's. Wären die Beamten drei Minuten später gekommen, so hätten sie das Paquet in Jessel's Sack gefunden. Jetzt durchsuchten sie Jessel und seine Frau, rissen die Betten heraus, öffneten alle Schränke und zogen alle Schiebladen hervor, suchten oben und unten, in der Küche, im Keller, im Speicher; nirgends eine Spur. Einmal rückten sie auch den schweren Schrank von der Wand ab, da sie aber nichts dahinter sahen, stellten sie ihn alsbald wieder an seine Stelle. Die Durchsuchung hatte nichts ergeben. Jessel hatte die ganze Zeit vermieden, den Blicken seiner Frau zu begegnen, er fürchtete, daß sie zu Verräthern werden könnten.

Als aber der erste der Polizisten zu Jessel sagte: „Ich erkläre Sie im Namen des Gesetzes für verhaftet, und Sie haben mir sofort zu folgen," stieß das arme Weib einen Schrei aus, der selbst die harten Vertreter von Recht und Gesetz erschütterte.

„Was wollen Sie denn eigentlich von dem armen Mann," begann wieder der Postillon, „er kann doch nicht sagen, daß er mir das Paquet gegeben hat, wenn er es nicht einmal gesehen hat. Statt ihm zu danken, daß er mich auf das Unglück aufmerksam gemacht hat, steckt man ihn ein; das heiß' ich eine schöne Gerechtigkeit."

„Schweig er," herrschte ihn der Direktor an, „sonst kann er mit seiner bösen Zunge noch selber in's Loch kommen."

Zu der armen, in Thränen gebadeten Frau aber sagte der Beamte in theilnehmendem Tone:

„Sie brauchen die Sache nicht so ernst zu nehmen; Ihr Mann kann nur in Untersuchungshaft kommen, das ist so schlimm nicht. Wenn er wirklich unschuldig ist, so muß sich seine Unschuld bald herausstellen, und er ist frei; im andern Falle freilich kann es ihm schlimm ergehen, aber wir wollen das Beste hoffen."

„Der Jessel ist so unschuldig wie ich selber," polterte der Postillon dazwischen, „warum steckt man denn mich nicht ein, sondern den armen, ehrlichen Mann, der das eine Paquet, das er gefunden hatte, mir sofort eingehändigt hat? Wenn das unser Kaiser wüßt', was die da in seinem Namen thun, es ist eine wahre — — —"

„Noch ein Wort, und Ihr seid ebenfalls verhaftet," fuhren ihn beide Polizisten an, „und jetzt marsch!"

„Ist es mir wenigstens erlaubt, mich von meiner Frau zu verabschieden?" fragte Jessel.

„Das könnt Ihr, aber es muß rasch gehen, man erwartet uns ungeduldig; denn wir sind jetzt schon bald zwei Stunden hier. Also macht's kurz."

Da fiel Jessel seinem schluchzenden Weibe um den Hals und flüsterte ihr leise in's Ohr:

„Ich danke Dir, daß Du mich wieder zur Besinnung gebracht und auf den rechten Weg zurückgeführt hast. Denke nach, wie Du das Geld der Post zurückgeben kannst, ohne uns noch mehr zu schädigen, und wenn Dir kein Weg einfällt, erzähle alles dem Rabbiner und frage ihn um seinen Rath."

Mehr konnte Jessel seinem verlassenen Weibe nicht sagen. Die beiden Polizisten nahmen ihn in die Mitte, der Postdirektor mit dem Postillon folgten und so schritten sie durch die Judengasse dem Amtgefängniß zu.

II.

In der ganzen Judengasse, welche der Vorgang in ungewöhnliche Aufregung versetzt hatte, gab es von Groß bis Klein keinen Menschen, der Jessel für schuldig hielt. Man glaubte vielmehr, daß er ein Opfer seiner Ehrlichkeit geworden sei, daß diese unschuldiger Weise den Verdacht auf den redlichen, fleißigen Mann gelenkt habe, so daß das Mitleid mit der unglücklichen Familie ein allgemeines war. Alles suchte die gedrückte Frau auf, und nun gewahrte man erst die bittere Noth, in welcher die Aermsten lebten. Diese war nun bald beseitigt, der eine trug Holz herbei, ein zweiter Nahrungsmittel, ein dritter Geld, und als der Abend kam, strahlten die Chanukalichter aus der armseligen Hütte so heiter in die Nacht hinein, wie aus dem Hause des reichsten Mannes der Gemeinde. Alle überboten sich in Aufmerksamkeiten und Zerstreuungen jeder Art, um die Unglücklichen ihre Lage vergessen zu lassen; was auch der vereinten Liebe der theilnehmenden Genossen scheinbar gelang. Erst spät am Abend hatten die Besucher das ärmliche Häuschen verlassen; Frau Rahel Jessel war seit den erschütternden Vorgängen von heute Morgen zum ersten Male allein. Zum ersten Male fand sie Zeit und Ruhe, die Erlebnisse des heutigen Tages zu durchdenken, aber es schien ihr unmöglich, Ordnung in diesen Wirrwar von Ereignissen zu bringen, die auf sie heute eingestürmt waren.

Heute früh vor Beginn des Tages wußte sie nicht, woher sie Brod und Holz für sich und ihre Kleinen nehmen solle, und sie glaubte in ihrer Verzweiflung, so unglücklich und verlassen sei kein Mensch auf Erden, wie sie und ihre frierenden, hungernden Kinder. Und jetzt hatte sie das alles in Hülle und Fülle und war doch unglücklicher, als zur Zeit ihres Mangels. Heute Morgen um sieben waren sie noch arm und ehrlich, und eine halbe Stunde später hatte sie 30 000 Gulden und dafür einen Dieb und Betrüger zum Manne. Ihr Simon ein Dieb? Nein, er ist ja ein Baal Teschuba, er hat ja seine unsinnige That sofort bereut, die Menschen halten ihn für ehrlich, und Gott, der ihn für die Frevelthat sofort so schwer züchtigte, wird gewiß seine Teschuba angenommen und ihm Verzeihung gewährt, wie sie selber ihm alles vergeben und verziehen hatte. Aber unter ihren Fußsohlen brannte das Geheimniß, ein dünnes Brett trennte sie von ihm, ein dünnes Brett verhüllte den Fehltritt ihres Mannes, wenn man in der Judengasse wüßte, was dieses dünne Brett verbirgt, würde man ihr dann auch noch die Theilnahme und Unterstützung zuwenden, welche ihr alle entgegen brachten? Und ihr Mann im Gefängniß, was wird aus ihm werden? Was könnte sie thun, um ihm zu helfen? Das Geld zurückbringen, hätte viele Jahre schweren Gefängnisses für ihren armen Mann, für den Ernährer ihrer Kinder zur Folge, zöge für ihren ohnedies so unglücklichen Gatten die Verachtung der ganzen Judengasse nach sich, und das Geld behalten, hieße als Hehlerin Antheil an dem Verbrechen nehmen, das sie doch aus tiefster Seele verabscheute. Und wenn man wieder und wieder käme, um Haussuchung vorzunehmen, wer bürgte dafür, daß die findige Kriminalpolizei nicht doch das gestohlene Gut fände?

Dann schweiften ihre Gedanken wieder zu ihrem eingekerkerten Gatten, dem Dieb. Nein, ein Dieb war er nicht, war er nicht mehr; er hat ja seine That bereut, er büßt sie ja jetzt so schwer. Nie in seinem Leben wird ihn die heißeste Versuchung mehr berücken können, ein haarbreit von dem rechten Wege abzuweichen, und nun sitzt er gefangen, ohne Nahrung, da er doch die Gefangenenkost als Jude nicht genießen kann, nicht einmal Chanukalicht konnte er heute Abend anzünden, und wir schwelgen zu Hause im Ueberfluß, und das Verbrechen ruht unter der Bodendiele — — —

Mit diesen und einer Fluth ähnlicher Gedanken suchte das wackere Weib sein ärmliches Lager auf, ohne stundenlang den Schlaf finden zu können, während die gesättigten Kleinen durch ihre regelmäßigen Athemzüge verriethen, daß die Ereignisse des Tages ihnen nicht den Schlaf rauben konnten. Und als sie in den Morgenstunden endlich einzuschlummern begann, spann ihre geängstigte Seele im Traum die trüben Gedanken so mächtig weiter, daß sie mit einem lauten Schrei aus dem Schlafe fuhr, der ihre Kleinen weckte.

Es war Tag. Schon in früher Morgenstunde kam der zweite Vorsteher und theilte der armen Frau mit, von Seiten der Gemeinde werde alles geschehen, um die Unschuld ihres Mannes möglichst rasch festzustellen. Das sei die Gemeinde nicht nur Simon Jessel, sondern sich selber schuldig. Es dürfe kein solcher Makel auf der Gemeinde lasten, sie möge nur ganz beruhigt sein.

Wenige Stunden später ging ein Ausrufer mit großer, weittönender Glocke durch die Straßen von Leipnik und theilte mit, es sei der Post ein Werthpaquet im Betrag von 30,000

Gulden gestohlen worden. Wer das Paquet wieder zur Stelle schaffe, erhalte eine Belohnung von 500 Gulden.

Das war eine enorme Summe in damaliger Zeit und man kann sich denken, wie Groß und Klein, innerhalb und außerhalb der Judengasse, nun alles aufboten, um dem gestohlenen Werthpaquet auf die Spur zu kommen. Man sprach eine Zeit lang von nichts anderem in Leipnik, aber alles Mühen und Suchen hatte keinen Erfolg.

Schon am zweiten Tag seiner Gefangenschaft wurde Jessel vor den Untersuchungsrichter geführt, aber auch das peinlichste, stundenlang dauernde Kreuz- und Querverhör vermochte nicht, den Schleier zu lüften, der dieses Geheimniß verhüllte.

Vierzehn Tage waren so vergangen; für Rachel Jessel eine qualvolle Ewigkeit. Sie hatte in der ganzen Zeit nicht ein kränkendes Wort des Verdachtes von ihrer Umgebung gegen ihren Mann gehört. Man suchte die unglückliche Frau im Gegentheil zu beruhigen, daß die Unschuld ihres Gatten sicher zu Tage kommen werde, man überschüttete sie und die Kleinen mit unzähligen Beweisen aufrichtiger Theilnahme. Aber bei ihrer ganzen Seelenstimmung verletzte jedes theilnehmende Wort ihr wundes, gereiztes Gemüth nur noch tiefer. Sie war ja eine Hehlerin, eine Heuchlerin, von der sich alle Freunde mit Abscheu abgewandt hätten, wenn ihnen der wahre Sachverhalt bekannt gewesen wäre.

Sie konnte diese Qual nicht länger ertragen. Das schwache Weib mußte einen Menschen haben, dem es sein Herz rückhaltlos ausschütten könnte. Was lag näher, als dem Rabbiner das Geheimniß anzuvertrauen, an den sie ja zudem das letzte Abschiedswort ihres Mannes gewiesen hatte.

Vierzehn Tage und Nächte lang hatte sie mit diesem Gedanken gerungen, ohne zu einem Entschluß kommen zu können. Wohl hatte sie unbedingtes Vertrauen zu ihrem Rabbiner, zu seiner Weisheit und Vertrauenswürdigkeit; aber gerade deßhalb fiel ihr der Schritt so schwer. Sie wußte, welch' gute Meinung der Rabbiner jederzeit von ihrem Manne hatte, sollte sie, die eigene Frau, selber diese gute Meinung zerstören? Aber zu diesem schweren Schritt mußte sie sich entschließen, durfte sie sich entschließen, da ihr Mann es ja selber so wollte.

Rachel Jessel war nicht nur ein frommes, gutes Bieberweib, sie hatte auch einen hellen Geistesblick und einen scharfen praktischen Verstand, der auch die verwickeltste Lage leicht und sicher übersah. Sie wollte dem Rabbiner alles getreulich erzählen und dann von ihm einen Din Thora (die religionsgesetzliche Entscheidung) erbitten, ob sie vor Gott verpflichtet sei, das Geld zurückzugeben, wenn selbst ihr Mann dadurch zu jahrelangem Gefängniß verurtheilt wird, oder ob die Rücksicht auf ihren schwächlichen Mann, auf ihren und ihrer Kinder Ernährer, höher stehe, als die Pflichten der Redlichkeit und Ehrlichkeit. Das Werthpaquet wollte sie jedenfalls dem Rabbiner einhändigen, es duldete sie nicht länger, mit ihm in einem und demselben Raume zu sein.

Dann aber kamen ihr wieder Bedenken, ob sie auf diesem Wege der Sache nicht schade, die sie doch bessern wollte. Wenn der Rabbiner das Paquet der Post zurückgibt, so muß er selbstredend sagen, von wem er es bekommen hat. Wäre es für ihn nicht leichter, wenn er das Paquet erhielte, ohne selbst zu wissen, von wem, damit er mit gutem Gewissen sagen und eventuell beschwören könne, er wisse nicht, woher er das Paquet habe?

Das leuchtete ihr ein. Am Morgen des fünfzehnten

Tages nach der Verhaftung ihres Gatten, noch lange vor Tagesanbruch, löschte sie das Licht ihres Zimmers aus, hob mit Aufgebot aller Kraft den Schrank von der Stelle, öffnete die Bodendiele und nahm den verhängnißvollen Werthgegenstand von der Stelle, wickelte ihn in ein Tuch und legte ihn unter ihr Kopfkissen, stellte den Schrank wieder an seine Stelle, nahm am Vormittag das Paquet unter ihre Schürze und ging direkt in das Haus des Rabbiners.

Als sie an dessen Lernstube kam, pochte ihr Herz so laut, daß ihr horchendes Ohr Mühe hatte, zu hören, ob und wer beim Rabbiner zugegen war, obwohl es sehr laut darin zuging. Es war nämlich gerade die Zeit des Schiur (talmudischen Vortrags), an dem einige zwanzig Jünglinge sich lebhaft betheiligten. Ohne anzuklopfen öffnete sie leise die Thüre, aber nur so weit, als nöthig war, um das Paquet in's Zimmer zu werfen, schloß die Thüre sofort und eilte auf die Straße, wo sie in der Menge nach wenigen Sekunden verschwand.

Niemand hatte sie bemerkt. Nur einige der Hörer, welche der Thüre zunächst saßen, hatten die Thüre sich öffnen und einen Gegenstand in das Zimmer fallen sehen, ohne zu ahnen, was das Tuch enthalte und wer es da hineingeworfen habe. Wenn statt eines unscheinbaren Päckchens ein Balken von der Zimmerdecke niedergefallen wäre, hätte sich auch keiner der Anwesenden während des Studiums danach umgesehen. Ueber eine Stunde mochte das Paquet so am Boden gelegen haben, als der Vortrag schloß und einer der jungen Leute es aufhob, um es dem Lehrer hinzureichen, mit dem Bemerken, dasselbe sei während des Schiur in das Zimmer geworfen worden. Der Rabbiner trat an's Fenster, öffnete das Paquet, während seine Schüler das Zimmer verließen. Aber kaum hatte er die

Aufschrift gelesen, fuhr er erschrocken zurück, da stand es klar und deutlich:

„Herrn Ernst Roderich in Budweis! Werth 30 000 Gulden in Papier."

Der damalige Rabbiner von Leipnik war der berühmte Rabbi Teomin Fränkel, der durch seinen lauteren Charakter, seine tiefe Weisheit und aufrichtige Frömmigkeit weit über seinen engeren Berufskreis hinaus berühmt war. Die Erregung darüber, daß das, was er hier in der Hand hatte, der Gegenstand hochgradiger Aufregung in allen Kreisen der Stadt war, machte ihn einen Augenblick zittern und ließ ihn die Ruhe verlieren, die ihn sonst auch in kritischen Momenten nicht verließ. Aber es war nur eine augenblickliche Aufwallung. Nach wenigen Minuten hatte er wieder seine Fassung und damit auch die Klarheit des Geistes gefunden, die ihn selbst die verwickeltste Situation richtig überschauen und beurtheilen ließ.

Vorsichtig prüfte er die Siegel, sie waren alle unversehrt. Während der Prüfung ließ er in abgebrochenen, halblaut vor sich hingesprochenen Sätzen alle denkbaren Möglichkeiten Revue passiren, um sich für die wahrscheinlichste zu entscheiden, und seine Maßnahmen danach zu treffen.

„Also," begann er, „ist doch einer aus der Gemeinde der Dieb; wer hätte das geglaubt! Oder ist der Thäter gar ein Christ, der sich nicht mehr sicher fühlt, und nur das Paquet in das Zimmer wirft, um jeden Verlust von sich abzulenken? Der Frau Jessel müßte ich von dem Vorgefallenen jedenfalls Mittheilung machen, damit sie sobald als möglich erfährt, daß der gestohlene Gegenstand gefunden ist, und nun ihr Mann frei wird. Oder, wenn gar Jessel wirklich der Dieb, wenn seine Frau Mitwisserin und sie diejenige wäre, die das Paquet in

mein Zimmer geworfen hat? Nein, das ist ausgeschlossen, aber lägen die Dinge trotzdem derart, so wäre die Frau von Simon Jessel eine Frau, die mit viel Klugheit gehandelt hat, daß sie mich darüber im Unklaren ließ. Ich bin dadurch mit meinen zu treffenden Maßnahmen weniger gebunden. Ich kann ja mit Fug und Recht behaupten, daß ich nicht weiß, wie das Paquet in meine Hände gekommen ist. Simon Jessel hat es jedenfalls nicht in mein Zimmer geworfen, der sitzt hinter Schloß und Riegel."

Mit diesen Worten schloß der Rabbi das Paquet in einen Seitenschrank und steckte den Schlüssel in die Tasche. — Sinnend ging er im Zimmer auf und ab, er konnte zu keinem Entschlusse kommen. Gab er den gestohlenen Gegenstand bei Gericht ab, so lag der Verdacht offen, daß einer aus der jüdischen Gemeinde der Dieb sein müsse, und man würde Simon Jessel wahrscheinlich nicht nur nicht aus der Haft entlassen, sondern das Gericht müsse mehr als je von seiner Schuld überzeugt sein, falls sich kein anderer Dieb fände. Und es galt, rasch zu handeln! Wer konnte wissen, ob nicht irgend ein raffinirter Verbrecher, den Werthgegenstand dem Rabbiner in das Haus geworfen und ihn bereits als denjenigen bei der Polizei denunzirt habe, bei dem man nur nachsuchen solle, um das Gewünschte zu finden?!

Der Gedanke an die Möglichkeit eines solchen Bilbul (Intrigue) bestimmte den Rabbiner, das Paquet wieder aus seinem Verließ hervorzunehmen und es wieder eingewickelt in das Tuch auf die Stelle zu legen, von welcher es kurz vorher aufgehoben wurde. Wenn ihn die Kriminalpolizei mit einer Haussuchung überraschen und den Gegenstand ihres Suchens auf dem Zimmerboden hart bei der Stubenthüre finden werde,

so muß sie doch überzeugt sein, daß Jemand, der in verbrecherischer Absicht einen so gefährlichen Gegenstand im Hause hält, ihn wahrlich nicht an dieser Stelle offen liegen läßt.

Als aber der räthselhafte Gegenstand so vor ihm lag und fort und fort den Blick des auf- und abgehenden Rabbiners auf sich zog, fühlte er, daß er hier nicht die Seelenruhe finde, um ungestört über die zu treffenden Maßnahmen nachzudenken. Er nahm Stock und Hut, schloß sorgfältig sein Zimmer ab und ging vor die Stadt hinaus in's Freie, um unbehelligt seinen Gedanken nachgehen zu können.

Um jene Zeit kannte man den Luft- und Bewegungskultus unserer Tage noch nicht, der Leuten besonders von sitzender Lebensart, einen täglichen Spaziergang vorschreibt. Aber gar einen an Wochentagen spazieren gehenden Rabbiner hätte sich damals keine noch so lebhafte Phantasie auch nur vorstellen können. Wer den Rabbiner in der Stadt gehen sah, glaubte, daß sein Weg irgend einer beruflichen Veranlassung gelte. Außerhalb der Stadt aber traf er auf Niemanden, der sich an seinem Spaziergang gestoßen hätte.

Ungestört konnte er hier seinen Gedanken nachhängen, aber sein sonst so bewährter, glänzender Scharfsinn versagte und vermochte hier keinen Ausweg zu finden. Als er eben um die Ecke bog, sah er in kurzer Entfernung einen Geistlichen entgegenkommen. Es war der ihm bekannte Domherr Reinhold. Bei seinem Anblick fuhr's ihm wie ein Blitz durch die Seele, jetzt hatte er den Ausweg gefunden.

„Ei, ei," redete ihn der leutselige Domherr an, „das ist ja eine seltene Erscheinung, die ich sogleich, wenn ich nach Hause kommen, in unsere Chronik aufzeichnen möchte. Ihr geht

spazieren? Ich glaube, das ist in den zwanzig Jahren, die ich Euch kenne, noch nicht vorgekommen."

„Sie mögen schon recht haben. Aber es ist auch in der That eine ungewöhnliche Veranlassung, die mich hinaustreibt. Mich beschäftigt eine ernste Frage, und ich wüßte keinen, der sie mir besser beantworten könnte, als Ew. Eminenz."

„Ihr scherzt, Eure Weisheit ist weit über das Weichbild unserer Stadt hinaus bekannt, welche Frage könnte es geben, die ich besser beantworten könnte, als Ihr?"

O doch, es handelt sich um eine kirchliche, religiöse Frage, also um ein Gebiet, auf dem ich gänzlich unwissend bin, während Ew. Hochwürden da unbestrittene Autorität sind."

„Da bin ich doch begierig; Ihr wollt Euch doch nicht taufen lassen?"

„Nicht doch, aber beichten möchte ich bei Ihnen, und da möchte ich Ew. Eminenz anfragen, ob ein Jude überhaupt bei Ihnen beichten kann?"

„Ihr scherzt doch nicht? Ihr, bei mir beichten?"

„Ich werde Sie, Ehrwürdiger Herr, leicht überzeugen, daß es mir vollkommen Ernst ist, würden Sie wirklich eine Beichte von mir annehmen?"

„Allerdings, warum sollte ich das nicht?"

„Darf ein Jude auch ebenso auf die Heilighaltung des Beichtgeheimnisses vertrauen, wie es einer ihrer Glaubensgenossen darf?"

„Vollkommen, hier habt Ihr mein Ehrenwort darauf!"

„Dessen bedarf es nicht; das Wort Ew. Eminenz ist mir ohne weiteres ein heiliges Ehrenwort. Und was hätte ich nun zu thun, um möglichst bald meine Beichte ablegen zu können?"

„Ich bin morgen früh schon zur Frühmesse in der Kirche. Ihr braucht dann nur zu meinem Beichtstuhl zu kommen, das Uebrige wird sich dann leicht erledigen lassen."

„Aber, Eminenz begreifen, daß ich das bei meiner amtlichen Stellung nicht so ohne weiteres kann. Was würde meine Gemeinde sagen, wenn ihr Rabbiner zur Frühmesse in die Kirche ginge und dort die Beichte ablegte? Wäre es nicht möglich, daß ich meine Beichte außerhalb der Kirche, etwa in Hochdero Wohnung ablegte?"

„In Ausnahmefällen ist das wohl zulässig, und da ein solcher Ausnahmefall hier vorliegt, so trage ich keinerlei Bedenken, Eurem Wunsche zu willfahren."

„Und auf die Heilighaltung des Beichtgeheimnisses hat dieser Umstand keinen Einfluß?"

„Nicht den geringsten. Und da ich sehe, daß es Euch daran liegt, Euer Herz bald zu erleichtern, so will ich Euch heute Nachmittag von zwei Uhr an in meiner Wohnung erwarten. Also auf Wiedersehen heute Nachmittag."

Bei diesen Worten reichte der leutselige Priester dem Rabbiner zum Abschied die Hand und ging der Stadt zu, während der Rabbiner seinen Spaziergang noch einige Minuten fortsetzte, um dann ebenfalls zur Stadt zurückzukehren.

Nachmittags zwei Uhr fand er sich pünktlich in der Wohnung des Domherrn ein und wurde auf's freundlichste empfangen.

„Unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses übergebe ich Ew. Eminenz dieses Paquet, das heute Morgen während meines Talmud-Vortrages in mein Zimmer geworfen wurde, ohne daß ich weiß, von wem. Es ist das Poststück im Werthe von

30 000 Gulden, das kürzlich gestohlen wurde, und das ich Ew. Eminenz bitte, dem Gericht zurückzugeben."

Erstaunt nahm der Domherr das Poststück in die Hand, prüfte sorgfältig die Siegel, und als er sie tadellos unverletzt fand, fragte er:

„Aber warum wollt Ihr das Geld nicht selber zurückgeben?"

„Wie ich Euer Hochwürden bereits sagte, ist mir das Werthstück auf ganz räthselhafte Weise zugegangen. Ich weiß nicht, ob es von einem Juden oder einem Christen mir gebracht wurde. Der arme jüdische Hausirer, auf den allein der Verdacht der Behörde fiel, hat es sicher nicht gebracht, denn er ist seit Wochen gefänglich eingezogen. Ich halte die Möglichkeit nicht für ausgeschlossen, daß mir das Paquet von christlicher Hand in's Zimmer geworfen wurde, um den Verdacht des Diebstahls auf einen Juden zu lenken. Dieser Zweck würde sicher erreicht, wenn ich das Paquet dem Gericht zurückgebe, und wird vereitelt, wenn es durch Ew. Hochwürden geschieht. Da dem Gericht das Beichtgeheimniß heilig ist, so wird man Ew. Eminenz nicht fragen, wie der Gegenstand in Hochdero Besitz gekommen ist." —

„Ihr seid wirklich ein gescheidter Mann, aber eins habt Ihr doch vergessen: daß nämlich demjenigen, der das Geld zurückgibt, ein Finderlohn von 500 Gulden zugesagt ist. Dieser Lohn fällt dann mir zu, wenn aber Ihr das Geld zurückgebt, so erhaltet Ihr die 500 Gulden. Mit Rücksicht darauf will ich Euch noch jetzt die Entscheidung lassen, da ich von Eurem Irrthum keinen Nutzen ziehen möchte."

„Ehrwürdiger Herr! An diesen Punkt hatte ich allerdings nicht gedacht und zwar wohl deshalb nicht, weil es uns

nach jüdischem Gesetz untersagt ist, einen Finderlohn anzunehmen. Die 500 Gulden hätte ich daher nicht annehmen können, auch wenn ich das Geld dem Gerichte übergeben hätte."

„Das ist mir ganz neu," entgegnete erstaunt der Domherr.

„Das wird Ew. Eminenz jeder Beliebige aus der Judengasse sagen, den Ew. Hochwürden deßhalb befragen wollten. Aber wenn dem auch nicht so wäre, so könnte ich dieses Geldes doch nie froh werden, wenn ich damit einen so schwarzen Verdacht auf meinen ohnehin unter so vielfachem Vorurtheil leidenden Glaubensgenossen lenken würde. Nein, nicht einmal, zehnmal würde ich in diesem Falle auf die Summe verzichten; dieser Umstand braucht daher Ew. Eminenz nicht zurückzuhalten, das Geld abzugeben und den Ew. Hochwürden mit Recht zufallenden Finderlohn hinzunehmen."

„Ich weiß nicht, ob ich Euere Selbstlosigkeit oder Euere Weisheit mehr anstaunen soll; aber ich werde das Geld heute noch zurückschicken und Niemand soll erfahren, von wem ich es bekommen habe. Das habt Ihr gut gemacht."

Der treffliche Priester hielt Wort. Eine Stunde später war das Werthobjekt in den Händen des Gerichts, das nun überzeugt war, daß es mit der Verhaftung Jessels einen Fehler begangen habe. Eine Stunde später war Simon Jessel frei und eilte, von allen Bekannten, die er in der Judengasse traf, beglückwünscht und begleitet, wie in einem Triumphzug seinem Häuschen zu.

Bis spät in die Nacht hinein ward das Häuschen nicht leer von Besuchern, die gekommen waren, ihrer Freude Ausdruck zu geben, daß Simon Jessel und mit ihm die ganze Ge-

meinde von dem schweren Verdachte frei war, der mehr als zwei Wochen auf ihr gelastet.

Es war fast Mitternacht, als Rahel mit ihrem Manne zum ersten Male allein war und alles, was vorgefallen war, ihm erzählen konnte. — Als das wackere Weib geendet hatte, entgegnete Simon:

„Gott sei Preis und Dank, daß ich wieder frei bin, und meinen Fehler so hart gebüßt habe, daß ich auch Gott gegenüber wieder rein dazustehen hoffen darf. Tausendfachen Dank aber dafür, daß das gestohlene Gut nicht mehr in unserem Hause ist; die Ungewißheit darüber hat mir heute schier das Herz abgedrückt, als mich die ganze Gemeinde wegen meiner vermeintlichen Unschuld beglückwünschte. Wie es aber unserem Rabbiner gelungen ist, das Geld zurückzugeben, ohne daß ein Verdacht auf mich oder einen anderen Juden fiel, das ist mir ein Räthsel."

„Jedenfalls," unterbrach ihn Rahel, „mußt Du morgen selber zum Rabbiner gehen, meine Handlungsweise entschuldigen und Deinen Dank aussprechen; vielleicht erfährst Du bei diesem Anlaß Näheres. Nach zehn Uhr ist der Morgen-Schiur zu Ende, da störst Du den Herrn Rabbiner gewiß am wenigsten."

Am andern Morgen begab sich Simon Jessel zur bezeichneten Stunde in das Haus des Rabbiners und wurde von demselben herzlich begrüßt und beglückwünscht. Als eben Jessel beginnen wollte, dem Rabbiner den ganzen Vorgang zu erzählen und die Glückwünsche als unverdient abzulenken, klopft es an die Thüre und hereintrat, zum großen Erstaunen der beiden Anwesenden, Herr Domherr Reinhold.

„Ich bin Euch," begann der leutselige Herr, „noch eine Erwiderung Eueres Besuches schuldig. Jedoch so viel, wie Ihr mir brachtet, bringe ich Euch nicht mit. Aber die fünfhundert Gulden bringe ich Euch, die ich vor einer Stunde erhalten habe, und die von Gott und Rechtswegen Niemand anders als Euch gehören."

„Ehrwürdiger Herr," entgegnete der Rabbiner, „dieser herrliche Zug setzt Hochdero Edelmuth die Krone auf; aber wie ich bereits sagte, ich darf das Geld nicht behalten. Simon," sagte der Rabbiner zu Jessel gewendet, „darf ein Jude Finderlohn annehmen?"

Doch bevor Jessel, der nun die ganze Situation erfaßt hatte, antworten konnte, fragte der Domherr:

„Ah, das ist wohl der arme, unglückliche Mann, der fälschlicher Weise so lange verdächtigt war?"

Und als der Rabbiner zustimmend antwortete, meinte der geistliche Herr:

„Ich mache Euch einen Vorschlag. Ihr wollt die 500 Gulden nicht, und ich habe mir vorgenommen, sie nicht zu behalten. Wie wäre es, wenn wir sie als Schmerzensgeld dem so lange unschuldig Eingekerkerten gäben? Er kann sich mit dem Kapital ein ehrbares Geschäft gründen, kann den Hausirhandel aufgeben und so dem Unglück, das über ihn so unverschuldet hereingebrochen ist, noch eine Lichtseite abgewinnen. Ich lese, Herr Rabbiner, aus Euren zustimmenden Blicken Euer Einverständniß; da habt Ihr das Geld, Jessel, möge es Euch Glück und Segen bringen!"

Bei diesen Worten ergriff der Domherr, um jede Entgegnung abzuschneiden, rasch Stock und Hut und verabschiedete sich. —

Als nun Jessel mit dem Rabbiner allein war, legte ersterer das Geld auf den Tisch mit den Worten:

„Ich kann das Geld niemals annehmen, denn es ist mir in einer falschen Voraussetzung zuerkannt worden. Für die verbüßte Einkerkerung habe ich kein Schmerzensgeld zu beanspruchen, denn ich habe sie verdient. Ich war — ich bin der Dieb."

Nun erzählte den ganzen Vorgang mit allen Einzelheiten, wie wir ihn bereits kennen, von heißen Reuethränen und so lautem Schluchzen begleitet, daß der Rabbiner sein Zimmer abschloß und Simon Jessel wiederholt zur Mäßigung ermahnte, damit kein unberufenes Ohr etwas von dem Vorgang höre.

Als Jessel seine Mittheilung beendet hatte, ergriff der Rabbiner bewegt die Hand des in Thränen aufgelösten Reuigen und sagte ihm:

„Jessel, Du bist kein Dieb und warst nie einer. Unsere heilige Sprache scheidet scharf zwischen einem gewohnheitsmäßigen Dieb und einem, der nur ein einziges mal etwas entwendt hat. Den ersteren nennt sie Gannof, den zweiten Gonef, für den ersteren hat die deutsche Sprache in dem Worte Dieb ihre Bezeichnung, für den letzteren nicht. Ein Dieb würdest Du, Gott behüte, nur werden, wenn Du auf diesem Wege weiter wandeln würdest. Du bist ein gelernter Mann, ein Talmid Chacham, von dem unsere Weisen sagen, daß man ihm ein Unrecht, das er begangen, nicht nachtragen dürfe, weil er sicher Teschuba gethan, d. h. den Vorsatz, zur Pflicht zurückzukehren, gefaßt und ausgeführt hat. Unsere Weisen lehren ferner auf den ersten Blättern von Chagiga: wer etwas Un-

rechtes gethan hat und bereut es, dem wird sofort verziehen; Dein Unrecht war Dir daher gewiß verziehen, schon bevor Du in's Gefängniß abgeführt wurdest. Aber die Weisen gehen noch weiter und lehren im Traktat Berachoth Fol. 12: daß wer mit der Reue noch Scham über das Geschehene verbindet, daß dem Gott nicht nur das eine vorliegende Unrecht, sondern alle Sünden verzeiht. Die Scham, diese treue Botin des erwachten Gewissens, verklärt alle trüben, hinter uns liegenden Punkte, ohne sich auf den einen Fall zu beschränken, der sie geweckt hat. Du hast Deine Reinheit wieder voll erlangt, schon kurz, nachdem Du sie verloren hattest. Danke es Gott, daß er Dir ein so wackeres Weib zur Seite gegeben hat, die Dich in der heißen Stunde der Versuchung nicht straucheln ließ und nimm ohne Bedenken das Geld hin. Keine Seele darf zunächst etwas davon erfahren, daß Du eine so große Summe besitzest und wie Du in ihren Besitz gelangt bist, außer den Dreien, die bereits Kenntniß davon haben, und Deine Frau. Ihre Weisheit hat Dich mit Gottes Hilfe gerettet. Und nun wasche Dir hier Deine Augen aus und gehe zuversichtlich Deiner Zukunft entgegen. Sie wird sich heiterer, als Deine Vergangenheit gestalten; der Heilige, gepriesen sei Er, thut kein solches Wunder umsonst. Ich entbiete Dir für diese Zukunft den Gruß, den die Schnitter Boes entgegenbrachten: „Gott sei mit Dir, Du wackerer Held!" und gehe nun in Frieden!"

Voll innigen Dankes küßte Jessel dem greisen Weisen die Hand und ging, das Herz voll neuen Lebensmuthes, zu den Seinen zurück. Fünfzig Gulden brachte er als den Zehnten dem Domherrn zur Vertheilung an christliche Arme.

Der kluge, menschenfreundliche Greis theilte Jessel mit, er brauche zur Zeit einen neuen Pelz. Wenn Jessel sich einen

Pelzhandel anlegen wolle, so möchte er sein erster Kunde werden.

Simon Jessel befolgte diesen Rath. Durch Empfehlung seitens des Domherrn erlangte Jessel bald einen großen, angesehenen Kundenkreis, und im Laufe der Jahre ein sehr bedeutendes Vermögen. Seine Enkel und Urenkel leben heute in vielen Gemeinden zerstreut und segnen dankend das Gedächtniß ihres Ahns, der die Erzählung vor seinem Tode seinen Kindern mittheilte.

XV.

Mein Fliegenglas.

Mein Fliegenglas, vor dem ich jetzt schon eine volle Stunde sitze und es sinnend betrachte, zeichnet sich in keiner Weise vor anderen Fliegengläsern aus. Ebenso wenig unterscheiden sich meine Stubenfliegen, welchen meine Fliegenglocke der Central- und Brennpunkt ihres ganzen Schwirrens, Lebens und Strebens ist, von anderen Stubenfliegen. Das Glas besteht aus einer hohlen Halbkugel, deren Höhe spitz zuläuft und durch einen fingerdicken Kork oben geschlossen ist. Unten ist sie etwa in einer Höhe von drei Fingerbreiten einwärts gebogen, und bildet dadurch einen Behälter zur Aufnahme von verdünntem Essig. Das ganze ruht auf drei kurzen gläsernen Füßen, die auf einem weißen mit Zucker bestreuten Porzellanteller stehen. Der scharfe Essiggeruch zieht die Fliegen rasch herbei, sie naschen von dem Zucker, fliegen in die Höhe, suchen einen Ausweg, ohne ihn zu finden, und umschwirren das Glas so lange, bis sie ermüdet in das Essigmeer niederfallen und darin elendlich ertrinken.

Das ist die Geschichte aller Fliegengläser. — Was mich nun bei diesem Vorgang in erster Reihe interessirt, ist die Frage, wie es denn kommt, daß die sonst so intelligenten Fliegen so einfältig sind, hier den Tod zu finden, dem sie doch leicht entgehen könnten. Sie könnten uns klugen Menschen doch so leicht ein Schnippchen schlagen, sich nach Herzenslust an dem Zucker gütlich thun, und brauchten nur auf demselben

Wege wieder zurückzukehren, auf dem sie gekommen sind. Unter Hunderten von Fliegen kommt oft nicht eine einzige auf diesen Einfall. Der Vorgang spielt sich gewöhnlich so ab: Die Fliege läßt sich zuerst auf dem Tellerrand nieder, geht dann bedächtig tiefer und tiefer hinab, bis sie auf das Zuckerfeld stößt, dort füllt sie sich mit den süßen Leckerbissen an, fliegt gesättigt in die Höhe, möchte die Glaswand durchstoßen, die sie von der Außenwelt trennt, muß aber bald den Versuch aufgeben, sinkt in den Essig, plätschert darin noch eine Weile verzweifelt herum, bis ihr die Kräfte versagen und ihr das Leben ausgeht.

Dann wundere ich mich über mich selber, weil ich mich über die Fliegen wundere, denn dasselbe, was hier die dummen Fliegen thun, thun draußen die klugen Menschen. Eine einfältige Fliege geht gedankenlos ihrem Rüssel und ihren Augen nach. Sie hat keine Ahnung davon, daß der süße Zucker, den sie schlürft, ihre Henkersmahlzeit, ihre Sudoh Maffekes ist. Warum sollte sie auch zurückkehren von einem Weg, auf dem ihr jeder neue Schritt eine größere Fülle von saftigen Leckerbissen brachte? Draußen giebts keinen Zucker, dagegen allerdings auch keinen tückischen Tod. Das ist es aber eben, was die Fliege nicht weiß, nicht wissen kann. Aber die Menschen und gar die jüdischen Menschen, deren heilige von Gott selber ihnen gereichten Urkunden sie Mizwas Teschuba, die Pflicht der Rückkehr lehren, daß diese genau so einfältig wie die Fliegen handeln können, das setzt doch allem Wunderbaren die Krone auf.

Wie die Menschen Zucker streuen, um die Fliegen in den Tod zu locken, so verhüllen Leidenschaft und Sünde ihre zum Untergang führenden Todespfade mit süßen Reizen und Genüssen. Die Fliege glaubt, der Zucker sei für sie dahingestreut,

um ihr ein süßes Dasein zu bereiten, und der Lüstling hält die ganze große Welt mit ihren Freuden und Blumen für eine große table d'hôte für ihn extra gedeckt, um ein bequemes Schlaraffenleben zu führen. Daß über dem Zucker sich eine Tod bergende Glocke wölbt, der alle verfallen sind, die ihrem Zauberkreis nahen, das hält der gesunde, nüchterne Fliegenverstand für eine Ueberspanntheit, durch die er sich sein Zuckermahl nicht verbittern läßt. Deshalb reißt eine Fliege der anderen den Zuckerstaub hinweg und thut sich gütlich, ohne an das Ende mit Schrecken zu denken. Niemand belehrt, niemand warnt sie; wer wollte sich über diese Fliegenweisheit auch wundern! Aber den Menschen hat die Weisheit des Weisesten gemahnt, hat ihm dieses Bild gerade als abschreckendes Beispiel vorgeführt:

„Mein Kind, wenn Dich die Leichtsinnigen berücken wollen, willige nicht ein. — — Mein Kind, gehe nicht denselben Weg mit ihnen, halte Deine Füße zurück von ihren Pfaden. — — Denn umsonst scheint das Netz ausgebreitet in den Augen aller geflügelten Wesen, und die Jäger lauern auf ihr Blut und stellen ihrem Leben nach." (Mischle Kap. 1, V. 10 ff.)

Und dennoch!

Wenn Jemand diesen weisen Rath nicht befolgt und sich auf einen schlechten Weg verirrt hat, so ist er nach den Gesetzen der Vernunft und Logik verloren. Der Lügner, der Dieb, der Mörder, der Ehrsüchtige und Wollüstige, die Geld und Genuß blenden, wie die Fliegen der Zucker, sie jagen alle dem Untergange zu.

Ob's unter den Fliegen wohl auch solche Auswüchse giebt, Lügner, Diebe, Mörder, Ehrsüchtige und Wollüstige, wie

dies bei der Gattung des homo sapiens, des klugen Menschen, alltäglich vorkommt? Ich wage es nicht die Frage mit Sicherheit zu verneinen. Wohl aber muß ich sagen, daß in den Fliegen mehr Intelligenz und savoir vivre steckt, als sich die Schulweisheit unserer Naturkunde träumen läßt. Zu dieser Ueberzeugung muß jeder gelangen, der das Fliegenvölkchen mit aufmerksamen Augen mustert, wie ich das seit einer Stunde thue.

Da fliegt gerade ein simple Landfliege zum offenen Fenster herein — wie neugierig sie alle Ecken des städtischen Zimmers mustert, immer neue Pracht, immer neue Reize entdeckend. Doch — schon hat sie den Fliegenzucker mit dem pikanten Essiggeruch gewittert! Wie gebannt von dem bisher unbekannten Dufte steuert sie geraden Wegs auf den Teller zu, kostet, saugt und schlürft sich voll der süßen Leckerbissen, um sich endlich überreich gesättigt von der köstlichen Mahlzeit in die Lüfte zu erheben — ja in die Lüfte, wenn nur die Wände der Glocke nicht wären, gegen die sie vergeblich mit dem Kopfe anrennt. Sie ist gefangen die unerfahrene Landfliege! Wäre sie auf ihrem Dorfe geblieben, wo es freilich keinen so herrlichen Zucker, aber auch keinen so elendlichen Tod giebt! Noch wenige Minuten und der saure Essigpfuhl bringt ihren kurzen Freuden ein jähes Ende.

Jetzt nähert sich dem Glas eine blasirte Stadtfliege. Sie weiß wohl, was da so lieblich duftet, sie kennt längst die weißen Stäubchen, die auf dem Teller so verführerisch glänzen, denn sie hat schon manchesmal mit Wonne den süßen Saft geschlürft. Aber in solcher Menge aufgestapelt, hat sie solch' kostbaren Leckerbissen noch niemals getroffen und so „lieblich ist's aus dem Vollen zu schöpfen," sagt Horaz, einer der be-

redtsten Herolde dieser Stadtfliegenweisheit. So hat sie denn auch auf dem Teller Platz genommen und läßt sich behaglich das leckere Mahl schmecken. So trefflich hat's ihr noch niemals gemundet! Sie leckt und leckt und saugt und saugt, bis es ihr zum Ekel geworden. Dann schwirrt sie angefüllt mit dem süßen Ballast, ihres Werthes sich bewußt, in die Höhe, flattert ganz verdutzt und verwirrt in der Glocke umher nach einem Ausgang, den sie nicht finden kann, bis sie ermattet die Flügel sinken läßt und in die todtathmende Rinne niedersteigt, wo ihr in wenigen Augenblicken das Leben entschwindet.

Ganz anders die philosophische Fliege. Sie ist klug und weise und geht so leicht nicht in die Falle. Schon etliche Male hat sie die Runde um den blinkenden Teller gemacht. Aber sie ist Pessimistin. Auch ihr ist Zucker ein wohlbekannter, aber immer willkommener Leckerbissen. Doch traut sie dem wunderlichen Bau nicht recht, der sich über dem unermeßlichen Zuckerfeld wölbt. Auch entgehen ihrem geübten Auge die Leichen der Brüder und Schwestern nicht, die da unten herumtreiben. Aber schließlich — — wozu hat sie denn die Schule der Philosophie und des Lebens durchlaufen? Wenn die da drinnen Thoren waren und ihre Thorheit mit dem Leben büßten, muß sie es ihnen nachthun? Nein, sie ist die weise Fliege, die sich nicht von der geheimnißvollen Kuppel da blenden läßt; sie wird sich sättigen an dem duftenden Mahl und doch mit heiler Haut zurückkehren. Schon schreitet sie zuversichtlich zur Ausführung ihres Planes: Mit einem Ruck steht sie still in ihrer Laufbahn, schaukelt noch sinnend einige Sekunden nachdenklich hin und her, und jetzt sitzt sie schon am Rande des Tellers. Sie nippt nur, aber sie nippt wieder und wieder. Für den entzückenden Anblick und Duft des ganzen Ensembles ist

auch sie nicht unempfindlich; immer tiefer und tiefer geht sie ihrem Rüssel nach, der alle diese Köstlichkeiten mustert und durchkostet, alles in zierlichen Rationen, aber füglich bläht auch sie all das Herrliche auf, das sie zusammengenascht hat. In der Mitte macht sie gravitätisch Halt. Müde von dem reichen Genuß hält sie inne, ruht ein wenig und erhebt sich über das Zuckerniveau ihrer Umgebung, um zur Verdauung einen kleinen Spazierflug zu machen. Doch was ist das?! Wände, nichts als Wände, die gefürchtete Halbkugel hält auch sie in ihrem Bann umschlossen! Rathlos flattert sie in dem Glase umher, vergeblich mit Aufgebot aller Energie einen Ausweg suchend. Nicht lange und es schwinden ihr die Sinne und bald ist die philosophische Fliege nicht mehr zu unterscheiden von den ungebildeten und verbildeten Leidensgenossen, die der unersättliche Essig-Orcus verschlungen hat.

Von den gemeinen Schmeißfliegen, von welchen sich auch ein Exemplar hierher verirrt hat, spricht man gar nicht, ebensowenig von den liliputanerhaften Eintagsfliegen, welche noch nicht trocken hinter den Ohren sind. Bei diesen begreift es sich, daß ihre Gemeinheit und ihr Mangel an Erfahrung sie das Naheliegende übersehen und sie diese Unerfahrenheit mit dem Leben bezahlen läßt. Aber die anderen!

Meine Kleinen, die ich um die Fliegenglocke aufgestellt habe, um ihnen Mizwas Teschuba ad oculos zu demonstriren, halten den geflügelten sechsbeinigen Sündern eindringliche Bußreden, welche ihnen das Rettende, Beseligende, Naheliegende der Rückkehr in so eindringlicher Weise nahe legen, daß es einen Stein erbarmen müßte. Aber sie predigen tauben Ohren.

„O, wenn wir doch die Fliegensprache verständen," meint wehmüthig mein kleiner Abraham à Santa Klara,

„oder wenn die Fliegen unsere Sprache verstünden; nicht wahr, der König Salomo hat die Sprache der Thiere verstanden?"

„Wohl hat er sie verstanden; aber hier würde es nichts helfen, wenn wir es auch ebenso gut verständen. Sie würden nichts hören wollen, ihre Sucht nach süßem Genuß macht sie blind für jede Gefahr und taub für jede Warnung. Die Menschen machen es ja gerade so."

„Das glaube ich nicht, Vater; das kann ja nicht sein," meinte mein kleiner Fliegenprediger.

„Nicht alle, aber doch sehr viele. Manche sehen die Nothwendigkeit und das Beglückende der Rückkehr auch ein, aber der große Troß derer, welche das nicht begreifen und daher die Rückkehrenden auslachen und sie Rückschrittler nennen, hält viele zurück."

„Wirklich? Dann sind aber die Menschen schlimmer und dümmer wie die Fliegen. Schlimmer, weil wir hier doch ähnliches nicht sehen; wenn eine von den Fliegen zurück wollte, würde sie doch keine Genossin zurückhalten. Dümmer aber auch, weil sich keine Fliege zurückhalten ließe. — Aber — — — sieh' einmal die eine Fliege, die eben aus dem Essig sich losgerissen, die glatte Glasfläche erklommen und jetzt den Sprung auf den Zuckerteller zurückgemacht hat, wie sie rasch dem süßen Tod den Rücken kehrt, eben den Rand des Tellers erreicht und sich jetzt wieder frei in die Lüfte geschwungen hat, kommt das bei den Menschen auch vor, daß sie schon vom Tod ergriffen, sich wieder losgerissen und durch Rückkehr das Leben wieder erlangt haben?"

Sinnend traf mein Blick die blitzenden fragenden Augen. „Ja, das kommt vor, kommt sogar oft vor. Wenn Jemand schon auf dem Sterbebette mit dem Tode ringt, und er faßt den

Entschluß zu Gott zurückzukehren, so ist selbst dann die Rückkehr noch möglich, wenn Gott, der jede geheime Regung unseres Herzens kannte, den Ernst dieses Entschlusses uns bezeugen kann. Hier liegt auch der Unterschied zwischen den Menschen und den Fliegen. Wir stellen das Fliegenglas hin, damit die Fliegen sich darin fangen und umkommen sollen. Gott aber hat die Reize des Schlechten und Sündigen nur deshalb in unseren Lebensweg hingestellt, damit wir ihnen nicht verfallen, daß wir ihnen widerstehen sollen. Wenn die Fliegen den Zucker naschten und wieder heil zurückkehrten, wäre es uns ja leid, während es Gott leid ist, wenn uns die Sünde in ihr Garn zieht. Er reicht deshalb jedem Leichtsinnigen, dem Trotzigen selbst die Hand, um ihn zurückzuhalten und ihn zurückzuziehen, wenn er der Versuchung erliegen will oder schon erlegen ist. Er geht jeder Menschenseele nach, wartet Jahre, Jahrzehnte, ein ganzes Leben lang, wartet bis zum Todestage, und nimmt selbst dann den reuig zu ihm Zurückkehrenden wieder mit Liebe auf."

„Weiß man, wann man stirbt?"

„Das weiß man nicht. Das kann noch viele Jahre dauern, es kann aber auch so rasch und plötzlich eintreten, daß einem die Rückkehr nicht mehr möglich ist. Deshalb beten wir täglich dreimal, daß uns Gott die Kraft und die Einsicht geben möge, mit voller Rückkehr zu ihm zurückzukehren. Deshalb hat uns Gott die Tage zwischen Rosch Haschonoh und Jom Kippur besonders für den Entschluß der Rückkehr zu ihm bestimmt. Es sind die Tage, an welchen alles seinem Ende entgegengeht, der Sommer, die reifende Frucht, das fallende Blatt, in welcher alles Teschubo predigt, selbst der Fliegenschwarm und — mein Fliegenglas!"

XVI.

Das Chanuka-Trendelchen.

Wenn mir mein vierjähriges Söhnchen die Chanukageschichte zum so und so vielten Male erzählt — und es versteht darunter nicht ihren historischen Theil, sondern die Art und Weise, wie Chanuka praktisch begangen wird — wie erst der Chanukaleuchter herbeigeholt und gefüllt, dann Abends Berocho gesagt, angezündet und Moauß Zur gesungen wird, dann lautet der Schlußrefrain der ganzen Darstellung regelmäßig: und nachher wird getrendelt! So fest hält kein moderner Rabbiner Bäffchen und Talar, Chorgesang und Predigt für integrirende Theile seines Gottesdienstes, als mein kleiner Erzähler von der Kanzel aus, als welche er meine Kniee benützt, das Dogma von der Zusammengehörigkeit des Chanuka-Trendel mit der ganzen Chanuka-Mizwah verkündet. Er selber ist wenigstens im Herzen von dem überzeugt, was sein Mund redet, und wehe mir, wenn ich es nicht wäre oder zum Mindesten nicht so thäte.

So saß ich denn auch heute Abend wieder mit meinen Kindern spielend zusammen. Das Trendelchen zog munter schnurrend und summend seine unberechenbaren Kreise, schlug seine noch unberechenbareren Purzelbäume, fiel dann bewußtlos auf die Seite, und alle Augen blitzten mit gespannter Erwartung auf den Gewinn oder Verlust, die Nieten oder die Treffer, über welche er verfügte, je nachdem ein נ oder ein ש, ein ג oder ה an die Oberfläche trat. Aber nur zu rasch verflog

die Spielstunde. Der unvermeidliche „Sandmann" kam und umflorte die glänzenden Augen der eifrigen Kleinen. Rasch zählten sie ihren Besitzstand, und sein Wechsel brachte noch einmal Freude und Ernst in die kleine Schaar; aber nur für wenige Augenblicke. Wenn das Hazard-Trendelchen-Spiel eine allzugroße Ungleichheit der Güter geschaffen hatte, dann verfielen die Kleinen auf eine ganz originelle Idee, das gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen. Der vom Glück begünstigte Gewinner schenkte nämlich dem zu kurz Gekommenen wieder so viele Nüsse, als zum Ausgleich des veränderten Besitzstandes nöthig waren — ein Ausweg, auf den die Großen bis jetzt noch nicht verfallen sind, trotzdem sie doch viel mehr über die soziale Frage und ihren heikelsten Punkt, die Ungleichheit des Besitzes, nachgedacht haben, als die Lockenhäupter meiner Lieben, die eben weniger philosophiren und vielleicht gerade dadurch mehr und besser handeln.

Sie schlafen jetzt schon längst, und ich sitze in vorgerückter Nachtstunde allein bei meinem Trendelchen, das sie vom Tische wegzuräumen vergaßen. Mechanisch gedankenlos, oder vielleicht richtiger gedankenvoll lasse ich dasselbe seine Solotänze aufführen. Wie mir sein Summen und Schnurren und die grotesken Sprünge die Erinnerung an die Zeit wecken, in der ich, selber ein Kind, von meinem Vater in die Geheimnisse der Trendelkunst eingeführt wurde! Manchmal kommt es mir vor, als ob das ganze menschliche Leben nichts als ein großes Trendelspiel wäre, in welchem wir große Kinder um Geld, Ehre, Genuß und andere taube Nüsse uns echauffiren, bis der Sandmann kommt und uns schlafengehen heißt. Und die großen Kinder gehen noch weniger gern schlafen, als die Kleinen, und wie diese ihre Nüsse, so zählen jene ihre Siebensachen, die sie er-

würfelt und erhaftet haben, treffen letztwillige Bestimmungen darüber mit einem Ernst und einer Wichtigkeit, als ob es diesseits und jenseits nichts werthvolleres gäbe, als Nüsse oder silberne oder goldene Spielmarken, die sie Geld nennen, weil sie ihnen alles gelten.

Mehr noch als diese allgemein-menschlichen Beziehungen regen die jüdischen Buchstaben aber den Gedanken an die Verkörperung jüdischer Verhältnisse an, welche mein Trendelchen mit seltener Treue in nuce repräsentirt. Wie hier die ב und ה und ב, so stehen draußen im Leben die Ganzen, die Halben und die Nullen sich in diametralem Gegensatze gegenüber. Das Kriterium für die Prüfung ihres inneren Werthes ist der Einsatz, das Opfer und die Hingebung, womit sie für ihre Ueberzeugung eintreten, ist das große, vielköpfige ש, das bei Allen seine Forderung geltend macht. So lange mein Trendelchen in geflügeltem Rundtanze dahinwirbelt, tritt keiner seiner Gegensätze zu Tage, erscheinen alle Seiten gleich. Es bekommt erst Farbe, wenn der Dauerlauf seinem Ende naht und die unaufhaltsame Bewegung zur Ruhe kommt. Aehnlich geht es im Leben der Einzelnen und besonders ganzer Parteien. Die Leute, welche unsere verschiedenen Parteien und Richtungen bedauern und das Ideal ihrer Wünsche in einer einheitlichen, gleichmäßigen Schablone erblicken, nach welcher sich alle in demselben Takt drehen sollen, kommen mir wie Kinder vor, die zwar an dem kreisenden Trendelchen ihre kindische Freude haben, aber immer zittern, wenn nun wirklich die Entscheidung folgt und die eine oder andere Seite obenauf zu stehen kommt. Gewiß sind die Nullen und die immer neu geforderten Einsätze Keinem sympathisch, aber was wäre ein Trendelchen ohne ב oder ש — ein armseliges, unvollkommenes Geschöpf! Gerade

der Schatten läßt durch seinen Gegensatz erst das Licht hervortreten, ohne die Möglichkeit leerer Nieten gäbe es keine Freude mit vollen Treffern, und an der Halbheit der Halben findet die Ganzheit der Ganzen erst ihre volle Würdigung. So hebt mich mein Trendelspiel zu der Höhe jener Anschauung, welche durch den Blick auf die Zustände in ihrer Totalität uns gegen die einzelnen Mängel und Schäden milder und toleranter stimmt. Es ist dies die Anschauung, welche unsere Weisen — gesegnet sei ihr Andenken — in die Aussprüche niedergelegt haben:

„R. Schimeon ben Lakisch lehrte: Das jüdische Volk gleicht einem Weinstocke. Die Ranken entsprechen den Familienvätern, die Trauben den Thorakundigen, die Blätter den Unkundigen, die Heerlinge den ganzen Leeren in Israel. Das ist der Sinn jener Mahnung aus dem heiligen Lande: Die Trauben mögen für die Blätter das Erbarmen des Himmels erbitten, denn ohne Blätter können sich die Trauben nicht halten." (Chulim 92 a) — „Rabbi Chana bar Bisna lehrte im Namen von Rabbi Schimeon Chasida: „Jedes Fasten, das nicht die Abgefallenen Israels in sich schließt, verdient diesen Namen nicht, denn das Chelbana hatte einen schlechten Geruch und doch zählt es die Schrift unter den Kräutern des Räucherwerks auf." (Kerithot 6 b.) — „Zwei der vier Lulab-Pflanzen tragen Früchte, zwei sind unfruchtbar. Die fruchttragenden sollen sich mit den unfruchtbaren, die unfruchtbaren mit den fruchttragenden verbinden, und die Pflicht wird nur erfüllt, wenn sie alle einen Bund bilden. So kann auch Israel das göttliche Wohlgefallen nur in einen Bund vereinigt erstreben, nach dem Prophetenwort: Er baut im Himmel seine Stufen, aber auf Erden hat er seinen Bund gegründet. — Zu

Grunde darf keines wegen seiner Mangelhaftigkeit gehen, sondern in einen Bund vereinigt, sollen die Vorzüge und Mängel sich gegenseitig ergänzen und einer den anderen sühnen." (Menachoth 27 a und Wajikra Rabba Kap. 30.)

Die glatt polirten, fein gedrechselten Trendelchen und Menschen sind mir unausstehlich. Ich schnitze oder gieße deshalb meinen Kindern ihr Trendelchen jedes Jahr selber, das giebt meinen Fabrikaten immer einen originellen Zug. Sie sehen allerdings nicht so salonfähig gestriegelt und geschniegelt aus, wie die fabrikmäßigen Alltags-Trendelchen, von welchen zwölf auf ein Dutzend gehen, aber auch nicht so schablonenartig schwindsüchtig, wie diese, die statt zu tanzen, wie im Delirium tremens rasen und dabei so piano auftreten, als wollten sie die vollendetste Leisetreterei personificiren. Es ist wahr, mein Trendelchen hat seine Eigenthümlichkeiten, gewöhnliche Trendelkritiker werden sagen, seine Fehler und Mängel, aber ich halte diese Eigenart, welche der großen Masse als „Mucken" erscheinen, für seine größten Vorzüge. Eine seiner Marotten tritt z. B. mit solcher Consequenz hervor, daß sie sogar mein vierjähriger Spielpartner zum Gegenstand einer Interpellation gemacht hat, die ich ihm aber nicht genügend beantworten konnte, weil eine richtige Würdigung dieser Eigenthümlichkeit über seinen und noch über manches Anderen Horizont geht, so daß Viele über die Erklärung, die ich nun folgen lasse, ihren sogenannten Kopf schütteln werden.

Also, unser diesjähriges Trendelchen hat die Eigenthümlichkeit oder, wenn man will, den Eigensinn, fast immer so zu fallen, daß der Buchstabe ה oben zu liegen kommt. Es ist eben ein wenig einseitig, würden die Panegyriker der glatt polirten und accurat construirten Trendelchen sagen, deren

ganzes Jichus sich auf die Drechslerbank beschränkt, aus der sie erstanden. Mein Trendelchen ist einseitig, *εὔχομαι εἶναι*, möchte ich mit dem alten Homer sagen, ich bin stolz darauf, es zu sein. Daß man die Einseitigkeit heutzutage für ein so großes Verbrechen hält, liegt im ganzen Zug unserer alles nivellirenden Zeit, der es ja nicht an Verbreiterung, wohl aber an Vertiefung von Wissen und Bildung fehlt. Die Originale sterben aus, alle sind über ein und denselben Leisten geschlagen, sie haben dieselben Schulen besucht, denselben Bildungsgang durchgemacht, in Folge dessen denkt, empfindet, handelt, hustet und räuspert sich einer wie der andere, und derjenige, der sich nun erkühnt, eine eigene, selbstständige, vom großen Strom abweichende Meinung zu haben, nun der ist eben — einseitig. Aber alle wahren Männer, die diesen Namen verdienen, waren einseitig in diesem Sinne, und der erste Jude, unser Stammvater Abraham, besaß eine so große Dosis solcher Einseitigkeit, daß unsere Weisen seinen und seines Volkes Namen, die Bezeichnung Ebräer, von dem Umstande ableiten, die ganze Welt habe die eine und Abraham allein die andere Seite (Eber) gebildet. Wenn ich daher eine Richtung oder Ansicht für wahr erkannt habe, und nun mit dem Aufgebot alles dessen, was ich bin und habe, mich ihr zuneige und dafür ehrlich eintrete, dann wäre ich einseitig? Und es wäre eine Schande, einseitig, es wäre nicht vielmehr eine Schmach, doppelzüngig, zwei-, drei- und vielseitig nach jedem Windzuge umzuschauen und danach meinen Mantel zu hängen?

Wir leben gegenwärtig unter dem Zeichen des Compromisses, nicht nur in religiösen, sondern auch in sozialen und politischen Fragen. Daß jeder Compromiß eine Verleugnung der Wahrheit aus Opportunitäts-Rücksichten ist, wird Niemand

bestreiten; aber ich sehe auf allen diesen Gebieten auch nichts von der Opportunität, die man auf diesem Wege erhoffte. Dieses Feilschen, Schachern, Annehmen und Preisgeben, dieser ganze Handel mit Prinzipien und Ueberzeugungen kann nicht von Gutem sein und kann zu keinem dauernden Frieden führen. Der augenblickliche Erfolg aller dieser Mischmasch- und Kartell-Bestrebungen kann Manchen blenden, aber eine Zukunft hat er nicht, kann er nicht haben. Wer halb fromm, halb neu, halb fortschrittlich, halb konservativ auftritt, mag wohl im augenblicklichen Ringkampfe der Parteien die Oberhand erlangen, aber daß das, was so oben aufliegt, immer das beste ist, wird Niemand behaupten wollen. Es ist wahr, der gehaltvollste Theil der Milch steht als Rahm obenauf, aber auch der — Schaum schwimmt immer gerade wegen seiner Leichtigkeit und Gehaltlosigkeit oben; aus dieser Stellung läßt sich daher auf den inneren Gehalt kein Schluß ziehen. Die Halbheit hat heute Oberwasser, und wenn in dem Ringstreit der ב, כ und ה, der Ganzen, Nullen und Halben, mein Trendelchen die letzteren mit Vorliebe über die anderen rangirt, so weiß es sich im Einklang mit der ganzen Zeit, in der es lebt und wirkt, und verräth einen tiefen psychologischen Blick in dieselbe, den man nicht als Einseitigkeit stigmatisiren sollte. Die Seite, die oben liegt, ist eben leichter, als die alles tragende Basis. Schon Börne bemerkt, daß Minister und Butterbrode immer auf die geschmierte, also auf die bessere Seite fallen, die weniger gute liegt also oben.

Hier könnte ein kurzsichtiger Kritikaster noch eine Ausstellung an meinem Trendelchen zur Sprache bringen. Falls Jemand dasselbe von allen Seiten aufmerksam prüft, so findet er, daß wenn ה oben liegt, die den Tisch berührende Seite ב

zeigt. Der Gegensatz des vollendeten Ganzen ist aber das vollendete Nichts; die Kehrseite des ב sollte daher ב und nicht ם aufweisen, das Halbe dürfte nicht auf der entgegengesetzten Seite, sondern sollte in der Mitte zwischen Ganz und Nichts liegen. Ich bin anderer Ansicht und habe sie meinem Trendelchen leichter beigebracht, als vielen Leuten, mit welchen ich schon darüber diskutirte, die sich aber mit aller Energie dagegen sperren — weil sie wahr ist. Ich halte die halbe Wahrheit der ganzen viel gefährlicher und daher gegensätzlicher, als die vollendete Unwahrheit. Die letztere wird leicht erkannt und daher richtig beurtheilt und verurtheilt, sie verführt und berückt Keinen, der nicht verführt und berückt sein will. Aber die Unwahrheit, die der Wahrheit einige Schein-Zugeständnisse macht, der Abfall, der sich mit frommen Phrasen spreizt, die Lüge, welche die Maske der Wahrheit anlegt, alle diese Manipulationen der Halbheit und Unwahrhaftigkeit, schaden der Erkenntniß und Anerkenntniß des Wahren in viel höherem Grade, als die ehrliche, offene Verleugnung dessen, was hier unter hohlen Formen mit Anstand ertödtet wird. Oder in Kleingeld übersetzt: Wenn Jemand die Wahrheit verletzt, weil er nicht von ihr durchdrungen ist, er entweiht z. B. den Sabbat, übertritt jedes ihm lästige Gottesgesetz, weil es seiner Anschauung und Gemächlichkeit zuwider ist, so weiß ich, mit wem ich zu thun habe, und lasse ihn seinen Weg gehen. Wenn aber Jemand sagt: „Der Sabbat ist uns allerdings biblisch vorgeschrieben, die Speisegesetze sind verbindliches Gebot", aber dann hinterher durch gelehrte, fromme Citate zu beweisen sucht, daß das Gesetz selber das Alles nicht so streng und ernst meine, für diese und jene Fälle und Verhältnisse sich selber außer Kraft gesetzt, Dispens und Ablaß bewilligt hätte, man verstoße

also gar nicht gegen das Gesetz, wenn man dieses thue und jenes lasse, so steht dieser raffinirte Trug, der die Wahrheit verdreht, in viel schärferem Gegensatz zu derselben, als die Leugnung, welche sich skrupellos von ihr vollständig emancipirt. Ich weiß wohl, daß unsere modernen Weisen dieser ganzen Anschauung nicht hold sind, aber sie darf sich mit dem Beifall unserer bewährten alten Weisen trösten, die ihr jederzeit das Wort geredet haben. Sie sagen, wenn eine Lüge Bestand haben soll, so muß sie eine Beimischung von Wahrheit haben (Sota 35 a). Sie haben uns die Mahnung, welche König Jannäus an seine Gemahlin richtete, erhalten: „Fürchte nicht die Frommen und nicht die Nichtfrommen, aber die Gefärbten fürchte, welche den Schein der Frommen annehmen, die wie Simri leben und dabei wie Pinchas belohnt sein möchten." (Sota 22 b.)

Ich lebe der festen Ueberzeugung, daß diese Ketzereien noch einmal Geltung erhalten werden und präge sie daher meinem Trendelchen und meinen Kindern ein. Sie sollen spielend den Ernst des Lebens lernen, damit sie nicht die große Zahl derer vermehren, die den Lebensernst als ein gedankenloses Spiel betreiben. Vielleicht ist es ihnen vergönnt, die Zeit zu erleben, in welcher es keine Ganzen mehr giebt, denen Halbe und Nullen gegensätzlich gegenüberstehen, in welcher dann unsere Trendelchen-Initialen die gewöhnliche Deutung gegen die ursprüngliche vertauschen, um dieses neue Wunder mit den alten Zeichen zu feiern:

נס גדול היה שם

XVII.

Zu Aeïsa.

XVII.

Zu Pferde.

Draußen sandte die untergehende Sonne ihre letzten Strahlen zur Erde nieder und vergoldete die Spitzen der Bäume. Einer dieser Strahlen fiel durch das hohe Synagogenfenster auf die versammelte Gemeinde, welche fastend und betend den Tag der Versöhnung mit Gott, mit sich selber und mit ihrer ganzen Umgebung feierte. Mit diesem Sonnenschein verband sich der flackernde Lichtschein der tief herabgebrannten Jomkippur-Kerzen und wob eine glänzende Lichtkrone, die wie von unsichtbaren Händen gereicht, auf die Häupter der Beter niedergleitete. Aber noch milder und lichter glänzte die Innigkeit und Seligkeit, welche aus den Mienen der Beter leuchtete.

Von Abend bis Abend hatten sie um Vergebung und Sühne ihrer Fehler und Schwächen vor Gott gerungen, und nun waren sie auf den Schwingen ihres Gebetes der Pforte genaht, die zur Versöhnung mit Gott führt.

פתח לנו שער „Oeffne uns die Gnadenpforte," rief laut die ganze Gemeinde, „denn der Tag neigt seinem Ende zu!"

Die ganze Gemeinde? Nein. Dort an der Säule lehnte ein gebrochener, lebensmüder Greis, dessen Lebensweg auch dem Ende zueilte, aber die Pforte, die zur Gnade Gottes führt, hatte er nicht gefunden. Ueberwältigt von der Heiligkeit des Augenblicks, erschöpft vom Fasten, lehnte er, tief in sein Tallis

gehüllt, an dem Pfeiler neben seinem Synagogenplatz und stierte unverwandten Blickes auf den Boden, als schäme er sich, das Auge auch nur zur Höhe seines geöffneten Gebetbuches zu heben.

Als die Gemeinde in freudigem Schauer rief: נבואה שעריך „Wir treten nun ein in Deine Pforte!" schüttelte er wehmüthig das schwere Haupt und hauchte mit einem tiefen Seufzer die trostlose Gewißheit hinaus, daß ihm die Pforte, die zur Gnade Gottes führt, ewig verschlossen bleiben müsse. Er hatte ein so bewegtes Leben voll Leichtsinn und Sünde, voll Ungehorsam und Trotz hinter sich, daß er auf Gottes Verzeihung nicht hoffen konnte. Seine ganze Vergangenheit zog an seinem geistigen Auge vorüber. Zurück bis in die Tage des ersten erwachenden Bewußtseins geleiteten ihn die schmerzvollen Erinnerungen. Da stand seine heimgegangene Mutter vor ihm, wie sie ihm die treue Hand auf das Haupt legte und ihn, als er noch kaum sprechen konnte, die Worte nachlallen lehrte: שמע בני מוסר אביך ואל תטוש תורת אמך „Höre, mein Kind, auf die Erziehung deines Vaters und verwirf nicht die Belehrung deiner Mutter!"

Und er hatte auf die Erziehung des Vaters nicht gehört und hatte die Belehrung der Mutter leichsinnig von sich gewiesen. So lange er noch als Kind unter der unmittelbaren Leitung der Eltern und im Kreise der Geschwister lebte, war er die Freude seiner Eltern und der Stolz seiner jüngeren Geschwister gewesen. Aber als er wenige Jahre nach seiner Bar Mizwo in's Geschäft trat, waren die Versuchungen der Großstadt an ihn herangetreten. Sein Vater hatte ihn in ein Geschäft gegeben, das an Sabbat und Jomtof geöffnet war, das aber ihn contraktlich an diesem Tage vom Besuch des Geschäftes

dispensirte. Der Vater hatte ihn in die Stadt begleitet, noch fühlte er den Druck der Hände, die der scheidende Vater segnend ihm auf's Haupt gelegt hatte.

Aber schon nach den ersten paar Wochen erlag er dem Spott und Hohn seiner Sabbat entweihenden Genossen und der Verführung seines eigenen Prinzipals. Diesem war er als jüngster Lehrling der lebendige, leibhaftige Vorwurf, wo er ihm in den Weg kam. Daß dieser Knirps von Lehrling den Sabbat heilig hielt, während ihn der Chef des Hauses entweihte, war für die Dauer unerträglich. Der Freitag stand noch ganz lebendig vor seiner Seele, an dem ihn der Chef mit wohlwollender Gönnermiene in's Comptoir rief und ihm erklärte, wie er jede religiöse Ueberzeugung schätze und achte. Aber Angesichts der Neckereien und Nörgeleien des Comptoirpersonals, denen er fortwährend ausgesetzt sei, rathe er ihm ja nicht, mit dem Sabbat zu brechen, sondern nur einige Stunden in's Geschäft zu gehen, ohne irgend etwas zu arbeiten. Er sah sich auch mit seinen Sabbatkleidern als fünfzehnjähriger Knabe am Sabbat in's Geschäft gehen, er fühlte noch jetzt das Zittern der Hand, das ihn einige Sabbate später befallen hatte, als er auf Geheiß seines Chefs einer Marktfrau am Sabbat zum ersten Male drei Meter Kattun abschnitt. Mit diesem Schnitt hatte er das Band zerschnitten, welches ihn mit seinen Eltern, mit seinem Judenthum, kurz, mit allem, was ihm heilig war, verbunden hatte.

Als ihm dies alles jetzt in der Scheidestunde des Jomkippur mit erschreckender Klarheit vor die bewegte Seele trat, wurde ihm zum ersten Male die erziehende, sittigende Kraft klar, mit welcher Gott seinen Sabbat ausgestattet hat. So lange er treu den Sabbat gehalten hatte, zog dieser einen Kor-

von zwischen ihm und seinen leichtlebigen Alters- und Geschäftsgenossen. Als diese Schranke aber gefallen war, wurden die bisherigen Spötter seine Freunde und damit sein Verderben. Sie lehrten ihn das Leben in ihrer unlauteren, gemeinen Weise genießen und ließen ihn Theil nehmen an ihren Ausschweifungen und ihrem ganzen lüderlichen Lebenswandel. Sein glänzender Blick verglaste, seine rothen Wangen fielen ein, seine Lebensheiterkeit wurde durch eine brütende, düstere Schwermuth verdrängt. Statt der bisherigen Freude an seinem Berufe machte sich Unlust, Widerwille und Unpünktlichkeit im Geschäft mehr und mehr bemerkbar. Während er sonst mit flinker Hurtigkeit sich aus den Armen des Morgenschlafes riß, sein Morgengebet verrichtete und als der Erste im Geschäft zur Stelle war, konnte er jetzt nicht lange genug schlafen. Es kam nach halbdurchzechten Nächten oft vor, daß er morgens eine viertel Stunde vor Beginn der Geschäftszeit noch in den Federn steckte. Er konnte ohne Preisgabe des Morgengebetes, der Tefillin und Zizis, nicht pünktlich zur Stelle sein; er gab sie preis. Als er ein Jahr später auf die Reise geschickt wurde, kostete ihn die Verletzung der Speisegesetze längst keine Ueberwindung mehr. Wie ihm das alles mit so beängstigender Deutlichkeit vor der von Schmerz und Scham zerwühlten Seele stand!

Er sah die Stadt, das Gasthaus, den lang gedeckten weißen Tisch, an dem er am ersten Tage seiner Reise sich am einen Ende der Tafel Fische und Kartoffeln besonders serviren ließ. So richtig offiziell trephah zu essen, das hatte er noch nicht über sich gebracht, er war noch ein schüchterner Anfänger in diesem Fach. Da kam ein alter Reiseonkel, der Vertreter eines Concurrenzgeschäftes, in den Saal, und auf die

Frage, warum er sich besonders serviren lasse, hatte er noch die Kühnheit zu antworten:

„Was denken Sie auch, ich esse koscher!"

Da klopfte ihm der geriebene Reisende auf die Schulter und sagte höhnisch:

„Ah, entschuldigen Sie, Sie halten das für koscher?! Dann essen Sie ruhig weiter, mit Fischen und Kartoffeln habe auch ich angefangen."

Das hatte dem Faß den Boden ausgeschlagen. Er kannte längst keine Skrupel mehr in seinem Essen und Trinken und seinem ganzen sonstigen Genußleben. Sein ausschweifender Lebenswandel stürzte ihn in Schulden, die er durch wiederholte Eingriffe in die Geschäftskasse deckte. Niemals war etwas von diesen Veruntreuungen an's Tageslicht gekommen, aber um so schwerer lagen sie ihm wie ein drückender Alp auf der geängstigten Seele. Er konnte seinem Chef, dessen volles Vertrauen er genoß, nicht mehr in's Auge schauen, aus Furcht, man könne ihm den Dieb aus den Blicken lesen.

Die nächsten Feiertage verbrachte er zum ersten Male wieder im elterlichen Hause. Dort durfte keine Seele die Umwandlung ahnen, die sich mit ihm vollzogen hatte. Er mußte zu Hause in der gewohnten Weise beten, essen, trinken, und diese Heuchelei drückte ihm schier das Herz ab. Er war glücklich, als er sofort nach den Feiertagen das Elternhaus verlassen konnte. Er war ein Fremder darin geworden.

Noch gieriger stürzte er sich in den Strudel der Zerstreuungen, tiefer und tiefer sank er in den Pfuhl der Entartung; er hatte die Kraft nicht mehr, sich zu ermannen und sich loszureißen. Gebrochen am Körper, geknickt am Geist, warf

ihn als Folge seines sittenlosen Lebens eine schmerzliche, langwierige Krankheit darnieder, aus der er als hohläugiger, jugendlicher Greis wieder zum Leben erstand. Aber er stand diesem Leben blasirt und theilnahmslos gegenüber, er hatte die Lust am Leben verloren. Noch glühte die eingefressene sündige Leidenschaft in der Brust, aber die Kraft fehlte ihm, ihr zu fröhnen.

Verdrossen und mürrisch griff er wieder seine geschäftliche Thätigkeit auf, aber es war kein Trieb und kein Segen darin. Langsam, langsam arbeitete er sich wieder in die Höhe, aber die Lust am Dasein, die Freude mit der Thätigkeit war dahin. Da starb die Mutter. An ihrem Grabe hatte er sich gelobt, ein neues Leben zu beginnen. Aber er konnte den Vorsatz nur wenige Tage lang ausführen. Als er nach Verlauf der sieben Trauertage das Elternhaus verließ, verließ ihn auch der treue Lebensvorsatz, den er in ernster Stunde gefaßt hatte.

Sein siecher Körper, sein verunlauterter Geist waren zu schwach für den Kampf gegen Gewohnheit und Sünde. O wäre er noch einmal jung, rein, wäre er noch einmal im Besitz seiner vergeudeten Körper- und Geisteskräfte gewesen, er wollte gewiß brav und wacker bleiben; aber jetzt giebt es kein Zurück. Was er bis jetzt nur geahnt, sieht er mit erschreckender Deutlichkeit vor Augen: den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung, zwischen der Ausschweifung und dem Zusammenbruch aller Kräfte, zwischen dem frivolen Wüstling und dem lebensmüden Greise, zwischen der Sünde und dem Tode!

Da kam der Jom Kippur. Seit dem ersten Frühstrahl stand er vereint mit den Brüdern im Gebet vor Gott. Aber was den anderen wie tröstender Balsam die Wunden der Seele heilte, stachelte sein Gewissen mit neuen Qualen auf. Als er

heute Morgen zu beten anfing, vor dem Herrn der Welt, der als König waltete, bevor noch ein Geschöpf erschaffen war, sagte er sich bereits, daß er diese Worte nicht beten dürfe, ohne sich einer Blasphemie schuldig zu machen. Sein Herr war Er ja nicht mehr, er hatte ihm längst den Gehorsam versagt und sich in Trotz und Dünkel gegen Sein Gesetz aufgelehnt. Als der Segensspruch ihm über die Lippen gleiten wollte, der Gott als Denjenigen feiert, welcher uns durch Seine Gebote geheiligt hat und uns zur lauteren Erhebung der Hände verpflichtet, fiel sein starrer Blick auf die sündigen Hände, die sich an dem Gut des Brodherrn vergriffen hatten. Als er den Preis Gottes verkünden sollte, der den menschlichen Körper mit so wunderbarer Weisheit gebildet hatte, erstarb ihm das Wort auf der Zunge vor dem Gedanken, daß er die Offenbarung Gottes, die der Körper des Menschen verkündet, zur greisenhaften Ruine verunstaltet hatte. Wie hätte er denn auch Gott für die Thora der Wahrheit danken können, die er doch auf Schritt und Tritt mit Füßen getreten hatte! Mit dieser Thora hatte Gott ewiges Leben in unsere Reihen gepflanzt, und er steht da mit dem Keim des Todes im Herzen, weil er ihr keck den Rücken gewandt hat.

א' נשמת שנתת בי טהורה היא „Mein Gott, die Seele, die Du mir gegeben hast, ist rein!" O, sie ist nicht mehr rein, Vater, Gütiger, gib mir meine Reinheit wieder!

Aber Gott giebt diese Reinheit nur demjenigen, der sie sich im Kampf gegen Leidenschaft und Sünde verdient. Ich aber kann diesen Kampf nicht mehr kämpfen, ich bin siech, bin schwach, bin ein gebrochener Greis!

So hatte er den ganzen Tag vor Gott gerungen, als wir ihn in sich versunken an jene Säule gelehnt, in der Neïlastunde

trafen. Alle haben sie bereits Einlaß gefunden in die Gnadenpforte Gottes, und sie besiegeln diese wiedererlangte Versöhnung mit Gott durch den Vorsatz, daß sie in der neuen Zeitspanne, die ihnen Gottes Gnade gewährt, sie nichts mehr weglocken, nichts mehr wegdrohen solle von der treuen Nachfolge Gottes, von jetzt ab ist und bleibt Gott die einzige Macht, der sie sich fügen.

Siebenmal ruft's die Gemeinde zu den Sternen empor, die eben an ihrer Himmelswacht den Ausgang des Tages und den Anbruch des neu gewählten Lebens verkünden.

Der dröhnende Hall dieses ersten Rufes ruft den traumverlorenen, in sich versunkenen Unglücklichen in die Wirklichkeit zurück. Er ruft laut und mit der ganzen Kraft seiner Seele: „Vater, Gütiger, gib mir meine Jugend wieder, gib mir meine reine Seele und meinen ungebrochenen Körper wieder! Vater, wenn Du mir dieses Wunder gewährst, gelobe ich Dir in dieser Neïla-Stunde, daß mich keine Macht der Erde Dir und Deinem heiligen Willen je wieder entfremden soll, dann will ich ein neues Leben beginnen, an dem Du und alle braven Menschen ihre Freude haben werden! Vater, Vater, gib mir meine Jugend wieder!"

Und der Vater über den Sternen hat den Wunsch erfüllt. Es war ein achtzehnjähriger Jüngling, den die Uebermüdung des Tages in den Schlaf gesenkt hatte und ihm im Traume das Bild vorführte, welches sein inneres Seelenleben so tief bewegte, daß sein ergriffenes Innere noch die geisterhaften Fäden nach dem Erwachen weiter wob.

Und der Jüngling hat seinen Vorsatz nicht nur in der Neïla-Stunde noch durch sein הוא הא', sondern auch durch die

That seines ganzen Lebens besiegelt. Gottes Gnade hat ihm auch als Graukopf noch einen Hauch der Jugend bewahrt, und alljährlich, wenn sich in der Scheidestunde des Jom Kippur sein ה' הוא האלהים aus bewegtem Herzen über die betenden Lippen ringt, geht ihm eine Ahnung durch die Seele von dem Antheil, den dieses wunderbare Erlebniß daran hat, daß ihm trotz schwerer Mühen und Kämpfe, doch seine Lauterkeit und seine Jugend ungetrübt durch Gottes Gnade verblieben sind.

Aber das Gedächtniß an diese wunderbare Begebenheit beschränkt sich nicht auf die Neïla-Stunde, sondern begleitet ihn mitten durch's wogende Leben. Wo die Sünde und Leidenschaft sich an ihn herandrängen wollen, gedenkt er seiner verloren geglaubten Reinheit der Jugend und der wunderbaren Weise, durch welche Gott ihm ihren hohen Werth in einem Alter nahelegte, in welchem die meisten Menschen die Bedeutsamkeit die hohen, unersetzlichen Güter so vielfach verkennen. Dieses Bewußtsein wandelt ihm das ganze Leben zu einem großen Jom Kippur um, und läßt ihn nie die große letzte Neïla vergessen, welche die Zeitlichkeit abschließt und die Pforte zur Ewigkeit öffnet.

Aber um dieses Bewußtsein in jeder gotttreuen Brust zu wecken, bedarf es nicht erst eines Traumgesichts. Jeder Jüngling und jede Jungfrau erhalten neu mit jedem Morgen ihre frische Jugend wieder aus Gottes Hand. Glücklich die Jugend, die mit ihrer Vollkraft die Mäßigung und Reife des Alters verbindet und in dieser Vollkraft zu Gott und seinem Gesetz zurückkehrt, sobald sie dieselben verlassen hat. Diese Gesinnung des Alters in der Jugend sichert dem höchsten Alter den Reiz der Jugend, das auch dann, wenn die Schatten sich dehnen, noch dem letzten Tag entgegenlächelt, und der großen Neïla des

Lebens, wie derjenigen des Jom Kippur, mit dem Bewußtsein entgegen geht:

היום יפנה,
השמש יבא ויפנה
נבואה שעריך

Mag der Tag sich neigen,
Mag die Sonne weichen,
Wir werden's erreichen!

Universitäts-
bibliothek
Inventarnr.
96002150